

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 42

31. Januar 1995

Nr. 1

Durch Grenzerlebnisse unseren Horizont erweitern

In seiner Begrüßungsansprache zur 40. Hauptversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen e. V., am 12. November 1994, im Schloß Stauffenberg zu Lautlingen kündigte der Vorsitzende des Vereins, Professor Dipl.-Ing. Christoph Roller, den darauffolgenden Festvortrag mit dieser Betrachtung an:

Bei der Exkursion nach Halberstadt waren wir im Parkhotel Unter den Linden. Dort gab es – neu für uns – den Lindenspruch zu Nacht. Ein Spruch von Friedrich Rückert lautete:

Das sind die Weisen,
die durch Irrtum zur Wahrheit reisen.
Die beim Irrtum verharren,
das sind die Narren.

Wie oft verharren wir im Irrtum, weil wir nicht bereit sind, einen Blick über Grenzen zu tun, den Schritt über die Grenzen nicht wagen. Grenzerlebnisse sind dies, äußerlich erlebt, innerlich erfahren und bewußt geworden. Solche Grenzerlebnisse hat heutzutage jeder von uns: im Berufsleben, in der Freizeit, beim Gang durch die Stadt, wo Menschen anderer Sprache, anderer Kultur erkannt und erlebt werden, nicht nur beim Urlaub im Ausland.

Bei den Exkursionen unserer Vereinigung haben wir Grenzbereiche erfahren und bewußt

gemacht: Grenzbereiche des schwäbisch-alemannischen Raumes. Grenzbereiche des deutschen Sprach- und Kultur-Raumes. Grenzbereiche sind in der Regel umstritten, offen oder unterschwellig; auch jedes Tier markiert seinen Bereich und verteidigt ihn. Aus einem friedlich schnurrenden Katzentier kann spontan ein fauchender, kratzender Häustiger werden. Ähnliches erleben wir bei Menschen.

Wenn schon Grenzprobleme erkannt werden bei Menschen gleicher oder verwandter Kultur, wieviel brisanter wird das Zusammentreffen mit Menschen anderer Kultur und insbesondere anderer Religionen. Der Theologe Hans Küng sagte: Friede unter den Menschen kann es nur geben, wenn Frieden unter den Religionen einkehrt. Dies dürfte aber kaum möglich sein, solange jede Religion ihre Glaubensdogmen als von Gott gegeben, als unfehlbar verkündet und andere Religionsangehörige als

Ungläubige ausgrenzt oder durch Mission deren Seelen vor dem Verderben retten will. Ganz besonders kritisch wird es, wenn Religionen zusammentreffen, deren Völker sich als Gottes auserwähltes Volk wähen. Dies trat kraß in Erscheinung zwischen christlichen Religionen und dem Islam. Auch heute haben wir derartige Auseinandersetzungen nur wenige Kilometer von unseren Grenzen entfernt, Religionen treffen aufeinander, und ihre Völker führen Stellvertreterkriege.

Aber es gibt auch andere Möglichkeiten! Die Begegnung zweier großer Kulturen kann auch Bereicherungen des geistigen Lebens, des Denk-Horizontes geben. Davon wird heute Herr Dekan Hartmann uns berichten: „Perlen christlich islamischer Begegnungen“ ist sein Thema. Und damit kommen wir wieder auf das, was Heimatkunde bedeutet: Die Identifikation mit der Heimat, mit dem Besonderen, mit dem, was würdig ist bemerkt zu werden – merkwürdig – und bemerkt wird vermeintlich Selbstverständliches in der Regel erst dann, wenn es als nicht selbstverständlich erkannt wird. Bewußt wird uns dies, wenn wir Grenzerlebnisse haben, unseren Horizont erweitern. Damit hat Herr Dekan Hartmann das Wort.“

Perlen islamisch-jüdisch-christlicher Begegnungen

Von Dekan Karl Hartmann/Rosenfeld – 1. Folge

Unter den 800 Millionen Muslimen, die es auf der Welt gibt, wohnen allein in Deutschland 1,7 Millionen, in Frankreich 2,4 Millionen und in England 1 Million. Die Südküste des Mittelmeeres und sein gesamter Ostteil, Israel und ein Teil Zyperns ausgenommen, ist muslimisches Gebiet, und auch auf dem Balkan begegnen wir großen muslimischen Minderheiten. Wenn man also den Slogan „Muslime sind unter uns“ gebraucht, tut man dies mit vollem Recht. Aber bewußt geworden ist uns das erst seit kurzem.

Daß Gastarbeiter aus der Türkei und viele, die unter uns Asyl suchen, an Allah glauben, wird uns erst sichtbar, wenn sie Koranunterricht für ihre Kinder und den Bau von islamischen Gottesdiensträumen, also von Moscheen, einfordern. Dann plötzlich wird uns der bisher unbeachtete Muslim fremd, und wir müssen mit diesem Gefühl der Fremdheit fertig werden. Dies gelingt aber nur, wenn wir uns in Kultur und Geschichte des Islam hineinzudenken versuchen.

Natürlich kann man sich dabei alter Klischees bedienen. Sie sind uns aus dem Geschichtsunterricht relativ bekannt. Haben die Heerführer Mohammeds nicht die Welt, auch unsere abendländische Welt erobern wollen, bis sie gottlob durch Karl Martell im Jahr 732 mitten in Frankreich gestoppt werden konnten? Hat man nicht Kreuzzüge gegen den Islam geführt und in langen Kriegen die Mauren aus Spanien vertrieben? Standen die Türken nicht vor wenigen Jahrhunderten sogar vor Wien? Müssen wir uns also nicht in acht nehmen vor dieser militanten fremdartigen Religion, die keine Trennung von Glauben und Eroberungspolitik kennt?

Aber der Kollege am Arbeitsplatz und die Spielgefährtin unserer Kinder, das sind offensichtlich keine Welteroberer. Man müßte sie eigentlich ein wenig besser kennenlernen, um

ihre volle Menschlichkeit zu entdecken. Und hierzu möchte ich heute meinen Teil beitragen auf die Weise, auf der ich das kann: durch einen Blick in die Geschichte.

Geschichte, vor allem fremde Geschichte, sei langweilig, wird gelegentlich behauptet. Mir ist immer das Gegenteil begegnet, und zwar vor allem deshalb, weil sich Geschichte am ehesten erhellt, wenn man Geschichten liest oder erzählt bekommt. Und deshalb will ich versuchen, die Geschichte des Islam darzustellen als eine Perlenkette von menschlichen Begegnungen, und zwar solcher Begegnungen, wie sie in unserer Gegenwart auch geschehen sollten, damit wir uns besser kennenlernen. Daß ich das Judentum miteinschließe in meine Geschichten, wird nicht befremden dürfen. Juden, Christen und Muslime besitzen nach der Aussage Mohammeds eine „Buchreligion“, sind also über andere Religionen herausgehoben. Ob dieses Urteil Mohammeds richtig ist, mag dahingestellt bleiben, ernstnehmen wollen wir es allemal.

Mohammeds Begegnungen mit Christen und Juden

Wer je gewagt hat, eine deutsche Übersetzung des Koran zu lesen, und daran nicht

schon nach wenigen Suren erlegen ist, ist überrascht, wieviel er da aus der Bibel wiederfindet, und zwar aus altem und neuem Testament – und wie oft sich Mohammed mit Juden und Christen beschäftigt, sie lobt oder tadelt, je nach Thema. Wo hat er das denn her? Nun, dazu dürfen wir nur den jungen Mohammed auf seinen Berufsreisen begleiten. Er hatte früh die Eltern verloren, war von seinem Onkel erzogen und zum Handelskaufmann ausgebildet worden, wie wir heute sagen würden, war dann von einer reichen, mehr als 10 Jahre älteren Witwe angestellt worden, die sich in den intelligenten jungen Mann verliebt und ihn geheiratet hatte, so etwas soll ja vorkommen. Freilich, in einem Büro saß ein Kaufmann damals nie. Er reiste herum, und von Mekka aus hieß das, er besuchte die Scheichs der arabischen Halbinsel und angrenzender Gebiete in ihren Zelten, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Das ist im Orient Sache eines meist endlosen Palavers bei heißem Tee ums offene Feuer in kalten Nächten. Und da erzählt man sich zuerst einmal Geschichten, denn wer mit seinem Anliegen gleich ins Haus fällt, hat überhaupt keine Chance, etwas zu erreichen.

Nun, die Welt seiner arabischen Stammesgenossen kannte Mohammed einigermaßen, sie hatten ihre Götter und pilgerten gelegentlich zur Kaaba nach Mekka, um sie anzubeten und sich von tüchtigen Tourismusmanagern das Geld abnehmen zu lassen, Mohammeds Onkel und Vettern waren da überaus tüchtig. Einer ihrer letzten Nachkommen ist übrigens König Hussein von Jordanien. Aber da gab es ja auch christliche und jüdische Scheichs. Die jüdischen lebten schon seit der babylonischen Ge-

fangenschaft in vielen Ecken Arabiens, die christlichen waren meist Monophysiten, von der byzantinischen Reichskirche als Ketzer verjagt oder freiwillig nach Osten gezogen. Die Juden, selber Orientalen, erzählten endlose Geschichten aus dem alten Testament, dazu aber auch eine Menge apokrypher Legenden über ihre frommen und weniger frommen Vorfahren. Mohammed hörte genau zu, und er übernahm ohne Kritik das monotheistische Gottesbild und sogar den Namen Gottes von diesen Juden, denn das Wort „Allah“ stammt aus dem Alten Testament und heißt dort hebräisch „Eloah“.

Und dann waren es auch Christen. Unter ihnen gab es viele Asketen und Mönche, über die sich Mohammed wunderte und die er ein wenig bewunderte, weil sie so demütig waren. Und doch ärgerte er sich auch über sie, denn diese monotheistischen „Sektierer“ hatten Jesus aus einem Menschen zu einem reinen Gott gemacht und verehrten sogar seine Mutter geradezu göttlich. Da war sie, die verdammte Vielgötterei, die sich mit einem Begriff „Trinität“ nannte. Mohammed hat die Trinitätslehre in dieser schrecklich verballhornisierten Form immer gehaßt, zumal er mit dem „Heiligen Geist“ überhaupt nichts anfangen konnte, denn ein Geist ist für einen Araber immer ein Dämon. Gut sind als Gottesdiener allenfalls die Engel. Außerordentlich verehrt hat Mohammed allezeit Jesus. Das war ja einer der ganz großen Propheten neben Mose, David, dem Täufer und natürlich neben ihm selber.

Über alles das aber hatte man in den Zelten der Scheichs am Lagerfeuer bis in die Nacht hinein erzählt, hatte darüber diskutiert, und Mohammed hatte genau zugehört und alles wohl behalten. Und das alles war dann eingeflossen in jene Verkündigungssprüche und Predigten, die man später zu den Suren des Koran zusammenstellte. Übrigens hat Mohammed seine ersten Predigten genauso begonnen wie Jesus: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe.“ So also entstand die dritte der „Buchreligionen“, durch Begegnungen. Am Schluß kam man dann wohl auch noch zum Handel.

Mohammed und Heraklios

Kaiser Heraklios von Byzanz ist müde. Den ganzen Tag hat er im Heerlager von Bostra am Haurat mit dickköpfigen Priestern herumdiskutiert, die partout keinen Frieden mit den Sektierern schließen wollen, obwohl ihn der Kaiser so nötig hätte. Er hat zwar die Parther besiegt und aus Kleinasien zurückgetrieben in ihr Mutterland, aber unter welchen entsetzlichen Verlusten. Seine Truppen sind müde und unwillig. Und soll man sich in Ägypten auf einen Glaubenskrieg zwischen Christen einlassen, nur weil die einen behaupten, Jesus habe nur einen göttlichen Willen besessen, die anderen aber, er habe auch menschliche Bedürfnisse verspürt. Solange diese störrischen Ägypter die gewaltigen Steuern zahlen, die Heraklios ihnen auferlegt hat, sollen sie doch glauben, was sie wollen.

Plötzlich entsteht Lärm vor dem Palast. Heraklios sieht vom Fenster aus einen staubverkrusteten Beduinen, der einen Brief schwenkt, während ihn die kaiserlichen Wachen überwältigen. „Siehst du den Sarazenen?“, sagt der Kaiser zu einem seiner Diener, „Hol mir seinen Brief, und der Mann soll festgehalten werden!“ Dann winkt er gnädig der versammelten Volksmenge vor dem Palast zu. Heraklios hält viel vom sechsten Sinn, auf den er sich immer erfolgreich verlassen hat. Als er das Stück Papier in der Hand hält, spürt er: Das ist der Anfang von etwas Neuem. Aber von was? Und dann liest er:

● „Im Namen Allahs des Gnädigen, des Barmherzigen! Von Mohammed, dem Gesandten Gottes, an Heraklios, den Großen der Römer! Gruß dem, der auf dem rechten Weg geht. Ich fordere dich auf, dich zum

Islam, zur Unterwerfung unter Allah zu bekennen. Werde Muslim und erwirb dir den Frieden. Dein Lohn wird doppelt sein. Weist du jedoch diesen Ruf zurück, so fällt Schuld auf dich für alle, die im Irrtum verharren. O ihr Völker, die ihr an die Schrift glaubt, vereinigen wir uns nach dem Wort: Laßt uns nur den einzigen Gott verehren, dulden wir keine anderen Götter neben ihm!“

Heraklios schüttelt den Kopf, als er die seltsamen Worte „Allah“, „Islam“ und „Muslim“ liest. „Unfug“, sagt er, „ein Verrückter aus der

Wüste. Keine Antwort, laßt ihn laufen.“ Dichja ibn-Chalifa reitet zu Mohammed nach Medina zurück. Er weiß: Byzanz ist verloren. Der Kaiser hat dem wahren Propheten nicht gehorcht, er hat ihn nicht einmal angehört. Die erste Begegnung zwischen Islam und Byzantinertum – und kein Kontakt. Geschehen im Jahr 630. Zwanzig Jahre später hat Byzanz die Provinzen Antiochien, Jerusalem, Alexandrien, Zypern und Karthago an Mohammeds Nachfolger verloren. Die Araber werden überall als Befreier begrüßt.

(Fortsetzung folgt)

Vogel des Jahres: Die Nachtigall

von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, OG Balingen

Unter den einheimischen Singvögeln wirkt der Gesang der Nachtigall besonders eindrucksvoll. Die Strophen sind vielfältig. Reine Flötentöne wechseln mit harten und rauhen Lauten ab. Diese mit dem Rotkehlchen nah verwandte Vogelart bewohnt feuchtes, buschreiches Gelände, dichte Feldgehölze und Hecken. Mit der Zerstörung von Feuchtgebieten und Auenwäldern und der Beseitigung von Büschen nimmt die Anzahl möglicher Brutbiotope ständig ab. Der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern machen mit der Wahl der Nachtigall zum Vogel des Jahres 1995 auf diese Gefährdungen aufmerksam.

Die Nachtigall gehört wie die Schwalbe oder der Gartenrotschwanz zu den Langstreckenziehern. Die Zeit des Rückfluges in die Überwinterungsgebiete beginnt bereits im Juli und reicht bis in den September hinein. Die Winterquartiere liegen in den feuchteren Savannengebieten Afrikas von Sierra Leone bis Uganda. Nur in Ostafrika wird der Äquator überflogen. In Kenia kommen die bei Nacht ziehenden Vögel im Oktober an. Die in den Savannen eingenommenen Reviere bestehen aus Gebüschgruppen und dichten Krautschichten.

Im März beginnt der Rückzug. Dieser setzt in den Grasländern ein, geht über die Sahara und das Mittelmeergebiet hinweg und erreicht schließlich im letzten Aprildrittel die Brutgebiete Mitteleuropas. Die Ankunft hängt von großräumigen Wetterlagen ab. Die Vögel nutzen vor allem südliche Warmluftströmungen aus. Bei besonders starken Südwinden driften die Vögel weit nach Norden ab und besetzen neue Gebiete. Die periodische Besiedlung Mitteleuropas während der letzten 200 Jahre kann mit hohen Temperaturen während des Frühjahrszuges korreliert werden.

Die Nordgrenze des Brutareals verläuft im allgemeinen im nördlichen Schleswig-Holstein. In Baden-Württemberg brütet die Nachtigall vor allem in den wärmeren und niedriger gelegenen Landschaften. Im Oberrheintal von der Flußniederung über die Niederterrasse bis zur Vorbergzone im Kaiserstuhl, am mittleren Neckar meist unterhalb 300 m, am Bodenseegebiet noch oberhalb 400 m, im Donaauraum bis auf 550 m und am Nordostrand der Schwäbischen Alb bis auf 520 m. Im Raum Balingen – Geislingen gab es in den letzten Jahren z. B. Brutreviere auf dem Fochenzenberg in einer Höhenlage von 580 m und am Abfall des Heubergs in Richtung Schädelhärte im Bereich „Nachtigall“ in 590 m Höhe. Der Gewannname „Nachtigall“ ist auf ehemals regelmäßiges Vorkommen und hohe Bestandsdichten zurückzuführen.

Die Nachtigall bewohnt Auenwälder, Ufergebüsch, dichte Laubwälder in feuchterem Gelände, buschreiche Parkanlagen, größere Feldgehölze mit dichtem Unterholz, Hecken und verwilderte Gärten. Fangzahlen der Erstfänge, ermittelt während der Zugzeit (Wegzug) auf der Halbinsel Mettnau für die Jahre 1972 – 1978, weisen Maxima in folgenden Biotopstrukturen auf: 4,9 m hohe Gebüschzone aus Faulbäumen und Kreuzdorn und ein bis zu 14 m hohes Wäldchen aus Erlen, Weiden und Schneeball. Aus Siedlungsdichte-Untersuchungen in den Rheinauen südlich Karlsruhe geht hervor, daß Hartholzauen (Eichen-Ulmen-Wälder) von Nachtigallen bevorzugt angenommen werden. – Die erwähnten Reviere im Tal und auf dem Fochenzenberg lagen in

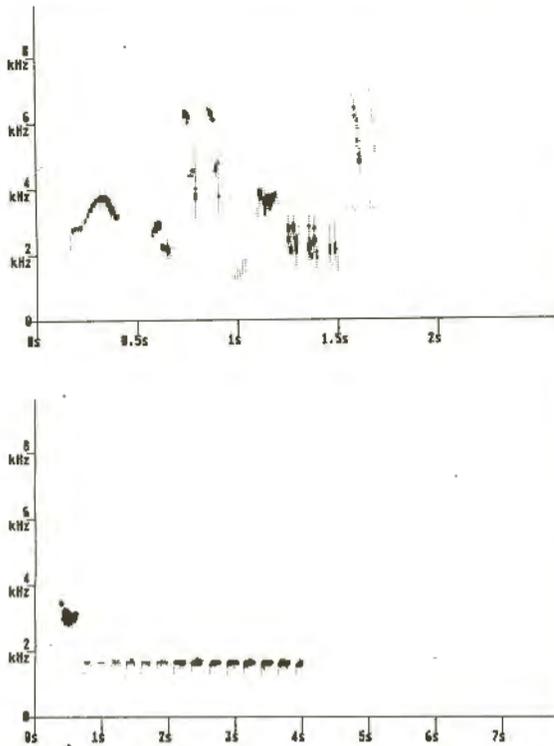


Nachtigall: singendes Männchen

zusammenhängenden Heckengürteln mit dichter Bodenvegetation.

Die Nachtigall hat, wie viele andere gute Sänger, ein unscheinbares Gefieder. Die Unterseite ist hell, die Kehle weißlich und der Schwanz rotbraun. Der bei Tag und in der Nacht vorgetragene Gesang dient der Revierabgrenzung und dem Anlocken der Weibchen, die etwa eine Woche später aus den afrikanischen Winterquartieren zurückkehren. Die Sonogramme zeigen einige Strophenelemente aus dem reich strukturierten Nachtigallengesang. Gut erkennbar ist der Wechsel zwischen hohen und tiefen Elementen sowie am Schluß die an Lautstärke zunehmende Schmettertour.

Während der Fortpflanzungsperiode singen die Männchen weniger häufig. Nach der Paarbildung baut das Weibchen am oder unmittelbar über dem Boden ein Nest aus trockenem Laub, Gras und aus Haaren. Das Gelege umfaßt im Mittel fünf olivgrüne Eier. Die Bebrütung durch das Weibchen dauert zwei Wochen. Die geschlüpften Jungvögel werden von beiden Altvögeln gefüttert. Die Nahrung setzt sich überwiegend aus Insekten und Würmern zusammen. Nach einer Nestlingszeit von elf bis zwölf Tagen verlassen die Jungen das Nest. Jetzt beginnt auch die lernsensible Phase, in der die Jungvögel auf den arteigenen Gesang geprägt werden. Dieser ist nicht angeboren, sondern muß wie bei anderen Singvögeln gelernt werden. Die Lernphase läuft parallel zu einem kurzfristigen Wiederanstiegen der Gesangsaktivität der Altvogel-Männchen. Die Sangeskunst hängt somit von der Gesangsqualität der Vorsänger ab.



Sonogramme: Ausschnitte aus einer Nachtigallenstrophe, aufgenommen auf dem Fochenzenberg (H. Rebstock); Die Schwärzungen repräsentieren die Strohelemente. Der Schwärzungsgrad deutet die Lautstärke an.

In den schon seit 150 Jahren nachgewiesenen Verbreitungsschwerpunkten um Radolfzell und auf der Halbinsel Höri ist seit 1970 ein Anstieg der Nachtigallenbestände zu verzeichnen. Auch in anderen Gegenden Baden-Württembergs gibt es Zunahmen oder ausgeglichene Populationen. Gelegentlich werden sogar höhere Lagen besiedelt. Trotz dieser erfreulichen Tendenzen gibt es bei der Nachtigall regional auch erhebliche Bestandsverluste. Verantwortlich dafür sind u. a.: Die Zerstörung der produktivsten und artenreichsten Ökosysteme, nämlich der Auenwälder; die Beseitigung der Gebüsche entlang vieler begradigter Flüsse und Bäche; die Umstrukturierung von Laubwäldern; der Mangel an geeigneten Brutplätzen in zu gepflegten Parkanlagen und Gärten.

Um den Bestand dieses populären Sängers

langfristig zu sichern, wären folgende Maßnahmen dringend notwendig: Erhalt der seltenen Auenwaldbestände; Weiterbestand und Vergrößerung der bisher ausgewiesenen

Schutzgebiete (viele Nachtigallreviere liegen in Naturschutzgebieten); Renaturierung von Wasserläufen und eine naturgemäße Gestaltung öffentlicher Grünanlagen.

Heimatkundliche Vereinigung Balingen e. V. Studienfahrten und Vorträge - 1995 -

Freitag,	24.	2.	Kratt: Dia-Vortrag: Exkursion Oberbayern - Salzburg, 18.30 Uhr Landratsamt
Freitag,	24.	3.	Lust: Dia-Vortrag: Biologisch-dynamischer Gartenbau einschl. der kosmischen Zeitpunkte nach dem Saatkalendar Maria Thun, 18.30 Uhr Landratsamt
Samstag,	8.	4.	Kuhn/Scheff: Führung durch Siedlungslandschaft Degerfeld mit Geologie und Archäologie (nachmittags mit Pkw), 15.00 Uhr Degerfeld
Freitag, 28.	4./1.	5.	Willig: Exkursion: Freiburg/Schweiz und Genfer See
Dienstag,	9.	5.	Künstler: Dia-Tonbildschau: Exkursion Sachsen-Anhalt, 18.30 Uhr Landratsamt
Mittwoch,	10.	5.	Klek: Führung durch ehem. Klosteranlagen St. Luzen und Stetten/Hechingen (mit Lehrerfortbildung, nachmittags mit Pkw), 15.00 Uhr St. Luzen
Samstag,	20.	5.	Munz: Litera-Tour rund um den Schloßbergturm Ebingen, 14.00 Uhr Waldheim
Samstag,	17.	6.	Roller: Exkursion: Dom zu Speyer und Bischofsresidenz Bruchsal, DM 46.-
Samstag,	15.	7.	Groh: Exkursion: Klosteranlagen in St. Blasien, Münstertal, Sulzburg, DM 46.-
Sonntag, 20./27.	7.		Roller: Exkursion: Tangermünde, Alte Mark und Brandenburg-Potsdam
Sonntag,	17.	9.	Hühner/Kratt: Exkursion: Montfortstadt Tettnang und Reichsstadt Lindau, DM 46.-
Samstag,	30.	9.	Pemsel: Führung durch das Museum Hagenlocher Meßstetten, 15.00 Uhr Museum
Sonntag,	15.	10.	Foth/Munz: Exkursion: Reichsstadt Ulm, DM 46.-
Samstag,	28.	10.	Walz: Vortrag: „Totentanz 68“, 18.30 Uhr Landratsamt
Samstag,	11.	11.	Hauptversammlung im Schloß Stauffenberg zu Lautlingen, 18.00 Uhr Festredner Herr Dr. Foth, Thema: Wiederaufbau der Verwaltung bei Gemeinden, Städten und Landkreisen nach 1945, auch aus der Sicht der französischen Besatzungsmacht. Musikalische Begleitung: Trio Köhler, Will-Reber, Reber. Gäste sind herzlich willkommen.

Die mehrtägigen Exkursionen werden mit Angabe der Teilnehmerbeiträge gesondert ausgeschrieben - Um möglichst frühzeitige Anmeldung zu den Studienfahrten bittet die Geschäftsführerin Frau Ruth Hübner, im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74 oder 84 75, Fax (0 74 27) 84 75. Bei mehrtägigen Exkursionen schriftliche Anmeldung.

Löwen-Mauthe: Ein Pionier?

Von Dr. Peter Thaddäus Lang/Albstadt

Es war ein großes Ereignis für die Ebinger, als 1878 die Eisenbahnlinie hierorts eröffnet wurde - ein Ereignis, das die Bürger der Stadt mit einem gebührenden festlichen Rahmen versahen. Unter anderem veröffentlichten sie eine kleine Festschrift, deren Text sich auch mit Ebingens Wirtschaftsgeschichte befaßte. Dort finden wir erstmals die Leistungen jenes Strumpfwirikers und Fabrikanten Johannes Mauthe dargestellt, den viele Ebinger bis zum heutigen Tag für den Begründer der Ebinger Textilindustrie halten, und zwar in folgendem Wortlaut:

„Im Jahr 1836 führte ein hiesiger Fabrikant, Herr Johannes Mauthe zum Löwen, die Rundmaschine aus Mons in Belgien ein; da die Maschine seinen Anforderungen nicht entsprach, schritt er alsbald zum Bau einer anderen nach einem von ihm wesentlich verbesserten System und ließ darnach noch im selben Jahr elf Stück verfertigen. Es wurde somit in Ebingen die erste Rundmaschine in Deutschland gebaut. Welche Umwälzung die Rundmaschine in die Strumpfwaren-Fabrikation gebracht, bedarf (...) wohl keiner näheren Beleuchtung. Im Jahr 1834 stellte Herr Mauthe sodann die erste, von einem Engländer gebaute Dampfmaschine hier auf, welche er anfangs 1840 durch eine neue, die zweite am Platz, ersetzte.“

Der hier fast schon über den grünen Klee hochgelobte Mann war zu jenem Zeitpunkt noch am Leben; erst vier Jahre später starb er im Alter von 75 Jahren. Die Ebinger Lokalzeitung pries in ihrem Nachruf seine Verdienste mit ähnlich vollmundigen Worten, wie es bereits die Broschüre von 1878 getan hatte, und

auch Gottlob Friedrich Hummel übernimmt in seiner 1923 erschienenen Ebinger Stadtgeschichte den Text der Eisenbahn-Festschrift nahezu wörtlich.

Der Löwen-Mauthe war somit für die Ebinger ein weit vorausschauender Pionier, ein Mann, der durch seine weitsichtigen Leistungen das Zeitalter der Industrialisierung in Ebingen einläutete - eine Person zudem, die schon bald von allerlei Schwänken und Schnurren umrankt war.

Dergestalt erscheint es durchaus folgerichtig und schlüssig, wenn der Ebinger Heimatforscher Joseph Halm in seiner Anekdoten-Sammlung „Stumpeholz“ 1941 den Löwen-Mauthe paradiieren läßt - neben anderen knorrigen Figuren wie den „Blotterhaf“, den „Schüttler-Balthes“ oder den „Ure-Ludwig“.

Johannes Mauthe - alias Löwen-Mauthe - schien somit einen festen, unverrückbaren Platz in der Ebinger Lokalgeschichte eingenommen zu haben. Solange jedenfalls, bis ihn

1986 Walter Stettner in seiner Ebinger Stadtgeschichte vom Sockel stoßen wollte:

Genau so wenig wie die Dampfmaschine für das Jahr 1834 ließe sich der Rundstuhl für 1836 in archivalischen Quellen nachweisen, meinte Stettner. Solche Belege könnten hingegen erst für die Zeit nach 1850 erbracht werden.

Natürlich stieß Walter Stettner mit dieser Aussage bei den Ebinger Heimatkundlern auf Widerspruch. So befaßte sich Ernst Koch 1990 in seiner kleinen Geschichten-Sammlung „Am Stadthrunnen“ in einem Kapitel mit unserem Löwen-Mauthe und förderte dabei eine völlig neue Quelle zutage:

Nach Auskunft der Ebinger Bauakten erhielt der Strumpffabrikant Johannes Mauthe am 8. Juli 1834 die Genehmigung, in seinen Fabrikationsräumen auf der Schütte eine Dampfmaschine aufstellen zu dürfen. - Einen Beleg für die Rundstrickmaschinen blieb Ernst Koch zwar schuldig, aber durch seinen unumstößlichen Nachweis für die Ebinger Dampfmaschine des Jahres 1834 gewinnt eine Ebinger Rundstrickmaschine im Jahr 1836 doch ganz schön an Glaubwürdigkeit.

Bei diesem Stand der Dinge braucht man es jedoch nicht bewenden zu lassen. Das Stadtarchiv Albstadt verfügt über eine ganze Reihe weiterer Unterlagen, die neues Licht auf das Leben des Löwen-Mauthe zu werfen vermögen

– insbesondere sind dies die zeitgenössischen Gebäudekataster, die Akten der Gebäudebrandversicherung, die Testamente und Heiratsverträge (dem Fachmann bekannt als „Inventuren und Teilungen“) und schließlich noch die Gemeinderatsprotokolle der Stadt Ebingen.

Beginnen wir mit dem Inventar eines Mauthe'schen Ehevertrages aus dem Jahre 1840 – dort sind mit typisch altwürttembergischer Verwaltungspedanterie sämtliche Haushaltsgegenstände, Kleidungsstücke und Handwerksgeräte aufgeführt. Dort finden wir auf Seite 13 verso:

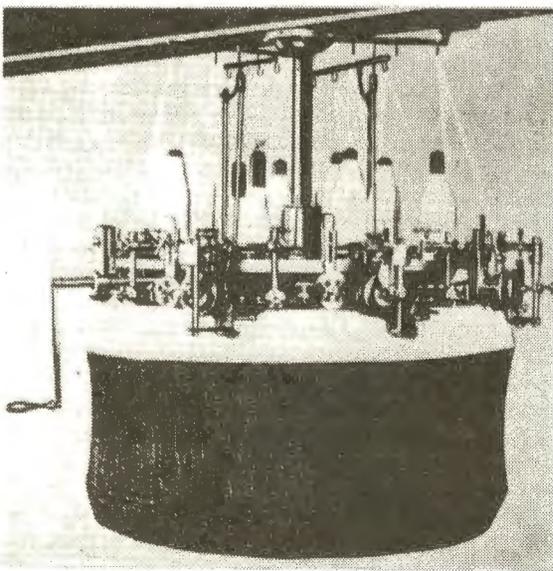
„Handwerkszeug etc. Ein Strumpfwebstuhl, ganz eisen, 50 Gulden; desgleichen, 88 Gulden; desgleichen, 50 Gulden; desgleichen, 60 Gulden.“

Durch die Spezifikation „ganz eisen“ dürfte das angesprochene Gerät eindeutig als Maschine zu identifizieren sein. Es kommen allerdings zwei Typen in Frage, nämlich die Flachstrickmaschine und die Rundstrickmaschine. Da die Flachstrickmaschine erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Verbreitung fand, kann es sich hier nur um eine Rundstrickmaschine handeln. Freilich nicht um jene Maschinen, mit denen der französische Erfinder Fouquet die Wirkwarenherstellung revolutionierte, sondern um einen primitiven Vorläufer davon. Dies ergibt sich eindeutig aus dem Preis: „Die Fouquet'schen Erzeugnisse wurden zu Preisen zwischen 119 und 686 Gulden gehandelt, Mauthe's Maschinen hingegen sind auf einen Bruchteil dessen taxiert.“

Wir halten also fest: Der Ebingener Fabrikant Johannes Mauthe besaß 1840 vier primitive Strickmaschinen. Von einer Dampfmaschine ist in dem besagten Aktenstück allerdings keine Rede – was jedoch nicht heißen muß, daß er in der fraglichen Zeit keine besaß. Unter dem Punkt „Eine Ölmühle, mit eingerichteter Färberei und Walke“ könnte als integrierter Bestandteil unausgesprochen eine Dampfmaschine mit inbegriffen sein.

Etwas präzisere Auskünfte gibt uns ein städtisches Gebäude-Einschätzungsprotokoll aus dem Jahre 1854. Dort ist listenartig folgendes aufgeführt: „...die Dampfmaschinen mit Kessel und Zubehör zu 2500 Gulden, ferner 13 Stück Rundmaschinen zu 1000 Gulden.“ Da ist sie also wieder, die Dampfmaschine, und auch Rundmaschinen in beeindruckender Anzahl.

Nur: Die Fouquet'schen Modelle können es nicht sein, denn dafür ist die Wertangabe viel zu niedrig: bei 1000 Gulden für dreizehn Maschinen kommt jede Maschine auf 77 Gulden – weit entfernt von den mindestens 168 Gulden der französischen Maschinen aus Stuttgart. Möglicherweise handelt es sich um Rundstühle, die Johannes Mauthe direkt in Ebingen anfertigen ließ? Keine schlechte Idee, dies, aber leider nur eine Vermutung.



Rundstuhl der Firma Fouquet

Soweit unsere Quellen. Versuchen wir nun auf dieser Grundlage ein Lebensbild des Johannes Mauthe zu erstellen, um ihn dadurch noch etwas näher kennenzulernen:

1807 wurde er als Sohn des Strumpfwirkers David Mauthe in Ebingen geboren, in einer denkbar schlechten Zeit, mitten in den Napoleonischen Kriegen und kurz nach Beginn der Kontinentalsperre. Die Strumpfwirkerei, während des ganzen 18. Jahrhunderts ein blühendes Gewerbe auf der Westalb, war in eine tiefe Krise geraten.

Der Mauthe'sche Betrieb gehörte zu den wenigen, die in Ebingen überlebten. Dort erlernte Johannes das Strumpfwirker-Handwerk und übernahm gegen Ende der 1820er Jahre das väterliche Unternehmen, das er im Laufe der nächsten Jahrzehnte zielstrebig und mit großer Energie ausbaute.

Als er 1831 die Christina Barbara Sting aus Balingen ehelichte, brachte er Sachwerte im Umfang von rund 4500 Gulden in die Ehe, in der damaligen Zeit ein durchaus ansehnliches Vermögen für einen Handwerksmeister. Zu seinem Besitz zählten auch zwei „Strumpfwerberstühle“ im Wert von je 60 Gulden, wohl aus Holz gefertigt, das in Ebingen übliche Arbeitsgerät der Strumpfwirker.

Mit Christina Barbara Sting machte unser Johannes keine schlechte Partie, denn das Vermögen seiner Ehefrau belief sich immerhin auf stattliche 6000 Gulden. Neun Jahre später heiratet Mauthe zum zweiten Mal. Er nennt sich jetzt „Strumpfwaren-Fabrikant“, gewiß nicht ohne Stolz und mit voller Berechtigung, wie das Inventar aus dem Jahre 1840 belegt.

Sein Vermögen war innerhalb eines knappen Jahrzehnts von 4500 auf 27 700 Gulden angewachsen, hatte sich also versechsfacht. Mittlerweile hatte er auch den Radius seiner kommerziellen Unternehmungen gewaltig erweitert: Zu Ölmühle, Walkmühle und Strumpfwirkerei waren Schafzucht, Spinnerei und Textilgroßhandel hinzugekommen.

So nannte er umfängliche Schafherden sein eigen, die in Bisingen, Thanheim, Pfeffingen und Margrethausen auf der Weide standen – insgesamt nahezu 600 Stück; er besaß eine Spinnerei in Laufen; er verfügte über ein gut gefülltes und wohl assortiertes Rohstofflager, in welchem sich neben Baumwollgarnen auch Wollgarne befanden in allen erdenklichen Farben, Verarbeitungsarten und Qualitätsstufen.

Weit ausdifferenziert und am Prinzip der „lean production“ orientiert zeigt sich Mauthe's Fertigwarenlager – da finden wir Socken, Strümpfe, Kappen, Unterhemden und Handschuhe – Textilien für Kinder und für Erwachsene, für Frauen und Männer, für wärmere und für kältere Tage, insgesamt über 70 verschiedene Artikel.

Wie das Verzeichnis seiner Außenstände belegt, vertrieb Mauthe seine Waren überall im süddeutschen Raum. Seine Geschäftsbeziehungen reichten von Karlsruhe und Mannheim im Norden bis nach Luzern, Basel, St. Gallen und Graubünden im Süden; ja, einmal ist sogar von New York die Rede.

Johannes Mauthe gehörte somit zu den reichsten Bürgern Ebingens. Um es ganz genau zu sagen: Bis 1870 zählt er zu den betuchtesten Einwohnern der Stadt. So nimmt es denn nicht wunder, daß er ab 1848 in Ebingen als Stadtrat fungiert (Protokoll vom 6. Juni 1848). Kraft dieses Amtes übernimmt er sogleich den Auftrag, zusammen mit acht anderen Ebingener Bürgern eine Bürgerwehr aufzustellen.

Auch in den folgenden Jahren können wir den Ratsprotokollen immer wieder entnehmen,

daß der Fabrikant Mauthe sich für das Gemeinwesen einsetzte. Nach 1853 werden solche Hinweise jedoch seltener. Mauthe's Interesse an kommunaler Tätigkeit scheint in den Folgejahren vollends ganz erlahmt zu sein, weshalb er 1856 schließlich per Gemeinderatsbeschluß aufgefordert wird, er möge doch wieder an den Ratssitzungen teilnehmen. Dennoch bleibt seine Anwesenheit im Rat eher sporadisch, bis sein Name ab 1858 aus den Protokollen schließlich ganz verschwindet.

Die industrielle Aufwärtsbewegung nach 1870 gestaltet Johannes Mauthe nicht mehr aktiv mit, er zieht sich in seinem letzten Lebensjahrzehnt nicht nur aus der Lokalpolitik, sondern auch aus dem Geschäftsleben mehr und mehr zurück.

Ein erfolgreicher Geschäftsmann, unser Löwen-Mauthe, dabei aber knochenhart und von moralischen Skrupeln kaum geplagt. So ist ein beträchtlicher Teil seiner Produktion nach dem sogenannten Verlagssystem organisiert. Das bedeutet: Er läßt Näherinnen und Strumpfwerber für sich arbeiten, aber nicht gegen Lohn. Vielmehr liefert er ihnen Arbeitsgerät wie auch Rohmaterial auf Darlehensbasis und „kauft“ dann ihnen das Fertigprodukt zu einem äußerst niedrigen Preis ab, wobei die Ratenzahlungen des Darlehens verrechnet werden.

Außerdem schreckt Mauthe nicht davor zurück, seine Gesellen auch sonntags arbeiten zu lassen: Der Kirchenkonvent erteilt ihm dieserhalb 1851 eine harsche Rüge. – Johannes Mauthe, ein beinhardter Geschäftsmann. Aber trotz alledem ein Pionier!

Quellen:

Ebingen, Gebäude-Einschätzungsprotokoll 1854. Ebingen, Gemeinderatsprotokolle 1848–1860. Ebingen, Inventuren und Teilungen: Nr. 2396 (1831); Nr. 3228 (1840) (Alle im Stadtarchiv Albstadt).

Literatur:

Achim Breßler, Gründung und Ausbau der „Zirkular-Strumpfweb-Maschinen-Fabrik“ Carl d'Ambly, Fouquet & Comp. 1852 in Stuttgart. Eine Fallstudie zur Gewerbeförderung und technologischen Innovation in der württembergischen Industrialisierung. Magisterarbeit, Mannheim 1989.
Robert Göbel, Denkschrift zur Feier der Eröffnung der Eisenbahn und der zu Ehren derselben veranstalteten Lokal-Gewerbe-Ausstellung in Ebingen, Ebingen 1878.
Joseph Halm, Stumpeholz. Heitere Geschichten aus Alt-Ebingen, Balingen 1941.
Gottlob Friedrich Hummel, Geschichte der Stadt Ebingen, 1. Auflage, Ebingen 1923.
E. H. O. Johannsen/R. Fahrbach u. a., Die Geschichte der Textil-Industrie, Leipzig 1932.
Ernst Koch, Am Stadtbrunnen. Ebingen Geschichte und Geschichten, Ebingen 1990.
Walter Stettner, Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt, Ebingen 1986.
Walter Stettner, Rundstuhl und Dampfmaschine in Ebingen. In: Heimatkundliche Blätter 34, 1987, S. 587 f. (31. März 1987).
Für die kritische Durchsicht des Manuskripts bin ich der Leiterin der Albstädter Museen, Frau Susanne Göbel, zu Dank verpflichtet.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dekan Karl Hartmann
Mömpelgardgasse 17, 72348 Rosenfeld
Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen
Dr. Karl-Eugen Maulbetsch
Am Stettberg 9, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 42

28. Februar 1995

Nr. 2

Vor 50 Jahren:

Der Luftangriff auf Laufen

Am 22. Februar 1945/Von Dr. Peter Thaddäus Lang / Albstadt-Ebingen

Bis weit in die Neuzeit hinein blieb die Beschäftigung mit dem Fliegen eine Domäne von Träumern, Poeten und Phantasten, als dann während des 17. und 18. Jahrhunderts Ingenieure und Naturwissenschaftler sich dieses Themas annahmen. Die Erfinder und Konstrukteure konnten es allerdings nicht verhindern, daß die Fluggeräte alsbald dazu benutzt wurden, das menschliche Leben gewaltsam zu verkürzen. Eine derartige Absicht ist erkennbar, schon lange bevor es brauchbare Fluggeräte gab: Ein afrikanisches Märchen beispielsweise erzählt uns von einem der Flugkunst mächtigen Zauberer, dessen Stamm von einem feindlichen Volk bedroht wurde.

Der Zauberer nahm deshalb kurzerhand einen großen Sack voll Steinen mit auf seinen nächsten Flug, schleuderte diese auf die Feinde und rettete seine Leute damit vor weiterer Bedrohung.

Das Märchen wirft einen beängstigend schwarzen Schatten auf die Geschichte des Flugwesens, denn jeder einzelnen Erfindung, jeder technischen Neuerung folgte der militärische Mißbrauch auf dem Fuße. So versuchten etwa die Österreicher im Jahre 1849, die aufständischen Venezianer zur Botmäßigkeit zu bringen, indem sie von einem Ballon aus Bomben auf die Lagunenstadt warfen.

Von „Luftkrieg“ kann man in diesem Zusammenhang freilich noch nicht reden, denn die Flugapparate verfügten bei weitem noch nicht über die hierzu erforderliche technische Ausgereiftheit. Das hatte sich indes geändert, als im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Zum Glück war der Schaden gering, den die tollkühnen Männer in ihren fliegenden Kisten anrichteten, verglichen mit dem unvorstellbar großen Leid, das die vielen anderen Mordmaschinen verursachten - die Maschinengewehre, die Flammenwerfer, die Gasgranaten, die Tanks...

Trotzdem: Am 22. September 1915 zeigten sich erstmals vier französische Flugzeuge über Stuttgart. Sie warfen einige Bomben ab und töteten damit sieben Menschen. Bis Kriegsende folgten neun weitere Besuche solcher Art.

Das war nur die Vorspeise des Kriegsgotts - der Hauptgang wurde 21 Jahre später serviert. Bis zum zweiten Weltkrieg durchlief die Luftfahrt eine rasante technische Entwicklung: die Maschinen wurden größer, stabiler und wendiger, sie flogen schneller, höher und weiter. In den dreißiger Jahren entstanden die Prototypen all jener Kriegsflugzeuge, die nach 1939 jahrelang tausendfachen Tod bringen sollten.

Der Luftkrieg konzentrierte sich also zunächst punktuell auf Industrieanlagen - in Südwestdeutschland auf Unternehmen wie Bosch, Daimler, Dornier oder Magirus, also auf Unternehmen, die Motoren und Fahrzeuge herstellten. Das hatte zur Folge, daß die Westalb zunächst von Luftangriffen völlig verschont blieb. Aber auch größere Städte kamen im Süden während der ersten beiden Kriegsjahre fast ungeschoren davon.

In eine wesentlich brutalere Gangart verfiel der Luftkrieg, als Hitler am 8. August 1940 die „Luftschlacht über England“ anzettelte. In London fielen als Folge innerhalb von zwölf Wochen 17 000 Menschen den deutschen Bombern zum Opfer. Und nicht nur dort. Wer kann

es den Briten verdenken, wenn sie auf Vergeltung sann?

Die Alliierten sahen im Laufe des Krieges ein, daß es um die Treffsicherheit ihrer Bomben sehr schlecht bestellt war und daß die deutsche Rüstungsindustrie deshalb weniger zu Schaden kam als beabsichtigt. Um die vorgesehenen Ziele besser zu treffen, gingen die Alliierten ab 1942 zu großangelegten Flächenbombardements über.

Damit hatte der Luftkrieg noch nicht seinen schlimmsten Grad erreicht, denn eine weitere Steigerung erfolgte ab Juli 1944.

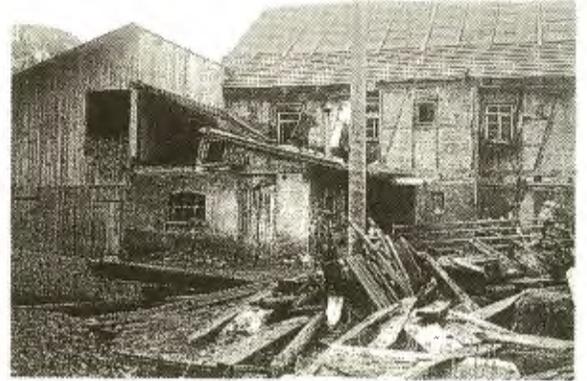
Die Deutschen hatten mittlerweile ihre kriegswichtigen Betriebe in unzählige kleine Produktionseinheiten zersplittert und diese auf dem flachen Land weiträumig verteilt - so blieben die Bombenangriffe für die Waffenerstellung ohne die angestrebte, vernichtende Wirkung. Die Dezentralisation hatte jedoch zur Folge, daß die Rohstoffe und halbfertigen Produkte von einer Fabrik zur anderen transportiert werden mußten. Den Alliierten blieb dies allerdings keineswegs verborgen: eine gründliche Störung der Transportwege - das war nun für sie bis Kriegsende die Devise.

Zudem konnten die Alliierten ihre Taktik beim Luftkrieg vereinfachen, denn seit Sommer 1944 verfügten sie über die Luftherrschaft. Zum Schutz vor deutschen Jagdfliegern mußten die alliierten Bomber jetzt nicht mehr in großen, geschlossenen und penibel ausgetüftelten Formationen fliegen. Fortan konnten sie jederzeit aus ihrem Verband ausscheren, um sich allein oder in kleinen Gruppen ihr Ziel zu suchen.

Für zahllose Dörfer und Kleinstädte ergab sich damit eine völlig neue und äußerst bedrohliche Situation. Aus der Sicht der Landbewohner hatte sich der Luftkrieg ja bisher in weiter Ferne abgespielt - auf dem Land fühlte man sich absolut sicher vor den feindlichen Fliegern; diese wirkten ungefährlich, wenn sie über den Himmel zogen, denn sie würden ja ihre Bombenlast ganz woanders abwerfen.

So brach nun der Krieg auch auf die Dörfer herein und zerstörte ihre friedlich scheinende Idylle mit äußerst brutaler Abruptheit. Die Ereignisse des 22. Februar 1945 in Laufen illustrieren diesen Sachverhalt aufs trefflichste. Eine ausführliche Schilderung haben wir in dem 1993 erschienenen Heimatbuch von Gustav Rieber:

Vormittags um 9.30 Uhr ertönt in Laufen die Alarmsirene, die jedoch kein Mensch beachtet, abgesehen von einigen evakuierten Frauen aus dem Rheinland.



Eine größere Bomberformation bewegt sich über das Eyachtal nach Osten. An solche Flugzeuge hatten sich die Laufener schon längst gewöhnt. Sie fühlen sich vollkommen sicher und machen sich lustig über die panische Reaktion der norddeutschen Frauen, die zusammen mit ihren Kindern in die Luftschutzkeller hasten.

Sechs Bomber lösen sich aus dem Pulk und drehen in Richtung Norden ab. Wenig später kommen drei dieser Maschinen aus nordwestlicher Richtung wieder zurück, auf Laufen zu. Sie fliegen etwas tiefer als sonst, aber kein Mensch beachtet sie.

Innerhalb von Sekundenbruchteilen wird die dörfliche Idylle durch 22 Detonationen zerrissen - das geht schneller, als die menschliche Psyche es nachzuvollziehen imstande ist. So können die betroffenen Frauen und Männer erst Minuten später allmählich die Situation erfassen.

Gustav Rieber gibt in seinem Heimatbuch mehrere Erlebnisberichte wieder, durch welche dies uns mit ungemeiner Eindringlichkeit veranschaulicht wird. Lassen wir also einige der Betroffenen erzählen! Beginnen wir mit einer Frau, der Gustav Rieber den Namen Anna gibt:

Anna hielt sich in der Stube ihres Hauses auf, als der Luftdruck der Detonation sie in die Küche schleuderte. Bevor sie wieder auf die Beine kommen konnte, drang dicker Staubnebel durch die Löcher, an deren Stelle sich zuvor Türen und Fenster befunden hatten. Um das Haus herum krachten Dachplatten und Bretter nieder, die von der Explosion in die Luft geschleudert worden waren.

Von Ferne hört man die Großmutter rufen: „Die Welt geht unter! Die Welt geht unter!“ - Die alte Frau war demnach genauso wenig wie alle anderen Laufener in der Lage, das Geschehene im ersten Augenblick richtig einzuordnen. Und was liegt näher, als angesichts der unvermittelten und umfassenden Zerstörung auf biblische Kategorien zurückzugreifen?

Was sich wirklich ereignet hatte und welche Schäden entstanden waren, das konnte man nicht erkennen, denn dicke Staubwolken verhüllten alles. Nicht zu wissen, was eigentlich passiert war - das erzeugte Unsicherheit und Angst. Abgrundtiefe, fürchterliche Angst. Deshalb flüchteten alle Überlebenden in den Keller.

Dort fanden sie sich wieder, vom jüngsten Enkelkind bis zur Großmutter. Sie blieben lange Zeit im Keller und warteten. Warteten auf weitere Bombenexplosionen. Aber alles blieb

still. Die Stille wurde immer unerträglicher, deshalb wagten sich die Wartenden nach längerer Dauer wieder ins Freie.

Die Staubwolken hatten sich in der Zwischenzeit gelegt und nun wurde das Ausmaß des Bombenangriffs erst richtig sichtbar: Das Haus ohne Dach, Fenster und Türen weg, vor dem Haus gähnt ein tiefer Bombentrichter.

Soweit unsere erste Zeitzugin.

Das unfassbar plötzliche Hereinbrechen des Krieges in das ruhige dörfliche Alltagsleben trat uns hier deutlich entgegen in dem Verhalten der Großmutter, die sich das Kriegsgeschehen nur als Weltuntergang erklären konnte.

Der zweite Bericht stammt von Emmi. Sie saß am fraglichen Tag nach dem Mittagessen mit ihren beiden Kindern in der Stube. Ihrem Töchterchen waren vor Müdigkeit die Augen zugefallen, die Kleine wurde deshalb in ihr Bettchen gesteckt. Soweit eine alltägliche Situation, kuschelig und idyllisch, aber wohl kaum wert, erzählt zu werden. – Was nun folgt, ist ein totaler Szenenwechsel: Bretter und Balken liegen neben und über Emmi. Sie begreift nicht, was geschah. Mit Mühe und Not gelingt es ihr schließlich, sich aus dem Gewirr von Holz herauszuschaffen.

Jetzt erst geht ihr auf, daß ihr ganzes Haus sich in einen Schutthaufen verwandelt hatte. Ihre panische Angst schreit sie hinaus, aber niemand ist zu sehen und zu hören. Ihr Bub fällt ihr ein und sie beginnt, ihn unter dem Schutt zu suchen. Sie hört ihn schreien und findet ihn unter dem aufgetürmten Wust von zersplittertem Bauholz. Dort liegt er unter einem eingeklemmten Tisch – die Tischplatte hatte ihn vor den niederdrückenden Balken geschützt.

Und die Tochter, wo war sie? Die verzweifelte Suche bleibt ohne Ergebnis. Erst später wurde sie gefunden – tot.

Wir kommen jetzt zu unserer dritten Zeugin; Gustav Rieber nennt sie Marie. Nach dem Mittagessen ging sie in die Küche, wahrscheinlich um das Geschirr abzuwaschen. Anschließend kam sie wieder in die Stube zurück und wollte gerade zum Fenster hinausschauen – und an dieser Stelle des Geschehens erleben wir abermals diesen so extrem abrupten Szenenwechsel:

Da ist Marie plötzlich ganz benommen und merkt, daß sie sich nicht mehr bewegen kann; Arme und Beine versagen den Dienst. Stockdunkel ist es um sie herum; andauernd knarrt und knistert es; Sand rieselt ihr ins Gesicht und eine warme Flüssigkeit rinnt über ihre Wangen; sie spürt einen gewaltigen Druck auf ihrem Körper.

Nun erst kommt sie allmählich wieder zu sich und erkennt, was passiert ist: Bomben! Verschüttet unter den Trümmern des Hauses! Grenzenlose Angst ergreift sie: Sie schreit – sie schreit immer wieder und so laut sie kann. Irgendwann hört sie von Ferne Männerstimmen – von neuem schreit sie, schreit wie von Sinnen. Sie hört jemand sprechen: „Unter dem Haufen ist keines mehr am Leben, hören wir auf mit dem Graben“. Dem entgegnet jedoch eine andere Stimme: „Die Marie war aber vorher noch am Stubenfenster, die muß da drin sein. Machen wir weiter!“

Und wieder schreit sie, brüllt sich vor Verzweiflung und schierer Todesangst fast die Lunge aus dem Leib – sie will nicht ersticken! Sie will nicht erdrückt werden! Leben will sie! Leben!

Einer der Männer glaubt, etwas gehört zu haben – sie halten inne, lauschen, graben weiter. Plötzlich sieht Marie einen Lichtschein. Durch das Graben kommen Steine in Bewegung – der Druck auf ihren Körper nimmt zu, das Atmen wird schwerer. Sie schreit den Männern zu, mehr seitlich zu graben, sonst werde sie erdrückt.

Um 17.15 Uhr können die Männer endlich die Marie aus dem Schutt herausziehen – einen halben Tag also mußte sie unter den Trümmern in höchster Todesangst zubringen.

Drei Zeitzuginnen haben wir hier zu Wort kommen lassen. Ihren persönlichen Erinnerungen ist wenig hinzuzufügen. Es bleibt am Ende nur noch, die Schadensbilanz dieses Luftangriffs für Laufen darzulegen:

Zu den 22 Sprengbomben kamen noch drei Bomben mit Zeitzündern hinzu, die im Laufe des Nachmittags an jenem Tag explodierten. Zu Tode kamen 19 Menschen, genauso viele Häuser wurden total zerstört, 70 Laufener wurden obdachlos.

Es fragt sich nun, ob diese Verlustzahlen im Verhältnis zu anderen Orten hoch oder niedrig sind: In Relation zur Einwohnerzahl wütete der Luftkrieg am schlimmsten in Pforzheim mit 22 Prozent, gefolgt von Heilbronn mit acht Prozent und Kassel mit sechs Prozent; andere Großstädte wie Hamburg, Würzburg oder Ulm hatten um rund drei Prozent ihrer Bewohner zu trauern.

Bei der überwiegenden Zahl der deutschen Kommunen bewegen sich die Todesfälle in der Größenordnung Stuttgarts, wo rund ein Prozent der Bevölkerung sterben mußte.

Bei einer Einwohnerzahl von 813 (1939) beträgt der prozentuale Anteil der Todesopfer in Laufen 2,3 Prozent, im globalen Vergleich sind die Laufener Menschenverluste demnach recht beträchtlich, wenn auch im allgemeinen Vergleich nicht extrem hoch. Natürlich ist das kein Trost für die Hinterbliebenen und Überlebenden. Und schon gar nicht soll damit die verheerende Wirkung eines Kriegs verniedlicht werden.

Erinnern wir uns noch einmal an das furchtbare Erlebnis der Zeitzugin Marie, die stundenlang unter den Trümmern ihres Hauses verschüttet lag. Bis an ihr Lebensende wird sie von dieser schrecklichen Erfahrung verfolgt: Im Traum kehren die angstvollen und bedrückenden Stunden auch noch nach vielen Jahrzehnten immer wieder zurück.

Solches ist nicht nur der Marie in Laufen zugestoßen – Tausende und Abertausende von Kriegsoffizieren werden von ähnlichen Alpträumen geplagt. Und so stellt sich dann hier wie auch sonst bei jedem Kriegsoffizier die alte, aber trotzdem unvermindert bohrende Frage: Wozu all dieses Leiden, das Menschen von Menschen zugefügt wird? WOZU?

-w-

Literatur:

Heinz Bardua, Stuttgart im Luftkrieg 1939–1945. Stuttgart, 2. Auflage 1985.

Wolfgang Lochner, Fliegen. Das große Abenteuer der Menschheit. München 1969.

Gustav Rieber, Laufen. Geschichte aus der Eyachtalge-
meinde. Horb am Neckar 1993.

Perlen islamisch-jüdisch-christlicher Begegnungen

Von Dekan Karl Hartmann / Rosenfeld – 2. Folge u. Schluß

Ali Baba in Aachen und die Märchen aus Tausendundeiner Nacht

Im Jahr 802 rieben sich die Einwohner Aachens erschreckt und erstaunt die Augen. Durch ihre Straßen stampfte ein Ungetüm, von dessen Existenz sie noch nie gehört hatten: ein weißer Elefant. Und auf einem Wagen folgte ein ungeheuer kompliziertes Messinggestell mit Röhren, Behältern, Kügelchen und Glöckchen: eine Wasseruhr. Weitere Absonderlichkeiten folgten zur Pfalz, Karls des Großen. Die Gesandtschaft, die Karl fünf Jahre vorher nach Osten gesandt hatte, war zurück. Und sie brachte freundlichste Grüße von einem sagenhaften Herrscher des Orients, von Harun al Raschid aus Bagdad. Der aber des Märchenkalifen Botschaft überbrachte, war ein Jude: Isaak von Aachen. Denn die beiden anderen Gesandten Karls, die Grafen Sigismund und Landfried, waren schon auf der Hinreise gestorben. Isaak dagegen fand bei allen seinen Landsleuten in der weiten Diaspora Hilfe und Unterstützung für die abenteuerliche Gesandtschaftsreise.

Nun ist es berechtigt, zu fragen, was Karl eigentlich außer der Neugier bewog, mit einem so fernen Herrscher Kontakt aufzunehmen. Und da stoßen wir auf einen politischen Be-

griff, der vor allem vor dem ersten Weltkrieg die Mächte Europas animierte: „Einkreisung“. Karl hatte bekanntlich im Süden, jenseits der Pyrenäen, einen unangenehmen Nachbarn, mit dem sich schon sein Großvater herumgeschlagen hatte, das Maurenreich von Cordoba. Zunächst hatte Karl auf die übliche Art versucht, mit ihm fertigzuwerden, durch Eroberung wie bei Bayern, Awaren und Sachsen. Doch sein Feldzug nach Nordspanien war trotz aller Schönfärberei fehlgeschlagen. Man hatte auf dem eiligen Rückzug sogar einen Getreuen Karls, den Grafen Roland erschlagen. Das waren freilich, was Karl anscheinend nicht so richtig mitbekommen hatte, keineswegs Mauren gewesen, sondern die schon damals erbittert freiheitsliebenden baskischen Freischärler.

So sah sich Karl gezwungen, die Omaiadenherrscher von Cordoba in die Zange zu nehmen. Sehr unangenehm war dabei, daß die Byzantiner von Konstantinopel im Moment ganz gut mit den Mauren auskamen. Eben erst hatten sie ihnen einige Tonnen Mosaiksteinchen und ein paar Bauarbeiter für die Ausschmückung der Riesenmoschee von Cordoba mit Mosaiken geschenkt. So blieb für Karl als Bundesgenosse nur der Feind seines Feindes, der abbesidische Kalif von Bagdad übrig, von dem die spanischen Mauren ja abgefallen wa-

ren. Deshalb die abenteuerliche Gesandtschaft.

Leider war außer den weißen Elefanten Ali Baba und der Wasseruhr, mit deren Inbetriebnahme die technisch unbegabten Angestellten Karls überfordert waren, nichts als die Schilderung eines Märchenreichs, eben des glanzvollen Bagdad des „Kalifen Storch“. Da freilich war nichts übertrieben. Vor allem hatte Harun eine Zentralbücherei und eine Universität in Bagdad bauen lassen, in der alle Weisheit der Griechen, Perser, Syrer, Juden und Ägypter gesammelt wurden. Später würde dieses Wissen über Spanien ins Abendland gelangen. Der weiße Elefant aber lebte noch 11 Jahre im extra gebauten Aachener Zoo.

Kultur der drei Ringe in Südspanien

Wer unter uns ist nicht angetan von der Vision Gotthold Ephraim Lessings von Religionen und Kulturen, die auf dem Gebiet der Menschlichkeit und Menschenliebe tausend Jahre miteinander konkurrieren, bis heraus ist, welches die offenkundig beste Religion sei. So erzählt es der weise Jude Nathan dem aufmerksam zuhörenden Sultan Saladin im Gleichnis von den drei Ringen. Eine utopische Vision eines optimistischen Aufklärers? O

nein, denn das hat es in der Geschichte tatsächlich gegeben, nämlich im maurischen Teil Spaniens zwischen 750 und 1100 unserer Zeitrechnung. Schon die ersten arabischen Invasoren, die über die Meerenge von Dschebel al-Tarik gekommen waren und die Westgoten besiegt hatten, dachten nicht daran, mit den früheren Besitzern im Unfrieden zu leben. Im Gegenteil, sie benützten die ansässigen Juden und Christen, um mit ihrer Hilfe eine vernünftige Verwaltung aufzubauen und den Grund zu legen für eine blühende Mischkultur, die in Europa einmalig war und geblieben ist. – Ein paar Schlaglichter müssen genügen, um diese Kultur der „Drei Ringe“ zu beleuchten.

Chasdai ibn-Scheprut, ein Jude, war Leibarzt, Finanzminister und Großwesir des größten aller Omaiadenkalifen Spaniens, des Abd ar-Rahman III. Man kann kaum aufzählen, was ihm Europa alles verdankt, vor allem auf dem Gebiet der Landwirtschaft und Ernährung. Stellen Sie sich vor, es gäbe heute folgende Kulturpflanzen nicht: Reis, Zuckerrohr, Seide, Baumwolle, Pfirsiche, Aprikosen, Orangen, Feigen, Datteln. Alle diese Pflanzen wurden damals mit System nach Südspanien eingeführt und dort in Plantagen angebaut. Ibn-Schaprut schickte übrigens wie Karl der Große ebenfalls eine Gesandtschaft nach Osten, und zwar zu den inzwischen jüdisch gewordenen türkischen Chasaren, die von dort wichtigste Informationen mitbrachte, zum Beispiel über die Seidenstraße nach China.

Eine kastilische Prinzessin war in maurische Gefangenschaft geraten, hatte einem Emir gefallen und war seinem Harem eingegliedert worden. Nicht etwa traurig, sondern begeistert schrieb sie nach Hause: Es gehe ihr ausgezeichnet, und im Leben wolle sie nicht mehr zurück in eine feuchte kastilische Burg, in der es nicht einmal ein Bad und ein Klo gäbe. Man habe ihr nach nicht einmal zugemutet, ihren christlichen Glauben aufzugeben.

Und selbst als die spanischen Christen aus dem Norden Teile Mittelspaniens erobert hatten, änderte sich nichts an der selbstverständlichen kulturellen Zusammenarbeit. In Toledo war es ein Bischof namens Raimund, der sich um moslemische, jüdische und christliche Gelehrte versammelte und ihnen auftrug, alles, was über Damaskus, Bagdad, Alexandria und Kairouan inzwischen an Schriften aus früherer Zeit nach Spanien gelangt sei, ins Lateinische zu übersetzen. Wir machen uns nicht klar, daß wir erst auf diese Weise überhaupt erfahren haben, wer Plato und Aristoteles war, was die berühmten persischen Ärzte inzwischen über Medizin wußten, wie der große Ibn-Sina oder Avicenna und der ebensogroße Ibn-Ruschd oder Averroes.

Die gesamten Scholastiker des Mittelalters leben von der Übersetzerschule Raimunds von Toledo. Beendet wurde die Zeit der drei Ringe zunächst durch fanatische nordafrikanische Fundamentalisten, die man zur Christenabwehr gerufen hatte, und dann durch die Inquisitoren der allerkatholischsten Könige Ferdinand und Isabella, der Großeltern Karls V.

Sultan Saladin, die Juden und die Kreuzfahrer

Jussuf Salach ad-Din, bei uns bekannter als Saladin, starb als größter Herrscher des damaligen Orients 1193 und bekam ein Armenbegräbnis, weil man keinen Pfennig Besitz bei ihm fand. Er hatte alles, was ihm im Krieg an Reichtümern zufließt, sofort an Arme verschenkt. Dabei hat es das Abendland seiner eisernen Zielstrebigkeit zu verdanken, daß es schließlich von der Sinnlosigkeit seiner Kreuzzugsidee überzeugt wurde. Er hat 1187 bei Hattim am See Genezareth das gesamte Kreuzritterheer vernichtet und anschließend sofort alle Burgen der Kreuzritter mit Ausnahme von Akko und Tyrus sowie Jerusalem eingenommen. Hierbei zeigte er sich, anders als seine Gegner, die hundert Jahre vorher ein furchtba-

res Blutbad angerichtet hatten, äußerst großzügig. Niemand wurde rachsüchtig umgebracht. Kein Pilger zu den „Heiligen Stätten“ wurde behindert, die Juden bekamen erneut Wohnrecht in der Stadt. So ist er später zum Prototyp des edlen Muslims geworden, und Lessing hat ihn deshalb zu einem der drei Hauptakteure seines Nathanschauspiels über die Toleranz gemacht.

Wer aber steckt historisch hinter dem Juden Nathan? Es ist Mosche ben-Maimon, im Abendland Maimonides genannt, einer der größten Philosophen aller Zeiten. Ihn hatte es nach der Flucht vor arabischen Fundamentalisten aus Spanien nach Marokko, dann nach Palästina und schließlich nach Fustat, der Altstadt des heutigen Kairos, verschlagen. Dort entdeckte ihn Saladin und machte ihn zu seinem Leibarzt. Er mußte ihn wöchentlich untersuchen, obgleich Saladin von unverwundlicher Gesundheit war, aber er unterhielt sich gern mit dem Weisen, der so gut arabisch sprach, daß er sogar seine Hauptwerke in Arabisch schrieb, zum Glück, sonst wäre er als feinsinniger und aufgeklärter Jude von den dortigen Fundamentalisten viel früher verketzert worden.

Der Christ bleibt allerdings bei Lessing farblos und charakterlos, und auch das entspricht dem Bild, das die vielen französischen und wenigen deutschen Kreuzritter im Orient abgaben. Hier prallten von Anfang an zwei Welten aufeinander, die einander weder verstehen wollten noch konnten. Die seldschukischen Heerführer in Kleinasien waren sich nach der ersten Schlacht nicht einmal darüber klar, ob man es bei den Panzerreitern nicht mit Kentauern zu tun hatte; die fielen ja nicht einmal vom Pferd, wenn man ihnen den Kopf gespalten hatte. Die Kreuzritter ihrerseits standen dem Islam verständnislos gegenüber. Dessen weit überlegene Zivilisation hielten sich schlicht für Dekadenz, übernahmen sie dann aber doch recht willig. Von der anderen Religion verstanden sie gar nichts, sie begriffen nicht einmal, daß die eingessessenen Muslime gerne mit ihnen gemeinsame Sache gemacht hätten, um die Seldschukenräuber aus Turkestan zu vertreiben, die vor einer Generation ja noch nicht einmal Muslime gewesen waren. Für die Muslime waren die Europäer schlicht Barbaren und Götzenanbeter mit ihrer verrückten Trinitätslehre und ihrer Sucht auf Knochen von Heiligen, die sie zentnerweise als Reliquien ins Abendland schleppten. Nein, auf dieser Begegnung konnte nichts Positives entstehen.

Der „Alte vom Berge“, seine „Assassinen“ und islamischer Terror

Wir wollen den Islam nicht idealisieren, er hat immer auch Schattenseiten gehabt. Da gab es im libanesischen Bergland ein Räubernest, in dem ein uralter, fanatischer und fundamentalistischer Schiitenscheich regierte. Ihm ist es damals geglückt, seine Untergebenen zu ebenso willenslosen Werkzeugen zu machen wie Hitler seine Gestaposchergen, freilich nicht durch ideologische Überzeugungsreden, sondern durch Haschisch. Indem er seine Untertanen süchtig machte, entpersönlichte er sie derart, daß sie willenlos seinen Befehlen folgten.

Dann sandte er sie aus, mit einem Messer im Gewand, um Politik zu machen, und das hieß für ihn, zu morden. Wir kennen allein 52 Namen von bedeutenden Zeitgenossen, die den Dolch der „Haschischim“ zu spüren bekamen. Die Franzosen bildeten aus diesem für sie noch unverständlichen Begriff ihr Wort für Mörder, „assassin“. Es starben viele Kreuzfahrerfürsten, viele Muslimführer, die von der schiitischen Linie abwichen, zahlreiche Unschuldige aus Versehen, und einige, für die die Verant-

wortlichen für den Mord einfach nur gezahlt hatten, wie das Friedrich II. von Staufen im Blick auf seinen rebellischen Sohn Heinrich tat.

Der letzte Ermordete war Tschaggatai, der Sohn Dschingis-Khans. Damit war das Maß voll. Sein Bruder Hülagü räucherte die Raubnester aus, allerdings unter fürchterlichen Verlusten. Die Grundidee aber blieb, nur daß die Nachfolger der Haschischim Bomben benützten und nicht Messer. Sie nennen sich Hisbollah oder Schwarzer Oktober oder Volksmudschahidim oder Moslembrüder. Über die Folgen ihrer Terroranschläge machen sie sich keine Gedanken. Leute wie Khomeini oder sonstige Mullahs haben es befohlen, das genügt.

Ein Großmogul führt Religionsgespräche

Die Mogulkaiser haben bekanntlich ab 1500 bis fast in die Gegenwart in Nordindien regiert. Der Name stammt von den Mongolen; ein Nachkomme Dschingis-Khans, aus Afghanistan vertrieben, bemächtigte sich in Delhi der Regierungsgewalt. Sein Enkel Akbar lohnt eine Betrachtung. Daß die Mongolen Muslime wurden, geschah eher zufällig, weil die Christen Europas nämlich eine Zusammenarbeit mit nestorianischen Ketzern, Christen wie ihnen selbst, strikt ablehnten. Denn fast alle Frauen Dschingis-Khans sowie die seiner Söhne, seiner Enkel und Urenkel, waren nestorianische Christinnen, und zwar Frauen von solchem Format und Durchsetzungsvermögen, daß viele feministischen Propagandistinnen unserer Gegenwart blaß würden vor Neid.

Aber dann landete man, wie gesagt, doch beim Islam – freilich nur halb überzeugt. Immerhin, man fand beim Studium des Koran doch auch eine erhebliche Bandbreite von Freiräumen zur Toleranz und sie war man entschlossen zu nutzen, zumal man über Inder regierte, die zum größten Teil Hindus, Buddhisten oder Christen waren. Am offenkundigsten ist das für uns Europäer immer daran zu erkennen, daß sich die Mogule schlicht über das Darstellungsverbot Mohammeds hinwegsetzten und ihre Maler Glaubensgeschichte und Gegenwart in glühenden Farben und völlig unsymbolischer Eindeutigkeit darstellen ließen, Erotisches sogar mehr als eindeutig.

Mogul Akbar hatte in seiner Jugend einige grausame Eroberungszüge geführt, hatte sich dann aber angewidert zur Friedfertigkeit bekehrt. Muslimische Mystiker des Sufi-Ordens hatten dabei kräftig mitgeholfen. Und so wundert es uns gar nicht, daß Akbar in seiner neuerbauten Residenz Fatehpur eine Gesprächs-akademie für Religionsgespräche bauen ließ. Und hier traf man ihn dann tagelang im Gespräch mit buddhistischen Mönchen, Hindu-priestern, tibetanischen Gläubigen, muslimischen Mystikern und Fundamentalisten, Jesuitenmissionaren aus Portugal und nestorianischen Christen. Meist schwieg er und hörte die Argumente um den Glauben an, woraus manche Forscher schlossen, er habe selbst überhaupt nie gewußt, welchen Glauben er habe. Vielleicht schwebte ihm eine allgemeine Weltreligion vor wie 1200 Jahre vorher dem Perser Mani.

Immerhin: Ein Moslem hatte die Idee des vorurteilsfreien Religionsgesprächs erfunden. Übrigens wird berichtet, die jesuitischen Missionare hätten in ihrer Intoleranz keine gute Figur abgegeben. Seither ist Indien aber immer wieder Ausgangspunkt von Bewegungen gewesen, die nach übergeordneten Gedanken jenseits der eigenen Religionsweise suchten, man darf hier nur an die islamische Achmadija-Bewegung und an die Thesophenschulen denken, die zur Antroposophie führten.

Türken sind keine guten Muslime

Das ist keineswegs ein christliches, sondern ein muslimisches Geschichtsurteil über die Osmanenherrscher, die zwischen 1300 und 1922 mehr oder weniger die Repräsentanten des Islam sein wollten. Europa war oft geneigt, an den Osmanenherrschern auch sympathische Züge zu suchen, da man ja politisch mit ihnen leben mußte. Wer sich aber die Mühe macht, türkische Geschichte zu studieren, ist auf weiten Strecken entsetzt über das Ausmaß an Negativem, das ihm da entgegentritt. Lassen wir die Statistik sprechen. 36 Sultane aus dem Geschlecht der turkmenischen Osmanen haben über das Türkenreich regiert. Meist waren es die Söhne, die den Vätern folgten, erst im letzten Drittel waren es auch Brüder.

Das hat einen sehr einfachen Grund: Es gab ein ungeschriebenes Gesetz, nach dem der zur Regierung kommende Sultan als erste Regierungshandlung die Ermordung seiner Brüder vollziehen mußte. Und die frühen Sultane waren hier absolut konsequent, bis zum Jahr 1603. Dann wurde man menschlicher und sperrte die Brüder in den Käfig – ein lebenslanges Gefängnis, in dem sie, völlig von der Welt abgeschnitten, dahinvegetierten und nicht selten dem Irrsinn verfielen. Drei Sultane wurden ermordet, 13 abgesetzt. Mindestens 10 unter ihnen waren Epileptiker, fast die Hälfte trunksüchtig. Die meisten hatten sich zur sexuellen Ausschweifung mit Harems von oft Hunderten von Mädchen umgeben, einige wurden von den eigenen Müttern zur Homosexualität regelrecht erzogen, da die Walide, die Sultansmutter, den Einfluß einer möglichen Geliebten des Sohns fürchten mußte.

Zwei weitere Eigenschaften, die man bei nahezu allen Sultanen findet, ist eine maßlose Verschwendungssucht und eine ebenso maßlose Grausamkeit. Daß von Sultan Murad IV, 1623–1640, glaubhaft berichtet wird, er habe pro Tag mindestens 10 Menschen ermorden lassen oder selbst ermordet, von größeren Massenmorden abgesehen, ist zwar ein sonst unerreichter Rekord, aber durchaus nicht die Ausnahme.

Wer diese kaum positiv aufzuhellende Schreckensstatistik hört, fragt sich natürlich, was da vorliegt. Bei europäischen Fürstenthümern würde man etwa Inzucht vermuten. Aber daran kann es nicht liegen, denn die meisten der Sultansmütter waren Ausländerinnen, Byzantinerinnen, Serbinnen, Französinen, Belgierinnen, Tscherkessinnen, Russinnen, Venezianerinnen usw., so daß der letzte Sultan kaum mehr als ein fünfzigstel osmanisches Blut in sich gehabt haben kann. So bleibt nur der Schluß, daß die Struktur eines tyrannischen, despotischen Amtes die zugehörigen Menschen verdorben hat.

Was aber sind diese osmanischen Türken, wenn man sie in den Rahmen des Gesamtislam einfügt? Wie kam es, daß sie mehr als 500 Jahre lang, seit der Mongolenzeit, sozusagen „für“ den Islam selbst standen? Sie sind ein relativ kleiner Splitter jener zahlreichen Turkstämme, die aus dem Raum östlich des Aralsees seit der Hunnenzeit regelmäßig nach Westen vorstießen, um Kulturland zu erobern, auszubeuten und als Halbwüsten zurückzulassen. Ihre Religion paßten sie der Zweckmäßigkeit an. Sie waren wechselweise Schamanen, Christen, Juden und Muslime, keins von alledem zunächst aus Überzeugung, und das wußten diejenigen auch sehr genau, die ohne Begeisterung registrierten, daß Turkmenen diesmal ihre Religion übernommen hatten.

Türken sind keine guten Muslime, das kann man in der ganzen islamischen Welt hören. Ihre Eroberungen aber verdanken sie nicht in erster Linie einer skrupellos asiatisch-grausa-

Vierundvierzig Blumen und blühende Büsche, die typisch sind für die Flora der Schwäbischen Alb, stehen im Mittelpunkt des bezaubernden Buches. Rolf Schöndienst, der bekannte Tuttlinger Künstler, stellt sie in duftigen Farbaquarellen vor, die er alle unmittelbar in der Natur gemalt hat. Fritz Schray, Hauptkulturwart des Schwäbischen Albvereins, erzählt Geschichten und Legenden, die sich um die Blumen ranken; er macht mit ihrer Symbolik vertraut, beschreibt den Volksglauben und -aberglauben, schildert alte Bräuche rund um

die Pflanzen, die Verwendung in der Volksmedizin und erklärt, wie die vielen volkstümlichen Namen der Blumen zustande gekommen sind.

Fritz Schray und Rolf Schöndienst: Blumen der Alb und was sie erzählen. Geheimnisse der Blumensprache – Volksbrauch, Legenden, Mythen. 96 Seiten mit 45 Farbaquarellen und 22 Federzeichnungen, fester Einband, DM 39,80. Erschienen im Silberburg-Verlag, Tübingen und Stuttgart; erhältlich in jeder Buchhandlung.

men Kriegsführung, sondern vor allem dem System, mit dem sie sich eine Elitetruppe schufen. Christenknaben wurden als „Knabenzins“ aus unterworfenen byzantinischen Gebieten und vom Balkan nach Istanbul gebracht, dort straff erzogen und zur Elitetruppe der „Janitscharen“ gedrillt, die man bei jedem, auch dem schlimmsten Himmelfahrtskommando einsetzen konnte. Die wirtschaftliche Basis verschaffte dem Türkenreich jedoch das Abendland. 1592 vertrieb man die spanischen Juden, die ihrem neuen Exilherren ihre Kenntnisse in den Osten mitbrachten. Die Franzosen lieferten im gemeinsamen Kampf gegen die Habsburger den Türken das technische Know-how. Alles übrige ging nahezu von selbst, zumal es außer dem schiitischen Persien im Islam nach 1600 kaum mehr nennenswerte politische Gebilde gab.

Die Türken vor Wien und das Wiener Kaffeehaus

Vom 13. Juli bis zum 12. September 1683 belagerten die Türken zum letzten Mal Wien. Die dynastischen Händel der Habsburger mit dem Rest Europas ermöglichten diesen großen Türkenzug, der auch dann nur dadurch abgewehrt werden konnte, daß ein polnischer Fürst mit einer Art internationalen Söldnertruppe den bedrängten Verteidigern zu Hilfe eilte. Als dann die Schlacht entschieden war und die Türken in wilder Flucht unter Zurücklassung ihres gesamten Trosses in ihrem Zeltlager nach Osten davonsieben, fand man unter anderem Beutegut einige Säcke mit merkwürdig riechenden kleinen Bohnen, die man zunächst für Pferdefutter hielt. Die österreichischen Pferde verschmähten das Zeug. Erst ein türkischer Gefangener klärte die Wiener auf, wie man aus den Bohnen Kaffee herstellen könne. So ist das Wiener Kaffeehaus entstanden. Die Türken waren also doch noch für etwas gut.

Kara Ben Nemsî und Hadschi Halef Omar und die Bagdadbahn

Vor einigen Jahren interviewte eine junge Dame mit deutlich ausländischem Aussehen den bayerischen Ministerpräsidenten Strauß, und es ergab sich folgendes Gespräch: Strauß: „Sie sind aber keine Deutsche.“ „Nein, ich bin Türkin, aber in Deutschland geboren.“ Kurze Peinlichkeitspause, dann Strauß: „Na ja, schließlich haben wir ja im Ersten Weltkrieg Seite an Seite gekämpft.“ In der Tat, ich hatte sogar einen Onkel, der als junger Arzt bei den sogenannten „Paschatruppen“ in Palästina mit gegen die Engländer kämpfte. Aber diese Waffenbrüderschaft ging schon sehr weit zurück, nämlich auf eine merkwürdige Zuneigung der preußischen Fürsten zu den Türken.

Glanzpunkt dieser Freundschaft, bei der beide Seiten gar nicht so recht wußten, was sie

vom ändern halten sollten, war ein wirtschaftliches Projekt, nämlich der Bau der Bagdadbahn durch deutsche Ingenieure und Techniker und deren Verlängerung bis nach Mekka, das man allerdings nicht ganz erreichte. Aber wenigstens bis Akaba hat man die Bahn unter deutscher Regie im Rahmen der Entwicklungshilfe für Jordanien fertiggebaut. Krönende Feierlichkeit dieses Unternehmens war der Besuch Kaiser Wilhelms in Jerusalem. Die türkische Führung war so begeistert, daß man neben dem Jaffator eine Riesenlücke in die Stadtmauer brach und Wilhelm auch noch zwei Grundstücke schenkte, auf der er ein deutsch-protestantisches und ein deutsch-katholisches Bauwerk erstellen lassen konnte, die Erlöserkirche und die Dormitioabtei.

Herablassend hörte sich Wilhelm sogar auch einen Delegierten der Judenschaft an, nämlich Theodor Herzl, aber mit dem „Zionismus“ konnte er natürlich noch weniger anfangen als mit dem Islam. Und auch die Ermordung von mehr als einer Million Armenier durch die Türken während des Ersten Weltkriegs ließ ihn völlig kalt, trotz aller Vorstellungen des Pfarrers und Orientspezialisten Lepsius, der zur Solidarität mit Christenbrüdern vergeblich aufrief.

Wir Deutschen aber wußten natürlich inzwischen recht gut Bescheid über den Islam, nämlich durch die Helden der Abenteuerromane von Karl May. Leidenschaftlich begleiteten wir Kara Ben Nemsî und den treudoofen Hadschi Halef Omar durch die Schluchten des Balkan, durch das wilde Kurdistan und durch die arabische Wüste. Tatsächlich, daß ein Hadschi ein Muslim ist, der zu Fuß seine obligate Pilgerreise nach Mekka absolviert hat, habe ich aus Karl May gelernt. Aber nicht sehr viel mehr über den Islam. Und das ist, denke ich, zu wenig. Von uns, unter denen Muslime wohnen und auf Dauer wohnen werden, wird wohl in der Zukunft etwas mehr verlangt sein. Dazu wollte ich ein wenig beitragen.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dekan Karl Hartmann
Mömpelgardgasse 17, 72348 Rosenfeld
Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

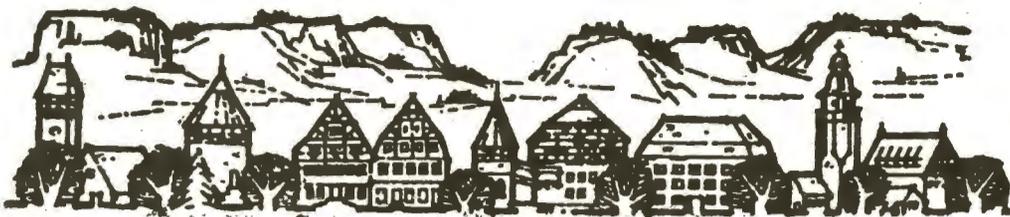
Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 42

31. März 1995

Nr. 3



Die Aufnahme beweist es: Rosenfeld liegt – auch – im Kaukasus.

Ein „neues Reich“ haben sie gesucht: jene Schwaben, die im 19. Jahrhundert in den Kaukasus ausgewandert sind. Und nun, nach fast zwei Jahrhunderten, kommen ihre Nachfahren nach Deutschland zurück. Davon handelt dieser Bericht – einer Mischung aus Originalaufzeichnungen und verbindenden Texten der Autorin, einer Hobbyhistorikerin aus Rosenfeld.

Dankadressen

Am Samstag, dem 15. Januar 1994, kam im Dritten Programm Südwest 3 der Film Kaukasisches Gastmahl von Stefan Tolz. In diesem Film wird unter anderem auch von einer deutschen Frau, Lena Kotrin, berichtet. Sie singt deutsche Lieder und führt uns in dem Film in ihr Heimatdorf „Rosenfeld“/Kaukasus. Man sieht auch ein Ortsschild „ROSENFELD“. Dieser Film war für mich Anlaß, Auswanderer nach Rußland aus der hiesigen Gegend zu suchen, die speziell dorthin nach Rosenfeld/Kau. ausgewandert sind. Ich habe sie gefunden mit Hilfe der Herren

Stefan Tolz (Köln und München),
Wolfram Fischer (Archivar Balingen),
Dr. Andreas Zekorn
(Kreisarchivar Balingen),
August und Hilde Kotrini
(Offenburg früher Rosenfeld/Kau.,
ferner im Staatsarchiv Sigmaringen).

Ich möchte allen, die mir geholfen haben,
herzlich danken. Hannelore Sommerer

Auswanderungen nach Rußland aus dem Gebiet des heutigen Zollernalbkreises

Von Hannelore Sommerer (Rosenfeld)

Mein Bericht befaßt sich mit den Menschen, die ausgewandert sind und mit den Gründen für die Auswanderung. Die Meinung vieler, daß nur die Ärmsten der Armen auswanderten, stimmt auf keinen Fall. Es gingen viele wohlhabende und auch angesehenere Bürger mit ihren Familien mit. Der Weg nach Rußland muß ihnen zu dieser Zeit sicherer als der nach Amerika geschienen haben, zumal die Kosten der Reise (durch die Harmonie- und Vereinskassen sowie später in Rußland) gesichert waren. Sie bekamen Zehr- und Reisegeld von der russischen Krone, das Land zum Siedeln wurde ihnen auch zugewiesen, ebenso wie die ersten Hütten. Sie mußten weniger Abgaben leisten, brauchten keinen Kriegsdienst zu absolvieren und durften ihren Glauben in Freiheit leben.

Was dann später geschah, konnte keiner vorhersehen. Zuerst die Krankheiten und das Sterben während der langen Donaufahrt und danach. – Die Überfälle der Tataren und der Perser, die Pest und sonstige Seuchen. – Ab 1915 die Bedrohung durch den letzten Zaren, danach die Revolution, Enteignung, Kolchoswirtschaft, die aber bei den Deutschen besser klappte als bei den Russen.

In der Stalinzeit wurden Deutsche als Spione verfolgt und ermordet, später nach Sibirien in die Arbeitslager (Trudarmee) verschleppt, wo viele umgekommen sind. Erst 1954 durften die Deutschen in der Sowjetunion wieder frei reisen, aber nicht wieder in ihre alten Häuser und Dörfer zurückkehren – in denen wohnten jetzt die Russen.

Die Gründe für die Auswanderung

In seiner Chronik zum 50jährigen Bestehen der deutschen Colonien im Kaukasus schreibt Pastor Friedrich Schrenk (Elisabeththal) zu den Gründen der Auswanderung folgendes:

Seit dem Anfang des gegenwärtigen 19. Jahrhunderts hat sich in dem Königreiche Würt-

temberg eine große Neigung zur Auswanderung in fremde Länder kundgegeben, indem viele Familien theils nach Amerika, theils nach Ungarn, Polen und in das südliche Rußland, in die Gegend von Odessa, übersiedelten.

Die Ursachen diesen Auswanderungstriebes lagen einentheils in den schweren politischen Verhältnissen Deutschlands der damaligen Zeit, anderentheils aber auch in den religiösen und kirchlichen Bewegungen, welche namentlich in Württemberg stattfanden (evangelisch, lutherisch). Die französische Revolution, welche im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts ausgebrochen war und Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht hatte, führte auch über Deutschland zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts viel Jammer und Elend herein. Die Kriegszüge Napoleons I. gegen Deutschland und Rußland hatten erhöhte Steuerumlagen, vermehrte Aushebung junger Leute zum Kriegsdienst und andere Lasten auch für Württemberg zur Folge. Die dadurch entstandene Armuth veranlaßte Viele, namentlich in übervölkerten Gegenden, an eine Auswanderung in solche Länder zu denken, wo ihnen dem Äußeren nach ein leichtes und sorgenfreies Durchkommen in Aussicht gestellt wurde.

Dazu kam noch eine große religiöse Aufregung, welche damals die württembergische Landeskirche durchzog. Gleich anderen Kirchenbehörden Deutschlands hatte auch das württembergische evangelische Landesconsistorium zu Anfang dieses Jahrhunderts, angesteckt vom damaligen rationalistischen Zeitgeiste, die alten, rein evangelischen Katechismen, Agenden und Gesangbücher abgeschafft und an ihre Stelle neue eingeführt, welche unverkennbare Spuren einer Verwässerung der alten evangelischen Heilslehre durch rationalistische Grundsätze an sich trugen. Gegen diese kirchlichen Neuerungen sträubten sich manche evangelische Gemeinden in Württemberg.

Die zwangsweise Einführung der neuen Katechismen und Gesangbücher nebst der Agende erregte nicht nur bei manch gläubigen Predigern, wie z. B. bei einem Hartmann, Friedrich u. A., sondern auch bei vielen aus dem Volke, denen ihre alten, kernhaften Bücher, wie ihre kirchlichen Lehren und Gebräuche ans Herz gewachsen waren, heftigen Widerspruch. – Das Kleinod der lauterer Heilswahrheit, wie sie dieselbe von den Reformatoren in der augsburgischen Confession und den anderen evangelisch-lutherischen Bekenntnisschriften überkommen hatten, wollten sie sich nicht entreißen lassen. Sie waren entschlossen, lieber alles daran zu wagen als den Glauben ihrer Väter zu verlassen.

Manche gingen gleich so weit, daß sie sich von der Kirche trennten und ihre Kinder nicht mehr öffentlich taufen und confirmieren ließen, sondern diese Handlungen selber an ihnen verrichteten, weil sie bei der alten Agende blei-

ben wollten. Da aber die Landesobrigkeit dieß nicht duldete, so geriethen sie in viel Noth und Verlegenheit und sehnten sich mit allen denen, welche sich mit ihren Kindern vor dem einreißenden Unglauben gerettet wünschten, nach einem Lande, in welchem sie nach der unverfälschten Lehre der evangelischen Kirche unangefochten leben könnten.

Andere, welche schon früher mit den Schriften des württembergischen Prälaten J. A. Bengel und denen des badischen Hofrats Jung-Stilling bekannt geworden waren, oder auch sonst avocalvystische und mystische Bücher gelesen hatten, ließen sich durch die Einführung neuer Lehren in ihrer Landeskirche und durch die Bedrückungen, welche sie wegen ihres Widerspruchs gegen dieselbe erfuhren, zu der Ansicht verleiten, daß jetzt der völlige Abfall und das persönliche Auftreten des Antichrists vor der Thüre sei. Sie scheuten sich nicht, die Kirche für ein völliges Babel zu erklären, von dem der Christ ausgehen (weggehen) müsse, sich selbst aber für das Weib, mit der Sonne bekleidet (Off. Joh. 12,1) auszugeben, welches der Herr aus der Verfolgung erretten und an einen stillen Bergungsort führen werde auf so lange, bis Er alle seine Auserwählten sammeln und mit ihnen das tausendjährige Friedensreich auf Erden aufrichten werde.

Während daher viele nach Nordamerika zogen, richteten alle Diejenigen, welche dieser chiliastischen Richtung anhängen, ihre Blicke gegen Osten, wohin namentlich Stilling gewiesen hatte, und glaubten in den südlichen Gegenden Rußlands den ersehnten Bergungsort für die Gläubigen erblicken zu dürfen. In dieser Meinung wurden sie noch bestärkt durch die hochherzigen Kundgebungen des damaligen russischen Kaisers Alexander I., der nämlich geneigt war, Christen von den verschiedensten Glaubensansichten Schutz und Duldung zu gewähren, wenn sie sich als Colonisten in verschiedenen Provinzen seines Reiches ansiedeln wollten. Als nun in Württemberg noch das Gerücht sich verbreitete, daß der russische Monarch beim Wiener Congreß im Jahr 1815 mit dem König von Württemberg die Verabredung getroffen habe, daß derselbe sechs Jahre lang allen seinen auswanderungslustigen Unterthanen freien Abzug nach Rußland gestatten solle, so gedieh in sehr vielen Württembergern der Entschluß, nach Rußland zu ziehen, bald zur völligen Reife, und schon fingen sie im Stillen darauf zu sinnen, wie sie ihre Habseligkeiten verkaufen und zum Aufbruch sich rüsten sollten.

Nachdem der Stundenhalter Friedrich Fuchs aus Schwaikheim mit Arrest auf der Staatsfestung Asperg bedroht wurde, zogen im September 1816 ca. 30 Familien nach Rußland ab. Sie kamen nach Großliebental bei Odessa. Die Reise verlief gut und war mit der Anlaß für den großen zweiten Zug im Jahr 1817 mit ca. 1400 Familien. Zu einer Familie gehörten meistens 6 bis 10 Menschen, so könnte man von einer Zahl zwischen 6000 bis 10 000 Personen ausgehen.

Kaum waren diese Schwaikheimer aus ihrem Vaterlande abgezogen, so bildeten sich nach ihrem Beispiel noch viel größere Gesellschaften zur Auswanderung nach Rußland. Zwei Brüder namens Koch, wohlhabende Männer aus Marbach und Schlüchtern, ließen in den letzten Monaten des Jahres 1816 einen schriftlichen Aufruf an ihre Gesinnungsgenossen zur Errichtung einer ‚brüderlichen Auswanderungsharmonie der Kinder Gottes‘ ergehen, in welchem sie den Ausgang aus Babel und die Vorbereitung auf das 1000jährige Reich als dringend nothwendig darstellten und die Grundsätze vorlegten, nach denen ihre brüderliche Vereinigung gestaltet werden sollte. Es wurde bestimmt, daß kein unbekehrter oder in Sünden wandelnder Mensch, sondern nur anerkannt Gläubige in die Harmonie aufge-

nommen werden dürfen, daß 24 durchs Los erwählte Männer als Älteste alle bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten, also auch die Predigt des göttlichen Wortes, die Verwaltung der heiligen Sacramente, die Einsegnung der Ehepaare usw. zu besorgen haben, daß die Wohlhabenden unter ihnen den zehnten Theil ihres Vermögens zur Gründung einer Armenkasse hergeben sollten, aus welcher namentlich die Reise und der Unterhalt der Armen unter ihnen zu bestreiten wäre u. dgl.

Andere aber waren mit den Vorschlägen der beiden Koch noch nicht ganz zufrieden, sondern wünschten einen solchen Verein, in welchem, wie bei den ersten Christen, alle Güter unter den Gläubigen gemein sein sollten. Vertreter dieser Richtung waren namentlich Johannes Reuer, Schneidermeister von Eßlingen, und Johann Georg Frick, Weingärtner von Altbach bei Eßlingen. Diese ließen nun eine zweite Aufforderung zu einer noch engeren Harmonie ausgehen, worin namentlich auf die Bildung einer gemeinschaftlichen Kasse gedrungen wurde, in die alle Mitglieder ihr Geld legen und aus der alle ohne Unterschied ihren Unterhalt empfangen sollten. So entstand die ‚Eßlinger Harmonie‘, welche der Marbacher an Zahl ihrer Mitglieder gleich, wo nicht überlegen war. – Es bildeten sich aber noch andere Auswanderungsvereine im Lande, welche mit genannten Harmonien in mehr oder weniger Verbindung standen.

Ogleich nun die Absicht dieser Auswanderungs-Gesellschaften dahin ging, in jeder Hinsicht rein christliche Niederlassungen von wahren, Gläubigen bis zum nahen Anbruch des 1000jährigen Reiches zu gründen so fehlte es doch zur Ausführung dieses Vorhabens sowohl an Aufrichtigkeit und Reinheit der Gesinnung als auch an nüchternen Erfahrung und tieferer Menschenkenntnis bei manchen Anführern selbst, so geschah es, daß viele Menschen in die Verbindungen aufgenommen wurden; die nichts weniger als bekehrt waren. Menschen, die zwar eine Zeitlang ihre religiösen Versammlungen besucht hatten und die Sprache der Gläubigen zu reden verstanden, die aber im Grund ihres Herzens nur Freiheit von ihren bürgerlichen und kirchlichen Lasten, ein leichteres Durchkommen in dieser Welt, oder gar einen Freibrief zu einem zügellosen, unordentlichen Leben zu bekommen suchten.“

Zum Beispiel der Stephan Schmid – Harmonieführer der Pliezhäuser – seine Landsleute sagten ihm nach, daß er hoffe, seine um acht Jahre ältere Frau werde die Strapazen dieser langen Reise nicht überleben und ihm nach ihrem Tod eine andere Heirat möglich sei. Sie starb in den 20er Jahren in Tiflis und er heiratete noch einmal ein jüngeres Weib, mit der er noch einige Kinder zeugte. Auch daß er, während sein erstes Weib noch lebte, erwiesenermaßen in verbotenen Umgang mit mehreren Eheweibern stand, die zu ihm in die Stunde kamen.

Die Menschen, die nicht mehr in die Kirche gingen, sahen sich immer mehr durch die Kirche und die Obrigkeit verfolgt. Sie gingen in Privathäusern in ihre christlichen Versammlungen, die von den Stundenhaltern geführt wurden. Sie wurden Pietisten, Zionisten und Separatisten genannt.

Nach der Aussage eines Mannes, der die Auswanderung nach Grusien (Kaukasus) als 20jähriger Jüngling mit erlebt und durchgemacht hat, gab es schon in Württemberg dreierlei Arten von Separatisten;

- 1) Du-Separatisten, das waren solche, die alle Leute, auch sogar ihren König, mit „Du“ anredeten.
- 2) Napoleonisten, d. h. solche, welche Napoleon I. für den Antichristen hielten.

- 3) Babelsbuben, oder solche, welche die Kirche für Babel ausgaben.

Schließlich sei noch erwähnt, daß vom B. Oberamt unter dem 21. Juli 1816 an das Unteramt in D. berichtet wird, man habe von Stuttgart aus das Gerücht vernommen, daß die Separatisten, besonders in der Leonberger Gegend, sich in der Stille bewaffnen. Die Ämter würden deßhalb aufgefordert auf das Thun und Treiben der Separatisten und ‚insbesondere auf ihre Versammlungen‘ ein wachsames Auge zu haben und höheren Ortes wieder Nachricht über sie zu geben.

Dieser Bericht dürfte von der üblichen Meinung vieler Menschen über die Auswanderungen nach Rußland im letzten Jahrhundert abweichen (Tagelöhner und arme Schlucker) und auf die Gründe der Auswanderungen ein anderes Licht werfen. Viele werden über diesen Bericht verblüfft sein, daß auch christliche Motive eine so große Rolle spielten. Aber der erste kleine und der große zweite Zug 1817 nach Rußland bestand fast nur aus evangelischen Menschen und aus diesen Ortschaften hieß in Württemberg.

(Fortsetzung folgt)

Ein außergewöhnlicher Besuch

Wer kennt ihn nicht? Albert Einstein, am 14. 3. 1879 in Ulm geboren und 1933 nach Amerika ausgewanderter deutscher Physiker. Er entwickelte die Relativitätstheorie und erhielt 1921 den Nobelpreis für Physik. Er starb am 18. April 1955 als amerikanischer Staatsbürger in Princeton (N. J.).

Wer aber weiß, daß Albert Einstein im September 1917 in Benzingen zu Besuch war. Er kam aus der Schweiz. Wegen langwieriger Grenz- und Gepäckkontrollen in Thayngen und Gottmadingen versäumte er dort den Anschluß, so daß er nur noch bis Sigmaringen kam. Am Tag darauf fuhr er nach Veringenstadt, von wo er nach einstündigem Fußmarsch Benzingen erreichte. „Hier fließt buchstäblich Milch und Honig und der Pfarrer ist ein sehr lieber Mensch“, schreibt Einstein an seinen Freund Michele Besso nach Frankreich. Auch später (z. B. 1924) war Einstein nochmals in Benzingen.

Pfarrer war in dieser Zeit (von 1917–1924) Camillo Brandhuber, geboren am 28. 10. 1860 in Sigmaringen, gestorben am 18. 2. 1931 in Rottenmünster und in Hechingen beerdigt. Im Jahr 1906 kam er von Meßkirch als Stadtpfarrer nach Hechingen. Nach dem Freiburger Diözesan-Archiv (Neue Folge, 37. Band von 1936) war er „ein hochbegabter Volksmann und Redner und gegen seinen Willen in den Vordergrund des politischen Geschehens“ gerückt. Er war von 1908–1918 Abgeordneter des Preussischen Landtags in Berlin und von 1918–1922 Abgeordneter und Präsident des Hohenzollerischen Kommunallandtags in Sigmaringen. Wegen seiner politischen Tätigkeit konnte er seine seelsorgerischen Aufgaben nur noch in einer kleinen Pfarrei ausüben. Deshalb kam er von Hechingen über Dettingen im Jahr 1917 nach Benzingen.

Die Bekanntschaft der beiden muß wohl von Hechingen herrühren. Im Juni 1919 vermählte sich in Berlin-Wilmersdorf Prof. Albert Einstein mit Elsa Löwenthal, geb. Einstein. Sie war die Tochter des Rudolf Einstein, Teilhaber der Firma Baruch und Söhne, Buntweberei in Hechingen. Die Väter von Albert und Rudolf Einstein waren Vettern. Schon in seiner Jugend hatte Albert Einstein gute Beziehungen zu seiner Hechinger Verwandtschaft. Sein Onkel finanzierte sein Studium. Fritz Wizemann

Sitte und Brauch in Burgfelden anno 1900

Von Dr. Peter Thaddäus Lang/Albstadt-Ebingen

In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts begannen die Menschen, sich immer lebhafter für lokales Brauchtum zu interessieren und machten sich deshalb daran, solcherlei Nachrichten zu sammeln. Unter der Anregung von Gelehrten entstanden dergestalt allenthalben Vereinigungen zur Pflege und Erforschung der Volkskunde. In erster Linie waren es die Gebiete des Brauchs, der Tracht, der Sage wie auch des Volksglaubens, welchen sich diese Folklore-Forscher zuwandten, zum Teil hatten sie aber auch einfach Freude am Kuriosen und Ausgefallenen.

Letzten Endes ging es diesen Leuten darum, gewissermaßen in letzter Minute noch etwas zu erfassen, das im Verschwinden begriffen war. Sie suchten die wenigen Reste einer „guten alten Zeit“ zu erhaschen, der sie selbst nicht mehr angehörten und – aufgeklärt, wie sie sich fühlten – auch gar nicht mehr angehören wollten.

Demgemäß schlossen sich auf württembergischem Boden gegen das Jahrhundertende einige Wissenschaftler zur „Württembergischen Vereinigung für Volkskunde“ zusammen. Unter ihnen befanden sich so illustre Persönlichkeiten wie Karl Weller (bekannt durch seine viel gelesene „Württembergische Geschichte“) und Eugen Nägele (dessen Verdienste um den Schwäbischen Albverein hinlänglich bekannt sein dürften).

In der „Württembergischen Vereinigung für Volkskunde“ entstand der Plan zu einer umfassenden Stoffsammlung, die man mit der Unterstützung des Statistischen Landesamtes zu erreichen gedachte. Über die Kirchen- und Schulbehörden des Königreiches Württemberg suchten die Gelehrten den Zugang zu den Lehrern, von denen sie sich eine besonders ergiebige Zuarbeit versprachen.

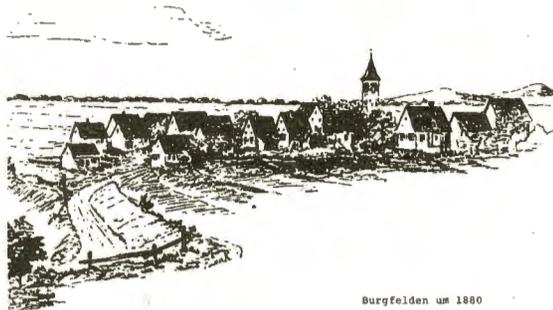
Und in der Tat: Die Schulbehörde zeigte sich äußerst entgegenkommend und gab den Lehrern Gelegenheit, sich 1900 über die volkstümlichen Überlieferungen ihres Dienstorts im Rahmen der sogenannten „Konferenz-Aufsätze“ zu äußern. Die Lehrer mußten jedes Jahr einen solchen Aufsatz anfertigen, der dann auch immer gründlich durchgesehen und beurteilt wurde.

Leider hatten die Lehrkräfte in besagtem Jahr noch ein weiteres Thema zur Auswahl, so daß die brauchwürdigen Gegebenheiten im Königreich Württemberg nicht flächendeckend und lückenlos erfaßt werden konnten. Aber immerhin kamen auf diese Weise an die 600 Aufsätze zusammen, die bisher von der Forschung lediglich im Hinblick auf diverse Einzelaspekte herangezogen wurden. So finden sich beispielsweise Darstellungen über die Festbräuche im Jahresablauf oder über die Gepflogenheiten bei Geburt, Hochzeit und Tod.

Demnach erscheint es höchst verdienstvoll, daß der Balingener Stadtarchivar Dr. Hans Schimpf-Reinhardt erst kürzlich wieder auf diese so überaus interessante Quelle hinwies. – An dieser Stelle soll nun der Konferenz-Aufsatz über Burgfelden auszugsweise vorgestellt werden. Geschrieben hat ihn ein Schulamtsverweser namens Walz, der nach Ausweis des Heimatbuches von Pfeffingen und Burgfelden einige Jahre vor 1900 seinen Dienst in Burgfelden antrat, aber schon bald nach 1900 den Ort wieder verließ.

Mit Sicherheit kann man davon ausgehen, daß die von unserem Schulamtsverweser geschilderten Bräuche auch schon sonstwo in der hiesigen Gegend im Schwange waren – dies ergibt sich bereits bei einer ganz oberflächlichen und cursorischen Lektüre weiterer Aufsätze (Endingen, Laufen, Tailfingen, Truchtlingen, Zillhausen).

Andererseits läßt der Konferenz-Aufsatz über Burgfelden erkennen, wie karg und ärmlich die Bewohner dieser kleinen Gemeinde lebten: Fleischgerichte kamen hier höchstens zwei- bis dreimal im Jahr auf den Tisch; rauschende Feste waren unbekannt, und sogar bei den Hochzeiten erlaubten sich die Bürger nur ein recht bescheidenes Abendessen.



Burgfelden um 1880

Lassen wir nun den Schulamtsverweser Walz zu Wort kommen – sein Text wurde der besseren Lesbarkeit wegen überarbeitet und gekürzt:

(...) Die Mahlzeiten der Ortsbürger von Burgfelden sind sehr einfach. Nachdem der Stall in Ordnung gebracht ist, wird ‚zu Morgen gegessen‘; sommers um sechs Uhr, winters um sieben oder acht. Die meisten Leute trinken Kaffee und essen Schwarzbrot; in manchen Häusern werden auch noch Wassersuppe und ‚Erdäpfel‘ verspeist. Um neun Uhr nimmt man das ‚Neunebrot‘ und mittags um vier das ‚Vierebrot‘ zu sich; es besteht tatsächlich aus trockenem Brot. Auch das Mittagessen ist äußerst einfach; die meisten Leute essen das ganze Jahr hindurch kaum zwei- bis dreimal Fleisch.

Im Sommer sitzen die Männer, ihre Pfeife rauchend, mit ihren Frauen auf dem Bänkele vor dem Haus, wobei sie meistens kein Wort miteinander reden. Im Winter treffen sich die Nachbarsfrauen abends einige Zeit, was sie ‚ge Auselaufer‘ oder ‚z' Stuba‘ nennen.

Am Nikolaustag kommt der ‚Schandeklas‘. Er wird dargestellt durch einen Burschen, der sich ein weißes Hemd übergeworfen und einen ‚Schellenriemen‘ umgehängt hat. Hauptsache ist ihm, die Kinder und die ledigen Mädchen zu ängstigen.

Naht Weihnachten, so besorgen sich die Einwohner einen Christbaum. Am Heiligen Abend zünden sie die Christbaumkerzen an, aber die Bescherung ist erst am Christtag. Die Taufpaten und Großeltern schenken den Kindern große gebackene ‚Ringe‘ (Brezeln) sowie einen Lebkuchen und Springerle. Meistens jedoch richten es die Verwandten und die Eltern so ein, daß das Christkindle neue Kleidungsstücke oder neue Stiefel bringt. (Die Erwachsenen untereinander schenken sich offensichtlich nichts.)

Am Abend des Weihnachtsfestes versammeln sich die Schulkinder und fast sämtliche Dorfbewohner im Schulhaus, wo die Schüler unter der Leitung von zwei älteren ledigen Mädchen ein poetisches (gemeint ist wohl: ein rührseliges) Stück aufführen, das zu Weihnachten paßt, und nachher (vermutlich von den Zuschauern) mit Äpfeln, Nüssen, ‚Ringlein‘ (Brezeln) und Sacktüchern beschenkt werden.

Großen Ansehens erfreuen sich auch die ‚Losdäg‘, weil man meint, aus der jeweils herrschenden Witterung ersehen zu können, wie sich das Wetter in den einzelnen Monaten des neuen Jahres gestalten wird. Am meisten achten die Menschen hierorts auf das Neujahrsfest, denn es soll maßgebend sein für das Wetter im Erntemonat.

Außerdem werden in der Weihnachtszeit zwölf Schalen einer Zwiebel (für jeden Monat eine Schale) auf den Tisch gelegt und in jede

ein wenig Salz gestreut. Löst sich nun das Salz in irgendeiner Schale auf, so ist derjenige Monat naß, für welchen die Schale bezeichnet war, und dann auch umgekehrt, wenn sich das Salz nicht auflöst. (...)

In der Nacht vom letzten April auf den ersten Mai wird auf den ‚Brunnenstock‘ mitten im Ort ein Maien gesteckt. An der Kirchweih werden ‚Kirbeküacha‘ gebacken; auch bekommen die Schüler auf diesen Tag ein neues ‚Häs‘.

Als Glückstag gilt der Sonntag. Unglückstage dagegen gibt es im Laufe des Jahres sieben (nach der gängigen Vorstellung in Burgfelden), nämlich den 15. März, den 24. Juni, den 6. Juli sowie den 2. Dezember (die übrigen sind dem Schulamtsverweser unbekannt).

Sommers zieht die ledige Jugend am Sonntagnachmittag auf den Böllat und jauchzt und singt in das Tal hinab; im Winter versammeln sich Söhne und Töchter abgesondert in irgend einem Haus.

Woher die kleinen Kinder kommen

Den Minderjährigen erzählt man, die kleinen Kinder kämen aus der Hülbe und würden von der Hebamme zu den Eltern gebracht. Ist die Wöchnerin nach der Niederkunft wieder kräftig genug, um das Haus zu verlassen, so soll sie als erstes den Sonntagsgottesdienst besuchen. Dabei steckt sie wesentlich mehr Geld in den Opferkasten als es ansonsten üblich ist. Vor diesem ersten Kirchgang nach der Geburt darf sie nicht über die Hausschwelle, denn dies würde dem Säugling Unglück bringen. Es ist ein schöner Brauch in Burgfelden, daß aus jedem Haushalt eine Frau ‚ge Weisa‘ geht, was bedeutet, daß sie der Wöchnerin ein Geschenk mitbringt. Im Falle der nächsten Verwandten besteht dieses aus einem Hefering sowie aus Kaffee und Zucker.

Die Taufe findet meistens schon am Sonntag nach der Geburt statt. Aus der Taufe gehoben wird das Kind von drei Personen, nämlich von zwei Paten und einer Patin. Ist der Taufakt vorbei, opfern zuerst die Taufpaten und die Hebamme, dann tritt auch der Vater des Kindes an den Taufstein und gibt ein Opfer. Im Anschluß daran geht man zum Taufschmaus, der aus Kaffee und Hefering besteht.

Überhaupt kein Kopfzerbrechen verursacht die Frage, wie das Kindlein heißen soll, denn der erstgeborene Sohn wird nach dem älteren der beiden Paten genannt und dementsprechend die erstgeborene Tochter nach der Patin. Die Namen für nachfolgende Kinder pflegt man aus dem Bereich der weiteren Verwandtschaft zu wählen. Als Doppelnamen finden sich Hansmarte, Hansjörg, Ameile (Anna Maria) und Annakätter (Anna Katharina).

Weiter zur Hochzeit, die bei der gesamten Einwohnerschaft als höchwichtiges Ereignis gilt, was nicht verwundern kann, wo sich dieses Fest hierorts doch so selten ereignet: Der eigentlichen Hochzeit geht der ‚Heiratstag‘ voraus, ein Tag, an welchem der Hochzeitstermin wie auch das ‚Heiratsgut‘ ausgehandelt werden. Ist das geschehen, begeben sich die Brautleute mit den nächsten Verwandten ins Wirtshaus, wo Bräutigam und Braut für die Zeche aufkommen. Die Hochzeit selbst findet meistens an einem Montag oder an einem Donnerstag statt. Ein Freitag wäre völlig undenkbar, denn er gilt als Hexentag. Wer im Dorf nicht mit dem Brautpaar verwandt ist, wird ganz pauschal durch den Polizei- bzw. Amtsdienner eingeladen, indem derselbe einfach ‚ausschellt‘, daß der und der und die und die an dem und dem Tag Hochzeit haben und daß die Brautleute jedermann hierzu freundlich einladen lassen.

Wenn die Braut „ein Hufeisen verloren“ hat

Die Verwandtschaft wird von Braut und Brautjungfer persönlich eingeladen, wobei allein die Brautjungfer redet. Beide tragen an diesem Tag möglichst gleichfarbige, wenn nicht gar vollkommen gleiche Kleider; an ihren Schürzen haben sie ein weißes Band herabhängen. Hat die Braut „ein Hufeisen verloren“ (so lautete die schamhafte Bezeichnung für die voreheliche Liebe), so tritt beim Hochzeitsladen an deren Stelle eine zweite Brautjungfer. Falls die Braut von auswärts kommt, schafft der mit Kränzen geschmückte Brautwagen ihren Hausrat heran. Dieser Wagen erreicht den Ort seiner Bestimmung ein oder zwei Tage vor der Hochzeit, aber keinesfalls an einem Mittwoch, der als Unglückstag gilt. Vorn auf dem Brautwagen sitzen der Bräutigam und die Braut.

Am Morgen des Hochzeitstages verzehrt man die „Morgensuppe“, was bedeutet, daß die nächsten Verwandten wie auch die Nachbarn, zudem noch die „Gesellen“ (Brautführer) und „Gespielinnen“ (Brautjungfern) sich im Hause der Braut beim Bier bzw. bei Kaffee und Kuchen versammeln.

Wenn es dann schließlich in die Kirche läutet, bewegt sich der Hochzeitszug zur bürgerlichen Eheschließung (sie ist seit 1876 gesetzlich vorgeschrieben) in Richtung Rathaus, und danach geht es zur Kirche.

Bräute, die „ein Hufeisen verloren“ haben (siehe oben), tragen an ihrem großen Festtag kein Kränzlein. – Nach der Trauung endet der Zug im Wirtshaus, wo Kaffee getrunken wird. Ein (richtig üppiges) Hochzeitsmahl findet zu allermeist nicht statt, weil alle Einheimischen schon vor dem Gottesdienst daheim zu Mittag gegessen haben. Die von auswärts angereisten Brautjungfern und Brautführer müssen deshalb sehen, wo sie etwas Habhaftes zu beißen herbekommen.

Manchmal zeigen sich die Gastgeber allerdings etwas großzügiger – das Wirtshaus bietet dann wahlweise Backsteinkäse, rote Wurst, Schwarzwurst oder weiße Wurst (Leberwurst). Es handelt sich hierbei offensichtlich um eine so seltene wie reichliche Auswahl, denn jeder Gast wird stets ausdrücklich auf diesen Umstand hingewiesen.

Des Abends um etwa sieben Uhr verfügt sich das Brautpaar nach Hause, wohin die Hochzeitsgäste folgen, um die Aussteuer der Braut zu besichtigen. Die Brautleute stehen in der Nähe der Stubentüre und nehmen die in Geld bestehende „Hochzeits-Schenke“ in Empfang, was sich für die frischgebackenen Eheleute als recht einträglich erweist, denn jeder Hochzeitsgast gibt zwischen 20 Pfennig und einer Mark. (Zur Orientierung: Der Wochenlohn eines Textilarbeiters lag um 1900 ungefähr zwischen 12 und 18 Mark.) Die Hochzeits-Schenke kommt in eine mit einem Teller bedeckte Schüssel, welche auf dem weißgedeckten Hochzeitstisch steht.

Eine schöne Sitte ist, daß die Neuvermählten am ersten Abendmahl, das nach ihrer Hochzeit stattfindet, gemeinsam teilnehmen. Der Mann sagt von nun an, wenn er von seiner Frau redet: „die Mei“, und die Frau dementsprechend „der Mei“.

An dieser Stelle springt der Autor ganz unvermittelt von den Hochzeitsbräuchen zu dem Brauchtum bei Todesfällen.

Das Leichenansagen im Pfarr- und Schulhaus besorgen Familienangehörige; wenn ein Kind gestorben ist, so tut dies der Vater. In andere Häuser des Orts wird niemand geschickt, da einer dem anderen von dem Ereignis erzählt. In benachbarte Orte sendet man einen oder auch mehrere „Leichenträger“. Die Leichenwache halten die nächsten Angehörigen, doch bleiben sie selten die ganze Nacht auf.

Am Tag der Beerdigung versammeln sich die nächsten Verwandten des Verstorbenen vor

Buchbesprechung

Tagolf der Siedler – von Peter Thaddäus Lang

„Die Geschichte Tagolfs markiert einen existenziellen Angelpunkt in der Entwicklung der Germanenvölker, nämlich den Schritt vom ruhelos umherschweifenden Räuber zum bodenständigen Siedler...“, so steht es im einleitenden Kapitel zu lesen in „Tagolf der Siedler“, jenem Roman aus der Alemannenzeit, den der allen ZAK-Lesern wohlbekannte Archivar der Stadt Albstadt, Dr. Peter Thaddäus Lang, jetzt als Buch-Erstling vorzuweisen hat.

Tagolf und die Seinen sind, von ganz weit im Osten unseres Kontinents stammend, auf der Suche nach einem verheißenen, fruchtbaren „Land im Westen“ zur Zeit der Völkerwanderungen ins heutige Württemberg gekommen (hier beginnt der Roman). Zuerst müssen sie sich im Remstal mit einem Trupp Römer schlagen, dann ziehen sie von Königen aus neckarwärts und gelangen – in mehreren Etappen und mit Umwegen – nach Rottweil; sie queren zur Donau, folgen ihr bis zum Tal der Lauchert, ziehen nochmals weiter, verweilen längere Zeit im von ihnen eroberten römischen Landgut Stein bei Hechingen, umkreisen den Zoller über Balingen und Ebingen und sind bald an der Schmiecha angelangt, wo Tagolf zum Gründer von Tailfingen wird.

Ihnen angeschlossen haben sich inzwischen die nach deren Anführer benannten Truchtolf-

linge, indes Tagolf die verwitwete Hausherrin des Landguts Stein, Aurelia, zur Frau genommen hat. Und augenzwinkernd läßt der Autor noch weitere Städtegründer auf den Plan treten, z. B. Häkko (den Gründer von Hechingen), Tuwo (Tübingen), Reutilo (Reutlingen) oder Ansmut (Onstmettingen). In Summelocenna, dem heutigen Rottenburg, hat Tagolf gar einen Hebräer kennengelernt und mit ihm ein wahrhaft richtungsweisendes Gespräch geführt.

Ebenso spannend wie witzig und jederzeit zupackend geschrieben ist dieser Roman. Unterhaltsam im Stil, exakt in der Aufbereitung historischer Gegebenheiten, sind Fiktion und Realität in geradezu atemberaubender Manier vermischt, so daß man als Leser über weite Strecken das Gefühl hat, selbst in dem Geschehen mit dabei (oder wenigstens: irgendwann dabeigewesen) zu sein. Derb, ja deftig und ungeschlacht gehen die Personen in diesem Heimatroman der anderen Art verbal zur Sache, im (mutmaßlichen) Impetus von damals das Vokabular von heute benutzend. Alles in allem: ein faszinierendes Buch.

cfr 280 Seiten, mit vier Abbildungen, fester Einband, DM 29,80, im Silberburg-Verlag, Stuttgart, ISBN 3-87407-187-1.

dem Trauerhaus. Bevor sie hinter dem Sarg zum Friedhof schreiten, singen sie noch ein (Kirchen-)Lied. Gesungen wird auch unterwegs und außerdem noch zweimal auf dem Friedhof. Verstorbene Kinder werden von der Taufpatin getragen, Erwachsene hingegen von vier Trägern.

Die Trauergemeinde spricht bei der Beerdigung auf dem Kirchhof ein Gebet; alsdann findet in der Kirche die Leichenpredigt statt. An Stelle des Postludiums (die Orgelmusik am Ende des Gottesdienstes) spielt der Lehrer den Choral „Christus, der ist mein Leben“, wozu die Schüler singen. Jeder mitwirkende Schüler erhält hierfür fünf Pfennig. (...)

Die Trauerzeit dauert beim Tod eines Erwachsenen ein Jahr; beim Tod kleiner Kinder aber ein halbes Jahr; doch damit wird es nicht so genau genommen. (...)

Noch ein bißchen Alltag

Die Hauptnahrung der Einwohnerschaft von Burgfelden besteht aus Milch, Kartoffeln und Brot. Getrunken wird Most; hin und wieder auch ein Gläschen Schnaps. Die Leute sind größtenteils sehr mäßig im Essen und Trinken.

Die meisten Männer trinken Bier, nur bei Hochzeiten. Den Genuß des Weins erlauben sich die Einwohner von Burgfelden nie, außer wenn sie sich krank fühlen. Sonntags gehen einige (wenige) Männer eine bis zwei Stunden ins Wirtshaus und trinken einige Gläser Bier. Werktags geht kaum jemand ins Wirtshaus, es sei denn ein ganz besonderer Fall, so beispielsweise, wenn einer ein Stück Vieh verkauft hat.

Die in Burgfelden getragene Alltagskleidung ist höchst einfach; die Festtagskleidung wiederum beinahe städtisch.

(...) Die Ledigen pflegen farbigen Kleidern den Vorzug zu geben, während die Verheirateten (besonders die Frauen) sich zumeist schwarz kleiden.

Die 46 Häuser von Burgfelden sind mit Ausnahme von 15 alle einstockig und stehen sämtlich parallel zur Dorfstraße. Die Balken sind

meistens an der Wand sichtbar, nur drei bis fünf Häuser sind verputzt. (...) – Soweit unser Konferenz-Aufsatz.

Wie die Häuser von innen aussahen, berichtet unser Schulamtsverweser allerdings leider nicht. Der allgemeinen Tendenz nach werden wir freilich annehmen können, daß die Ausstattung mit Möbeln kaum sehr luxuriös gewesen sein dürfte. Im Vergleich zu damals leben wir heute also in einem zuvor noch nie gekannten Überfluß!

Literatur:

Karl Bohnenberger (Bearb.), Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg (Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Bd. 5), Stuttgart 1980.
Burgfelder Bilder, Albstadt 1988.
Dieter Gaiser, Sitten und Gebräuche in Ebingen um 1900. In: 1200 Jahre Ebingen, Frommern, Heselwangen, Weilstetten, Zillhausen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Balingen Bd. 5), Balingen 1993, S. 356–363.
Wilhelm Jetter, Volkstümliche Überlieferungen in Zillhausen (herausgegeben von Dr. Hans Schimpf-Reinhardt). In: 1200 Jahre Ebingen, Frommern, Heselwangen, Weilstetten, Zillhausen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Balingen Bd. 5), Balingen 1993, S. 364–375.
Walter Stettner, Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986.
Friedrich Wissmann, An der Eyachquelle. Ein Heimatbuch von Pfeffingen und Burgfelden, Pfeffingen 1959.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen
Hannelore Sommerer
Schönbühlweg 22, 72348 Rosenfeld
Fritz Wizemann
Saarstraße 18, 72474 Winterlingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Von Ismail setzten sie die Reise zu Lande auf russischen Bauernwagen fort, und kamen in drei Tagen nach Akiermann (Akkermann). Nach fünf Tagen Aufenthalt ging die Fahrt von hier nach der Festung Wiederbohlen (Owidio-pol), auf einem Schiff über den Dnjestr und einem Arm des Schwarzen Meeres. Um Mitternacht überfiel sie ein Sturm mit Regen und Schnee und erst den andern Morgen gelangten sie durch eine bangmachende Brandung an Land. Von einer abermaligen Quarantäne von 14 Tagen erkrankten hier wieder viele; Höhns Schwiegervater Dieterle, Ziegler und seine Tochter Christine starben.

Von hier holten sie teutsche Bauern zu sich ins Quartier ab. Als einer derselben, Bürgermeister seiner Colonie, Höhns weinendes Weib um die Ursache ihrer Traurigkeit fragte und sie sagte, sie werden keinem Quartiersmann willkommen sein, weil sie und ihr Mann krank seyen, vier eigene und noch das Strumpfwewers zwei Waisen mitbringen, so trat er vor und sprach: „Ich dürfte als Bürgermeister kein Quartier nehmen, Frau, aber ich will euch mitnehmen und euch eine eigene Stube geben.“ Er verschaffte ihnen wirklich drei Wagen, nahm sie mit sich nach Peterstal, wo sie gute Leute fanden und sich von ihrer Krankheit erholten. Die übrigen Fieberkranken kamen in teutsche Colonien ins Quartier und die schwer Kranken in den Spital nach Großliebental, in dem unerachtet guter Verpflegung Höhns Schwager Joh. Martin Dieterle und dessen Schwester Catharina starben. Die Auswanderer, soviel ihrer noch lebten, bekamen Winterquartiere in den teutschen Dörfern um Odessa her am Schwarzen Meere, welche bis Jacobi dauerten.

Höhn trieb sein Handwerk mit gutem Verdienste bei einem Schmid. Diejenige, welche nach Kaukasien zogen, bekamen 500 Rubel, um sich Pferde und Wagen zu kaufen, und täglich die Person 40 Kopeken = 12 Kr. Es zogen 500 Familien in 10 Abteilungen dahin. Unter ihnen waren Andreas Dieterle, Bierbrauer und Joh. Hörter, Elisabeth Dieterlin Wtb. des Zieglers, Höhns Schwäger und Schwägerin (sie waren fünf Geschwister, der Vater und drei Geschwister unterwegs gestorben).

Carlsthal, wo Höhn jetzt wohnt, ist ein adelmännisches Dorf, zwei St. von Peterstal, vier von Odessa, zwei vom Dnjestr. Viele Deutsche und mehr als Russen bewohnen diese Gegend. Durch den Pastor in Freudental, in dessen Haus Höhn die Schlosserarbeit fertigte, wurde er der Herrschaft in Carlsthal empfohlen, bekam eine herrsch. Wohnung und eine Schmiede mit Kohlen und Handwerkszeug, und hat viele Arbeit, die gut bezahlt wird.

Die Colonisten können Feld haben, soviel sie wollen, leisten weder Steuern noch fronen, nur Zehend. Die Herrschaft dieses Ortes besitzt 6000 Desj. Feld. Höhn ärndtete (erntete) im ersten Jahre seines dortigen Aufenthalts neun Schfl. Waizen von einem Brachacker, den ihm ein Bauer schenkte, der ihn nicht abzuschneiden Zeit hatte, 1818. Hat jetzt zehn St. Rindvieh und sieben Pferde und baut jetzt seine Felder selbst.

Höhns Schwager Joh. Hörter, dessen Vater Daniel in Erzingen lebt, war nebst seinem Weib lange krank und verlor alle seine Kinder bis auf die älteste Tochter, mit der er nach Kaukasien reiste. Des gestorbenen Strumpfwewers zwei Knaben (Nagel) nahmen zwei Bauern in Peterstal an Kindesstatt an. Johann Holweger von Leidringen mit Weib und Kind blieben auf der ganzen Reise gesund und er bekam von einem, der nach Kaukasien zog, ein Haus und Gut geschenkt, samt Vieh, 30 St. von Odessa. Die übrigen Leidringer starben alle auf der Reise, bis auf die zwei Mädchen des Friedrich Bäcker (Becker). Auch der Bäkle (Böckle) von Isingen starb und seine Familie, bis auf seine zwei großen Knaben; so auch die Familie des Schmidts von Brittheim bis auf die zwei großen Söhne. Ursula und Katharina Schneckenburger von Schura, welche nach Po-

len emigrierten, zogen von da an die Molotschna, Tau. in Catharinoslaw, wo sie jetzt wohnen.

Über den Colonisten Georg Heinrich Hartenstein aus Rosenfeld/WÜ, der im kaukasischen Helenendorf lebte, gibt es noch folgendes zu berichten:

In den Jahren 1826 bis 1830 gab es kriegerische Überfälle der Perser und Tataren, Krankheiten wie Pest und Cholera. Bei dem Überfall im Sommer 1826 der Tataren auf Helenendorf kamen die Flüchtlinge nach Elisabethpol, das von den Persern besetzt war. Da der Perser-Chan den ganzen Bezirk in Besitz genommen hatte, wurden die Deutschen als persische Untertanen betrachtet. Auch in Helenendorf waren persische Soldaten, sie beschützten die Felder und übriggebliebenen Häuser der Deutschen gegen die Tataren. Die Colonisten durften auch ihre Felder ernten und Sachen aus ihren Häusern holen.

Als aber Gott dem russischen Heere unter der Führung des General-Majors Madatow beim Schamkör am 3. Sept. den Sieg über die Perser verliehen hatte, so hielt man diese deutschen Arbeiter sogleich streng unter Wache mit dem Bedeuten, daß sie nicht mehr nach Helenendorf zurückkehren dürften. Der Colonist Johann Georg Kühfuß erlangte jedoch eine Audienz beim Chane, in Folge deren man ihnen die Freiheit gab unter der Bedingung, daß sie die persischen Soldaten, welche zum Schutz der deutschen in Helenendorf lagen, sicher in die Stadt Elisabethpol bringen müßten, damit sie nicht den Russen in die Hände fielen. Dies geschah. Einer der Arbeiter, der Colonist Hartenstein, gab ihnen das Geleit bis an die frühere Wohnung des Kreishauptmannes in Elisabethpol. Dort sich verabschiedend, sollen die Perser ihm dankend und küssend um den Hals gefallen sein.

Die Gründung der kaukasischen Colonien von 1818–1819

Dies sind die Namen der Menschen aus der hiesigen Gegend, die die kaukasischen Siedlungen bei Tiflis mitgegründet haben. Diejenigen, welche den russischen Terror überlebt haben, kommen jetzt als Rußlanddeutsche zurück. – Es sind also Schwaben mit Rußlanderfahrung, sie können viel berichten, man sollte ihnen zuhören.

Marienfild: (nach der Revolution 1917, Rosenfeld) wurde nach dem Namen der Mutter des Zaren Alexander I genannt, Maria Feodorowna, sie war die württembergische Prinzessin Sophie Dorothea – Mömpelgard. Schüle, Schü(h)le, Leidringen, zuerst Helenendorf.

Katharinenfeld: Joh. Jakob Binder, Schneider, Offerdingen; Andreas Dieterle, Bierbrauer, vorher Pächter (Beständer) des grünen Baum Leidringen und Sohn des Zieglers, Rosenfeld; Jakob Kern, Mössingen; Friedrich Kümmerle, Rosenfeld; Karl Mack, Offerdingen; Johannes Rapp, Mössingen; Sackmann, Sohn des Jakob, Besenfeld.

Neu Tiflis: Khuen, Arzt, Schömberg; Müller, Dr. Hofrat, Schömberg; Heinrich Kotrin(i), Wü., später nach Rosenfeld/Kau. gezogen.

Helenendorf: Johann Aichele, Lustnau/Tü.; Joh. Georg Barth, Bössingen; Johann Gastel, Frommern; Georg Heinrich Hartenstein, Rosenfeld; Joh. Martin Haug, Mössingen; Melchior Landenberger, Ebingen; Anna Landenberger, verh. Müller, Ebingen; Joh. Mauthe, Frommern; Ludwig Riesch, Frommern; Johannes Schü(h)le, Leidringen, später Rosenfeld/Kau.; Johannes Steidinger, Sulz/N. oder Dornhan; Johann Ludwig Sufler, Frommern; Joh. Gottfried Strasser, Rosenfeld; Jakob Christian Strobel, Frommern; Kaspar Spielmann, Reilingen/Mannh.; Joh. Georg Lägler, Bössingen; Jakob Lutz, Glatten/Freudenstadt; Joh. Georg Happ, Mössingen.

Alexanderdorf: Georg Jakob Grillbarzer, Schörzingen.

Annenfeld: Nikolaus Binder, Bickelsberg; Bernhard Felger, Mössingen; Joh. Georg Göhring, Wittershausen; Joh. Georg Hummel, Mössingen; Michael Kress, Lustnau/Tü.; Friederike Schelling, Dusslingen; Matthäus Stoll, Brittheim; Christian Weber, Erzingen; Kath. Blumenstein, Tübingen.

Elisabeththal: Christian Grüb, Tübingen; Matthias Honecker, Schoploch; Schilling (Schelling), Dusslingen; Friedrich Schrenk, Pastor, Höfingen, Leonberg.

Petersdorf: Menschen aus Ludwigsburger und Heidenheimer Gebiet.

Rosenfeld/Berdjankst: Diese Menschen kamen ausschließlich aus dem Stuttgarter Raum.

Blum, Marbach/Ludwigsburg; Schatz, Weiler/Waiblingen; Schüle, Schwaikheim. In dem Brief an das Bürgermeisterramt Rosenfeld/Balingen aus dem zweiten Weltkrieg von der Colonie Rosenfeld/Berdjankst mit den Unterschriften Blum, Schatz, Meister usw. stammt keiner aus unserem Rosenfeld.

Woher sie gekommen, wohin sie gezogen sind

Balingen: Bernhard Johann Jakob Baumeister, 1804; Anna Beyerle, Danzig/Odessa, 1803; Jakob Fäser (Veser), Hutmacher, Lustdorf/Odessa, 1804; Matthäus Frank, Simpferspol; Helder, Kaufmann, Odessa; Andreas und Katharina Kurz, Balingen, Neuburg/Odessa, 1805; Dietrich Mahlmann, Tischler, Odessa; Joh. Friedrich Mangold, Sewastopol; Hans Michael Musbach, Odessa, 1804; Gottlieb Reuter, Drechsler, Odessa; Lucas Roller, Weber, mit Frau und 3 Kindern, 1817; Jakob Ruof (Ruof), 1816; Joh. Martin Schmid, 1804; Eberhard Schuler, Gerber, 1804; Erhard Speidel, geb. 23. 8. 1806, nach Petersburg; Johann August Störzer; Jakob Strasser, Barbier, 1804; Eberhard Widmann, Heilbrunn/Krim; Fr. Mark Wagner, Schuster, mit Frau Katharina Zürn, 1804; Philipp Wagner, geb. 1806 in Lustdorf/Od. dann Schabo/Bessarbien; Frau Marie Stanger (Vater Mark Wagner); Johannes Hehr, geb. 1791, und Matthias, geb. 1794, Wittenberg/Bess., 1815; Friedrich Stern, Maurer, 1804; Johannes Werner, Tuchmacher, 1804.

Bickelsberg: Nikolaus Binder, Annenfeld/Kaukasus, 1818; Johann Galster, Rußland, 1817; Joh. Jakob Göhring, Beresina/Bess., 1817; Clemens Ott, Rußland, 1817; Barbara Pflanzler, 1817.

Binsdorf: Joh. Jordan Kappeler, 1817; Roman Niggel, 1817; Matthäus Schneider, 1817; Johann Stählin, (Jahr fehlt); Johannes, Karl und Maria Stehle, Odessa; Mathilde Wenzler, 1817.

Brittheim: Johann Galster, (Jahr fehlt); Christian Schmid, (Jahr fehlt); Matthäus Stoll, 1817; Johannes und Joh. Jakob Dreher, Neuburg/Od., 1817; Christian Schmidt, geb. 1772, nach Franzfeld, 1829, Sarata/Bess., 1844.

Burgfelden: Christine Heier, Alt Postal/Bess.

Ebingen: Johannes Eisenbeis, Friedental/Krim, 1804; Joh. Gottlieb Michael Groz, Friedental/Krim, 1804; Herrn Katharina, geb. 20. 10. 1783, Frau von Wölfle Blasius, Öffingen/Waibl., Wittenberg/Bess., 1815; Melchior Landenberger, geb. 1754 † 1820, Helenendorf/Kau.; Ludwig Andreas Neher, Freudental/Od.

Endingen: Johannes Kuntz, Friedenstal/Bess.

Engstlatt: Johannes Weber, Schmid, 1804.

Erzingen: Johann Ammann; Jakob Göhring, Kassel/Od., 1816; Johann Hörter, Katharinenfeld/Kau., 1817; Joh. Martin Mayer; Johannes Ruf, Weber, mit Frau und 5 Kindern, Katharinenfeld/Kau., 1817; Friedrich Schuler mit Frau und 5 Kindern, 1817; Christian Weber mit Frau und 6 Kindern, Neuburg/Od., 1805.

Frommern: Johannes Gastel, 1817; Johann, Joh. Martin und Joh. Ludwig Haigis, Gr. Liebental/Od., 1818; Margarete Haigis mit Joh. Gastel, 1817; Joh. Caspar Haigis, Odessa, 1800; Joh. Martin Hauser; Joh. Georg Hummel, Bäk-

ker, 1817; Jakob Koch mit Frau Ottilie Zwickel, über Polen nach Beresina/Bess.; Anna Maria Märklin, 1817; Johannes Maute, Bäcker, 1817; Joseph Mayer, Großliebental/Od.; Christian Schuler, Salpetersieder, mit Frau und 1 Kind, 1817; Johannes Sessler, Salpetermann, 1817; Christian Strobel, Salpetersieder, und Jakob Strobel, mit Frau und 2 Kindern, Helenendorf/Kau.; Conrad Strobel mit Frau Anna Koch und 3 Kindern, Glückstal/Od., 1804; Ludwig Riesch, Weber, Helenendorf/Kaukasus, 1817; Joh. Ludwig Sufler, Helenendorf/Kau., 1817.

Heselwangen: Joh. Ludwig Faust, 1817; Jakob Jetter, 1817; Johann Ludwig, Schuster, 1817.

Isingen: Johann Georg Höhn, Schlosser, Carlstal/Od., Beresina/Bess. 1817; Joh. Martin Kiefer, 1817; Joh. Georg Schick, Hoffnungstal/Od., 1817; Joh. Georg Schneider, 1803; Johann Stähle; Anna Vötsch, Odessa, 1817; Martin Wenzel, 1817; Kaspar Schneider, Alexanderhilf, verheiratet RL 4, 1815; Josef Schneider, 50 J., mit Frau und 5 Kindern, Großliebental/Od.; Georg Schneider, Großliebental/Od., 1813.

Laufen: Johann Schlegel, 1804.

Leidringen: Joh. Bippus, Borodina/Bess.; Johann Bippus mit Frau und 2 Mädchen, Rußland, 1817; Joh. Georg Beck, Schuster, Südrußland, 1817; Charlotte Becker, Peterstal/Od., 1805; Joh. Michael Dannecker, Metzger, verh. mit Maria Barbara Schuler, Ostdorf, 1817; Joh. Georg Fromm, Großliebental/Od., 1803; Joh. Georg Frommer mit Frau, Russisch-Polen, 1817; Joh. Härter, Beresina/Bess., 1817; Martin Hauser, Weber, Russisch-Polen, 1803; Hauser, 1817; Joh. Friedrich Holweger (Hohlweger), Bergdorf/Odessa; Friedrich Holweger (Hohlweger), 39 J., mit Frau Katharina und 7 Kindern, Bergdorf/Od.; Johann Holweger (Hohlweger), 36 J., mit Frau Margarete und 7 Kindern, Bergdorf/Od.; Jakob Holweger (Hohlweger), 33 J., mit Frau Kattarina und 3 Kindern, Bergdorf/Od.; Christoph und Joh. Jakob Keck, Kronsfeld/Taurien, 1818; Maria Mauth, 1817; Johannes Mauthe, geb. 1775; Friedrich Plocher, Heilbrunn/Krim, 1804; Friedrich Schäufler, 1817; Christoph Schaible, Rußland, 1817; Magdalene Schaz, 1817; Johannes Schü(h)le, Helenendorf/Kau., 1817; Jakob Schuler, Schreiner, mit Frau und 4 Kindern, 1817; Joh. Jakob Schwarz, Weber, Scworoda, 1817; Joh. Jakob und Martin Strobel, Beresina/Bess., 1818; Martin Völke, geb. 1756, Tagelöhner, mit Frau Anna Maria Weider und 3 Söhnen; David Schuh, Skoworoda/Po., dann Arzis/Bess.; Karl Schiele, geb. 1779, Rozyszcze/Wolhynien.

Meßstetten: Christian Fritz, Hoffnungstal/Od., 1819; Martin Bitzer mit Frau Katharina Schick und 4 Kindern, 1804; Christine Müller.

Rosenfeld: Joh. Adam Deiffel, Peterstal/Od., 1817; Andreas Dieterle, Bierbrauer, (Beständer, Pächter des grünen Baum, Leidringen), Sohn des Zieglers, mit Frau Katharina Arnsberger, Katharinenfeld/Kau., 1817; Andreas Dieterle, Ziegler, 58 J., mit Frau Elisabeth Haug und 5 erwachsenen Kindern, Kaukasus, bei Owidiopol gestorben, Seite 35, Karl Stumpp; Susanna Fischer, Klöstitz/Bess., 1815; Gottfried Fode, geb. 1785, Teplitz/Bess., 1817; Jakob Hauser, Klöstitz/Bess., 1815; Annamaria Hepp, geb. Müller, Großliebental/Od.; Heinrich Hartenstein mit Frau Katharina und 3 Kindern, Freudental/Od., 1807; Joh. Georg Hartenstein, Helenendorf/Kau., 1817; Jakob Hauser, Borodino/Bess., 1814; Joh. Martin Höhn, Tuchmacher, mit Anna und Johann Höhn, Kaukasus, 1817; Georg Höhn, Sattler, Großliebental/Od.; Johannes Theodor Keller, Wittenberg/Bess.; Christoph Johann Keller, Wittenberg/Bess., 1814; Matthias Kübler, Alexanderdorf/Kau., 1824; Friedrich Kümmerle, Katharinenfeld/Kau., 1826; Anna Maria Rodel, mit 19jähriger Tochter, Kaukasus, 1817; Christina Schmid, mit 5jährigem Sohn, Joh. Kaspar, Kaukasus, 1817; Konrad Schuler, Großliebental/Od.; Friedrich, Joh. Jakob, Joh. Martin Springer und Fr. Dorothea Tafel, Peterstal/Od., 1817; Elisabeth Stoz, 20 J., Kaukasus, 1817; Joh. Gottfr. Strasser, Lustdorf/Od., 1805; Johannes Teufel, Sohn des Georg, nach Ungarn, 1817, dann Peterstal/Od.; Karl Friedrich Wössner, Strumpfstricker, 1817; Joh. Gottfried Strasser, geb. 1791 u. 1829, ausgewandert 1818, Helenendorf/Kau.; Thomas Friedrich Schüler, Großliebental/Od., 1809.

Onstmettingen: Wilhelm Boss, Wolhynien, dann Odessa, 1830; Friedrich Wissmann mit Frau Rosina Nill und 4 Kindern, 1804.

Ostdorf: Joh. Martin Vötsch, 1817.

Schömburg: Müller, Hofrat, Dr., Tiflis/Kau.; Dr. Joh. Baptist Streicher.

Schörzingen: Johannes Baier, Kaukasus, 1817; Georg Jakob Grillbarzer, Alexanderdorf/Kau.; Sebastian Riedlinger, 1817; Vinzenz Hauschel, 1817.

Stockenhausen: Daniel Rapp/Dapp (Daab), Bäcker, 1817.

Tailfingen: Johannes Ammann mit Frau Christine Plocher, Vöhringen, 1804; Konrad Bitzer, Polen, 1782; Johann Andreas Conzelmann mit Frau Christina Batt, 1804; Jakob Conzelmann, Westpreußen, 1782.

Tieringen: Georg Eppler, Teplitz/Bess.

Truchteltingen: Johannes Leibfritz; Johannes Schmid, 1818.

Weilheim (Weilstetten): Philipp, Hans Kaspar Jenter, 1804; Jakob Kiefer, Leineweber, und Fr. Sibilla Stiegel und 4 Kinder, 1804; Peter Scheerle, Salpetersieder, 1804.

Winterlingen: Georg Philipp Baumann mit 1 Kind, Georg Philipp, 11 J., 1804; Barbara Blicke, Waterloo/Od., 1817; Joh. Adam Keller, Waterloo/Od., 1817; Christian Maier, Waterloo/Od.; Johannes Rempp und Frau Walburga Thomm, Bitz, ü. Polen, 1782; Johann Schempp, Odessa; Gottfried, Matthias Schelske, Metzger, Johannestal/Od. R1 24, 1817.



Zum Bild: Das sind Zitta und Paul Dieterle – heute in 77652 Offenburg wohnhaft. Nach 75147 Mühlacker „rückgewandert“ ist Fritz Arthur Strasser, dessen Vorfahren im Jahr 1805 von Rosenfeld nach Rußland ausgewandert sind. Im Balingen Kirchenregister ist Gottfried Strasser, geb. 14. 2. 1791, geführt. Seine Eltern waren Johann Jakob Strasser und Mutter Barbara, geb. Wagner; sie müssen irgendwann zwischen 1791 und 1805 nach Rosenfeld gezogen sein, denn von hier aus sind sie ausgewandert.

Literaturangaben zur Auswanderung nach Rußland: Werner Hacker, Auswanderung vom Oberen Neckar nach Südosteuropa im 18. Jahrhundert. München 1970
Wolfgang von Hippel, Auswanderung aus Südwestdeutschland. Stuttgart 1984

Jakob Hummel, Der Weg der Kaukasus-Schwaben, In: Heimatbuch der Deutschen aus Rußland 1992/94, S. 57–60
Friedrich Schrenk, Geschichte der deutschen Colonien in Transkaukasien. Zum Gedächtnis des fünfzigjährigen Bestehens derselben, hrsg. v. der evangelisch-lutherischen Colonialsynode. Tiflis 1869

Karl Stumpp, Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland in den Jahren 1763 bis 1862. 1993 (6. Auflage)
Barbara Waibel, Auswanderungen vom Heuberg 1750 bis 1900. Untersuchungen zur Wanderungsstruktur und Wanderungsmotivation (Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für den Landkreis Tuttlingen Bd. 2), Trossingen 1992

Das Kriegsende in Ebingen

Von Dr. Peter Thaddäus Lang / Albstadt-Ebingen

Am wohlsten fühlt sich ein Historiker bei seinen Forschungen, wenn er sich auf amtliche Unterlagen stützen kann: Was von Beamten dienstlich aufgeschrieben worden ist, das hat eben den Rang besonderer Glaubwürdigkeit, gelten doch Beamte als Menschen, die sich in ausnehmend hohem Maße durch Korrektheit und Zuverlässigkeit auszeichnen. Nun gibt es aber viele Lebensbereiche und Ereignisse, die nicht von der Bürokratie erfaßt werden, teilweise sogar sehr wichtige Ereignisse, wie zum Beispiel der Einmarsch der Franzosen in Ebingen am 24. April 1945. Die Ebingen Bürokratie stand an diesem Tage still: Diejenige von deutscher Seite hielt ängstlich inne und wartete, was da wohl kommen werde, und diejenige von französischer Seite hatte sich noch nicht etabliert.

Wenn es auch an amtlichen Schriftzeugnissen zu diesen Geschehnissen fehlt, so liegen uns dennoch zwei nichtamtliche Berichte vor über die entscheidenden Vorgänge, die am 24. April 1945 in Ebingen zum Machtwechsel von den Nazis zu den Franzosen führten:

Zum einen haben wir den Bericht des Ebingen Polizeiobermeisters Martin Wicker (1898–1982), den dieser vor zwanzig Jahren dem damaligen Albstädter Stadtarchivar Dr. Walter Stettner in die Schreibmaschine diktierte, und zum anderen den Bericht eines unbekanntes Journalisten, der am 20. April 1955 in der

Ebingen Zeitung erschien. Beiden Berichten dürfte trotz ihres nichtamtlichen Charakters ein verhältnismäßig hoher Grad an Glaubwürdigkeit zuzumessen sein:

Martin Wicker, der Polizeibeamte, bekennt sich zu seiner Schilderung mit eigenhändiger Unterschrift, gegeben am 25. April 1975. Freilich lagen die von ihm dargelegten Ereignisse zu diesem Zeitpunkt gerade dreißig Jahre zurück. Dieser große zeitliche Abstand mag Anlaß geben zu gewissen Vorbehalten: Ist es tatsächlich möglich, sich nach so langer Zeit noch so exakt an alle Einzelheiten zu erinnern? – Der

zweite Bericht hat der Schilderung des Polizeibeamten die größere zeitliche Nähe voraus. Da jedoch der Berichtende unbekannt ist, kann nichts ausgesagt werden über dessen Glaubwürdigkeit. Weil aber – soweit ersichtlich – kein weiterer Bericht zu diesem Thema vorliegt, müssen wir seine Informationen eben so hinnehmen wie sie sind.

Vom zeitlichen Ablauf her ergänzen sich unsere beiden Berichte: Der Polizeibeamte liefert den Anfang der Geschichte und der Zeitungsartikel die Fortsetzung dazu. Wir lassen somit den Polizisten zuerst zu Wort kommen (wobei hier ausschnittsweise nur die wichtigsten Passagen wiedergegeben und Erläuterungen des Herausgebers in Klammern beigefügt sind):

Als ich gegen 2.30 Uhr zur Hauptverteidigungslinie kam (zwischen Ebingen und Lautlingen, bei der Wasserscheide) – es war stockdunkle Nacht, konnte ich nur an Lichtreflexen feststellen, daß Volksstummänner da waren. Ich rief den Leuten laut und deutlich zu: „Ich fordere euch auf, wegen der Aussichtslosigkeit

eines Kampfes die Verteidigung aufzugeben und die Panzersperre zu beseitigen.“ Plötzlich stand vor mir ein Volkssturmmann und schlug mit dem Stahlhelm dreimal nach mir. Zweimal konnte ich dem Schlag ausweichen, das dritte Mal traf er mich an der Schulter. Dann schrie er: „Ich schieße Sie nieder wie einen rädigen Hund, Sie Lump, Sie Landesverräter!“ Aber bevor er seine Waffe in Anschlag bringen konnte, setzte ich ihm meine entscherte Pistole auf die Brust. Ich sah dann, wie dieser Mann zusammenzuckte, seine beiden Arme - ohne Waffe - nach oben riß, und dann war er plötzlich verschwunden ...

„Wir stellen Sie vors Standgericht!“

Nach etwa fünf bis sieben Minuten rief mir jemand von links vorne zu: „Wir stellen Sie um zehn Uhr vor das Standgericht!“ Ich konnte diesen Mann nicht sehen ... Zu meinem Erstaunen konnte ich dann an Lichtreflexen feststellen, daß der Volkssturm die Hauptverteidigungslinie verließ ... Ich suchte dann das Gelände bei der Wasserscheide ab, ob noch jemand da sei, fand aber niemand mehr, auch nicht bei der Panzersperre, die noch da war. Ich ging darauf nach Ebingen zurück und fragte im Polizeiamt, ob jemand dagewesen sei und nach mir gefragt habe, aber es war niemand da gewesen ... Auf dem Polizeiamt wartete ich noch eine Viertelstunde, ob noch jemand komme, aber es kam niemand ... Ich ging wieder hinaus zur Panzersperre, wo ich gegen vier Uhr ankam. Ich (sah) rechts neben der Panzersperre in der Geländeausbuchtung mehrere Personen ... Die Panzersperre wurde dann von diesen Leuten beseitigt ...

Wie man sieht, rechnete man in Ebingen damit, daß die französischen Truppen von Westen her durch das Eyachtal heranrücken würden. Wie jedoch aus dem nachstehend zitierten Artikel aus der Ebinger Zeitung hervorgeht, kamen die Franzosen aus der entgegengesetzten Richtung:

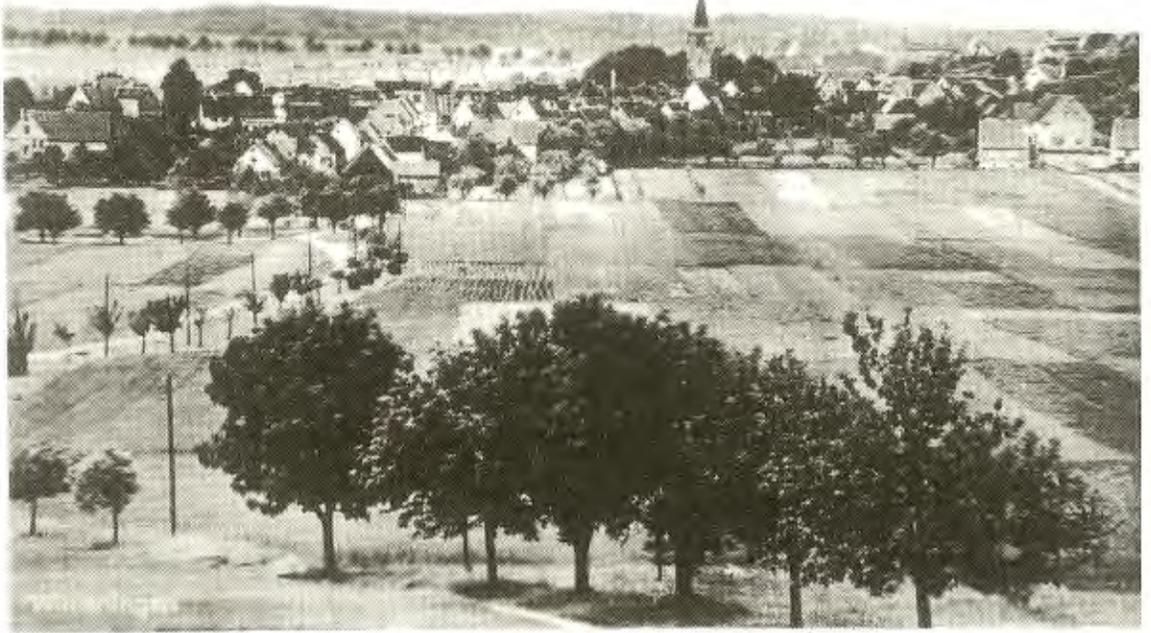
Die Straßen von Ebingen waren an jenem ... 24. April wie ausgestorben. Von 11 Uhr ab war Luftalarm, die meisten Ebinger befanden sich mit ihren Familien in den Luftschutzräumen oder in den Kellern der Privathäuser. Andere wieder hatten sich in die Wälder verzogen, um dort dem Kommenden entgegenzusehen ...

Die letzten deutschen Soldaten

Wenige Stunden vorher hatten die letzten deutschen Soldaten, Angehörige des Panzerjägersersatzausbildungsregimentes 35 ... die damalige Schlageter-Oberschule (heute: Hohenbergschule), und damit die Stadt verlassen, um nicht eingeschlossen und gefangen genommen zu werden ...

Die Führung der französischen Kriegsgefangenen lag in diesem Augenblick in den Händen von Prof. Schmitt, einem französischen Offizier, der im Zivilleben eine Professur an der Sorbonne in Paris innehatte ...

Prof. Schmitt hatte sich inzwischen mit dem ihm bekannten Ebinger Buchhändler Karl Stauß (1896-1981) in Verbindung gesetzt und diesen aufgefordert, sich um 13.30 Uhr beim Hotel „Schiff“ (heute: Untere Vorstadt 73, am Fuß der Bitzer Steige) zur Ankunft des ersten französischen Truppenkommandos einzufinden. Genau vierzig Minuten später traf, von Gammertingen über Bitz kommend, eine französische Kampftruppe unter Führung eines Panzerleutnants am Anfang der Bitzer Steige ein. Der deutsche Vertreter (also Karl Stauß) wurde mit dem Leutnant bekannt gemacht, in einen Jeep verfrachtet und dann fuhr die Kolonne in langsamer Fahrt die Untere Vorstadt herauf zur Marktstraße bis zum Polizeiamt (damals Marktstraße 46).



BILDER AUS ALTER ZEIT

Einen Blick auf das damals noch arg verträumt daliegende Winterlingen öffnet dieses Bild aus dem Jahr 1936. Foto: Kreisarchiv Zollernalbkreis

Mit wenigen Formalitäten wurde die Besetzung des Ebinger Polizeiamtes vorgenommen. Polizeimeister Lauth (Wilhelm Lauth, 1886-1956) war mit seinen Beamten im Wachlokal versammelt, als die Franzosen eintrafen. Die Waffen wurden abgegeben und eine Militärwache auf dem Polizeiamt zurückgelassen ...

Von der Polizeiwache begab sich das französische Kommando zum Rathaus, das wie ausgestorben schien. Bürgermeister Rilling (Eugen Rilling, 1892-1984), Bürgermeister von Ebingen seit 1. August 1944) befand sich in seinem Amtszimmer und hörte die Mitteilung von französischer Seite, daß die Stadt bereits übergeben worden sei. Gleichzeitig wurde er gebeten, die Amtsgeschäfte vorläufig weiterzuführen und den Verwaltungsapparat wieder in Gang zu bringen. Gegen 15 Uhr wurde dann Buchhändler Stauß zum Zivilkommissar der Stadt Ebingen ernannt.

Die kleine Aufregung nach den ersten Formalitäten auf dem Rathaus war bald behoben. Der französische Panzerleutnant hatte nämlich keine weiße Fahne auf dem Rathaus entdeckt und weigerte sich, im Befehlsbereich auf dem Rathaus als bevollmächtigter Offizier fortzufahren. Bald war ein weißes Leintuch beschafft, das als weiße Fahne auf dem lädierten Rathhausturm (bei dem Fliegerangriff auf Ebingen am 11. Juli 1944) seine symbolische Handlung vollzog ...

Ausrufer zog durch die Straßen

Es galt, die Beamten der Stadt Ebingen auf das Rathaus zu bestellen. Um 16 Uhr sollte die erste Amtshandlung der Besatzungsmacht in Ebingen vorgenommen werden. Schnell waren die Beamten zusammengetrommelt, ein Ausrufer wie in alten Tagen hatte sich inzwischen ebenfalls durch die Straßen unserer Stadt auf den Weg gemacht, um die ersten Verordnungen wie Ausgehverbot usf. der Bevölkerung bekanntzugeben.

Im Sitzungssaal des Ebinger Rathauses bot sich den Anwesenden ein ... nichtalltägliches Bild. Buchhändler Karl Stauß hatte den Mittelplatz an der Spitze eingenommen, links und rechts flankiert von ... französischen Militärs. Karl Stauß unterbrach die ... Stille im Saal mit der ihm von der französischen Seite mit Hilfe des Dometschers gemachten Mitteilung,

daß die Stadt Ebingen sich seit 14 Uhr in französischer Hand befindet. Zum ersten Stadtkommandanten wurde Prof. Schmitt und zum Zivilkommissar Karl Stauß ernannt.

An die (städtischen) Beamten ging dann der Appell, an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren, die Amtsgeschäfte wieder aufzunehmen und durch ihre Haltung zu verhindern, daß chaotische Zustände einreißen ... Mit dieser Handlung war die kampflose Besetzung der Stadt Ebingen vollzogen ...

Damit hatte das Dritte Reich in Ebingen ein Ende gefunden - eine neue Zeit konnte beginnen.

Quellen:

- Stadtarchiv Albstadt
- Nachlaß Dr. Stettner, Vorarbeiten zu „Ebingen, Geschichte einer württembergischen Stadt“.
- Ebinger Zeitung, 20. April 1955.
- Adreßbuch der Stadt Ebingen, 1937.

Literatur:

- Gerhard Hauser, Albstadt im 20. Jahrhundert, 200 S. Mskr., Albstadt 1992 (eine flüssig geschriebene, facettenreiche, vorzüglich recherchierte und in summa durch und durch wissenschaftliche Arbeit - leider noch nicht veröffentlicht).
- Walter Stettner, Ebingen. Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen
Hannelore Sommerer
Schönbühlweg 22, 72348 Rosenfeld

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Die Todesmärsche und das Ende des „Unternehmens Wüste“¹⁾

Von Dr. Andreas Zekorn / Balingen

„Am Mittag des 22. April 1945 wurde durch Aulendorf ein Transport von 60 bis 80 KZ-Gefangenen unter SS-Bewachung im Fußmarsch von Altshausen kommend in Richtung Bad Waldsee geführt. Zwei Stunden später wurden an der Straße bei der Schussenbrücke, beim Bahnhof Aulendorf, die Leichen von sechs durch Genickschuß getöteten KZ-Gefangenen gefunden. Die Identität der Leichen konnte nicht mehr festgestellt werden, und diese wurden auf dem Friedhof Aulendorf im Sammelgrab 8 beerdigt.“²⁾ Mit diesen lakonisch nüchternen Worten hält ein amtlicher Bericht Ergebnisse einer Untersuchung über die sogenannten Todesmärsche von KZ-Häftlingen aus den Konzentrationslagern des „Unternehmens Wüste“ fest.

Vor 50 Jahren also wurde der größte Teil der KZ-Häftlinge, die in den Konzentrationslagern des heutigen Kreisgebiets interniert waren, auf einen Weg geschickt, der letztlich ihre Vernichtung zum Ziel hatte. Auf diesem Marsch ereilte der Tod zwar viele, doch nicht alle: am 22. April erfolgte die Befreiung der Häftlinge durch französische Truppen.

Bevor auf das Thema Todesmärsche eingegangen wird, ist es erforderlich, nochmals kurz die Vorgeschichte, die Geschichte des „Unternehmens Wüste“ zu rekapitulieren.

1944 existierten sieben Außenlager des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof im Elsaß, 50 Kilometer südlich von Straßburg, in unserer unmittelbaren Nähe. Die Lager befanden sich in Bisingen, Dautmergen, Dormettingen, Erzingen, Frommern, Schömberg und Schörzingen. Sie waren Teil eines im Juni 1944 beschlossenen Projekts, dem der Name „Unternehmen Wüste“ gegeben wurde.

Im Rahmen dieses Unternehmens beabsichtigte man, den entlang des Albtraufs aufzufindenden Ölschiefer, den sogenannten Posidonienschiefer, abzubauen, um daraus Schieferöl zu gewinnen, was jedoch kaum wirtschaftlich ist.

Als der ungeheure Mineralölbedarf des deutschen Kriegsapparates infolge von Gebietsverlusten und der Angriffe der alliierten Luftwaffe auf die deutschen Hydrierwerke kaum mehr zu decken war, wurde verzweifelt nach Auswegen und Ersatz gesucht. Ein solcher Ausweg schien sich mit dem „Unternehmen Wüste“ zu bieten. Nach einem irrwitzigen Zeitplan sollten innerhalb von drei Monaten zehn Werke des „Unternehmens Wüste“ in unserer Gegend fertiggestellt sein und die Ölproduktion aufnehmen. Um dieses Ziel zu verwirklichen, wurde sofort der Einsatz von KZ-Häftlingen eingeplant.

Im Zeichen des „totalen Krieges“ wurden nun in Dautmergen und Bisingen zwei große Konzentrationslager eingerichtet und die bereits bestehenden Lager erweitert. Organisatorisch unterstanden die Lager dem KZ Natzweiler als Außenlager. Die Lagerleitung wurde SS-Männern übertragen, die sich bereits anderswo in der Mordmaschinerie bewährt hatten.

Die Bedingungen, die die Häftlinge bei ihrer Ankunft antrafen, waren fürchterlich, vor allem in den neu einzurichtenden Lagern. Die Ernährung der schwer arbeitenden Häftlinge war völlig unzureichend. Ebenso unzureichend war ihre Bekleidung, die nicht im geringsten vor Kälte oder Nässe schützte.

Arbeitszeit 12 bis 14 Stunden am Tag

Nach einem oft stundenlangen Appell in der Kälte trieben die Wachmannschaften die Häftlinge zur Arbeit. Die tägliche Arbeitszeit betrug zwölf bis vierzehn Stunden. Von den Häftlingen wurde härteste körperliche Arbeit verlangt. Angetrieben wurden sie von oft grausamen Aufpassern. Nach der Arbeit wankten die entkräfteten Häftlinge völlig verdreht und häufig durchnäßt zurück ins Lager. Dort erwartete sie ein neuerlicher Appell, bevor das kärgliche Essen ausgegeben wurde.

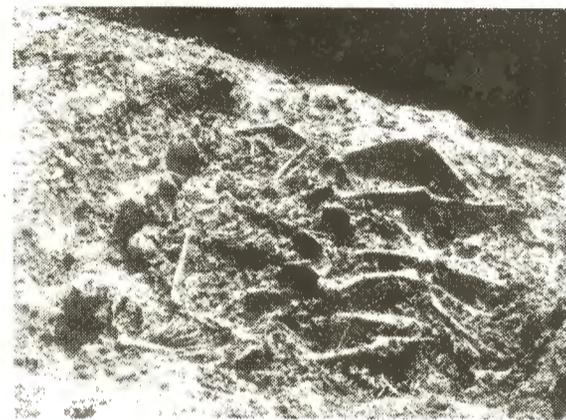
Bei diesen Haftbedingungen war die Sterblichkeit unter den Häftlingen naturgemäß hoch. Ein Ziel des NS-Regimes – die Vernichtung durch Arbeit – erreichte das „Unternehmen Wüste“ damit in vollkommenem Maße. Ständig mußten mit neuen Häftlingstransporten die vom Tod gerissenen Lücken geschlossen werden. Noch zwischen dem 12. und 15. März, also unmittelbar vor der Evakuierung der Lager, traf ein Transport von 1000 Häftlingen aus dem KZ Buchenwald in Bisingen ein.³⁾

Die Zahl der Opfer, die in den hiesigen Lagern ihr Ende fanden, ist nur schwer festzustellen. Mindestens 3472 Tote sind auf den KZ-Friedhöfen begraben, doch es ist wohl mit manchem Opfer mehr zu rechnen, das nicht in den Sterbebüchern erfaßt ist, etwa weil es bei Krankentransporten ums Leben kam.

Von den Lebens- und Arbeitsbedingungen her zählten die Wüste-Lager zu den schlimmsten Lagern. Hinzu kamen die fortwährenden Grausamkeiten und Schikanen, denen die Häftlinge seitens des Wachpersonals, aber auch von Mithäftlingen ausgesetzt waren. Häufig wurden tatsächliche Schwerverbrecher zu Lagerältesten oder Kapos gemacht, die ihre Mithäftlinge nicht weniger grausam behandelten als die SS.

Sehr häufig wurde von den Kapos, den Wachmannschaften oder SS-Leuten auf die wehrlosen Opfer eingeschlagen. Vielfach geschah dies ohne Grund und aus reiner Schikane und Sadismus. Häufig führten die Mißhandlungen zum Tode. Die späteren Aussagen von ehemaligen Häftlingen zu den grausamen Prügeleien sind ohne Zahl.

Schließlich gab es Erschießungen und Erhängungen. Bei Flucht oder Fluchtversuch wurde geschossen. Hinrichtungen und Erhängungen wurden vor versammeltem Lager durchgeführt. Meist lag dann ein förmliches Urteil vor, das dem Häftling verlesen wurde.



Massengrab Foto: Kreisarchiv Zollernalbkreis

Noch am 7. April 1945, also kurz vor der Evakuierung der Lager, wurden 22 russische Gefangene bei einer Hinrichtungsaktion in Dautmergen erschossen bzw. erhängt. Die Hinrichtungen fanden abends, im Lichte von Autoscheinwerfern vor KZ-Internierten statt.

Als im Frühjahr 1945 die Front immer näher rückte und alliierte Bombenangriffe die Bauarbeiten zum Erliegen brachten, wurde am 2. April das Unternehmen Wüste offiziell eingestellt. Es hatte die in das Projekt gesetzten Erwartungen bis dahin in keinsten Weise erfüllt. Im März 1945 wurden fünf der geplanten zehn Werke aufgegeben, lediglich vier Werke hatten im Notbetrieb die Produktion aufgenommen. Die einzelnen Meiler wurden zum Teil erst im Februar/März 1945 gezündet. Die Gesamtproduktion an Öl dürfte bei etwas über 1200 Tonnen gelegen haben.

Man wollte sie sogar in die Luft sprengen lassen

Für die Häftlinge, die bis zum April 1945 die unmenschlichen Konzentrationslager überlebt hatten, war nun ebenfalls der Tod vorgesehen. Einem generellen Befehl Himmlers zufolge sollten die Häftlinge in rückwärtige Konzentrationslager überführt werden, damit dem Feind keine Zeugen in die Hände fielen. Es gab sogar Überlegungen, die Häftlinge in die Stollen zu schicken und dort in die Luft zu sprengen.⁴⁾

Ein Teil der Häftlinge wurde zunächst mit Bahntransporten am 7. April nach Dachau evakuiert. Die Fahrt dauerte fünf Tage und fünf Nächte. Eine Zeugenaussage: „Wir waren 70 bis 80 (Personen) pro Waggon. Es waren Waggon, die für den Kohlentransport bestimmt waren. Wir hatten fast nichts zu essen. Wir hatten sehr wenig Brot und Margarine für drei Tage. ... Unser Transport umfaßte 1200 Häftlinge. Bei unserer Ankunft in (Dachau)-Allach waren 280 gestorben.“ Bei einem einzigen Transport waren also ein Viertel der Menschen ums Leben gekommen!⁵⁾

Der größte Teil der verbliebenen Häftlinge wurde zwischen dem 16. und 18. April auf die sogenannten Todesmärsche in Richtung Oberschwaben und Oberbayern geschickt. Dabei dürfte ungefähr folgender Marschweg vorgeschrieben worden sein: Tuttlingen – Meßkirch – Ostrach – Altshausen – Aulendorf – Bad Waldsee – in Richtung Memmingen. Manche kranken und zu schwachen Häftlinge oder Häftlinge, die sich versteckt hielten, waren jedoch auch in den Lagern zurückgeblieben und wurden dort von den Franzosen befreit.

Aus den Lagern Bisingen, Schörzingen, Dautmergen, Schömberg und Frommern wurden einzelne Transportkolonnen von 500 bis 800 KZ-Gefangenen zusammengestellt. Die KZ-Gefangenen des Lagers Frommern bildeten den Schluß der gesamten Transporte.⁶⁾

Unter SS-Bewachung wurden die Kolonnen im Fußmarsch von Bisingen auf Nebenwegen bis nach Meßkirch geführt. In Meßkirch erfolgte eine erste Teilung der Kolonnen: ein Teil sollte über Sigmaringen nach Riedlingen, der andere Teil wurde nach Ostrach geführt, wo er am 22. April eintraf. In Ostrach wurde wiederum eine Kolonne von Gefangenen zurückgelassen, andere Kolonnen waren weitermarschiert. Auf dem Marsch lösten sich beim Herannahen der französischen Truppen auch diese Transporte auf: manche waren nur bis Altshausen gelangt, manche bis hinter Aulendorf. Ein Teil der Häftlingstransporte scheint aber sogar bis Garmisch Partenkirchen gekommen zu sein.⁷⁾ Schließlich war in der Nacht zum 22. April 1945 auch auf dem Bahnhof Haidgau (bei Bad Wurzach) mit der Eisenbahn ein Transport von ca. 700 Gefangenen eingetroffen. Die französischen Truppen waren bereits in der Nähe, so daß die SS-Bewachung floh und der Transport sich auflöste.

Die Gesamtzahl aller Transporte wurde vorsichtig auf 1500 bis 2000 KZ-Gefangene geschätzt. Bei diesen Märschen kam es nochmals zu Grausamkeiten der Bewacher. Marschiert wurde des Nachts. Der spätere Untersuchungsbericht der Kriminalpolizei Ravensburg vermerkt, daß auf der gesamten Strecke immer wieder Leichen gefunden wurden. Zum Teil konnte die Todesursache nicht mehr ermittelt werden, zum Teil wurde eindeutig der Tod durch Genickschuß festgestellt.⁸⁾

Ein Häftling: „Wer nicht mehr weitergehen konnte und wegen Entkräftung am Weg zurückblieb, wurde von den Bewachungsmannschaften erschossen.“ Ein anderer: „Wir sind am 18. April um 6 Uhr abends von Schörzingen abmarschiert. Etwa 650 Mann stark. Auf dem Marsch war die Behandlung und Verpflegung sehr schlecht. Bei unserem Zug befand sich ein großer Heuwagen, auf dem sich Frauen und Gepäckstücke der SS-Männer befanden. Dieser Wagen mußte von fünfzig Häftlingen geschleppt werden, die von der SS sehr roh behandelt wurden. Ich selbst bekam von einem SS-Mann zwei Schläge mit einem Knüppel auf den Kopf, die blutende Platzwunden zur Folge hatten, und ich wurde mehrfach getreten.“⁹⁾

Ernest Gillen, ein ehemaliger Häftling aus Luxemburg, der wiederholt Gast im Zollernalbkreis ist, berichtete von dem Marsch, daß ein SS-Mann in einem Wutanfall den Ladestreifen seiner Maschinenpistole in den Rücken der Häftlinge entleerte.¹⁰⁾

Ein weiterer Bericht: „An diesen Transporttagen lag Schnee von Bisingen bis Ostrach. Ich habe in Erinnerung, daß ich unterwegs im Schnee verscharrte KZ-Häftlinge habe liegen sehen, deren gestreifte Kleidung noch zu sehen war. Demnach ist vor uns ein anderer Transport die gleiche Strecke getrieben worden. . . Auch in unserer Gruppe gab es hin und wieder am Schluß einen Schuß zu hören. Durch das Gerede . . . habe ich erfahren, daß da Häftlinge erschossen worden seien. Es dürfte sich da

meist um solche Häftlinge gehandelt haben, die erschöpft waren, oder die sich aus den Reihen entfernt haben.“¹¹⁾

Einigen Gefangenen gelang die Flucht

Auf dem Marsch gelang aber auch einer unbestimmten Anzahl von KZ-Gefangenen die Flucht. Die SS-Bewachung war zahlenmäßig einfach zu schwach, um die ganzen Transporte kontrollieren zu können. Es kam aber wohl auch vor, daß die Flucht stillschweigend geduldet wurde. Die geflüchteten Gefangenen hielten sich in den Wäldern oder bei Bauern versteckt und erwarteten den Einmarsch der französischen Truppen. Ständig mußten sie aber noch gewärtig sein, von SS- oder Wehrmachtseinheiten aufgegriffen und erschossen zu werden.¹²⁾

Über eine tatsächliche Befreiung berichten die KZ-Häftlinge zum Teil ganz lapidar und undramatisch: „Wir sind am Sonntagmorgen, den 22. April 1945 in Ostrach angekommen. Unsere Restgruppe bestand aus etwa 200 Häftlingen. Wir sind tagsüber am Rande von Ostrach in zwei Scheunen untergebracht worden. Im Laufe dieses Nachmittags kamen über die Höhen aus Richtung Meßkirch französische Truppen, es waren Panzereinheiten. Beim Näherkommen haben die SS-Männer sich abgesetzt und uns zurückgelassen. Auf diese Weise kam ich in Freiheit. Nach Auflösung der Marschgruppe in Ostrach ist jeder Häftling in eine andere Richtung weg und durfte sich eine Unterkunft gesucht haben.“¹³⁾

Ein anderer Häftling (der wohl zu einem früheren Zeitpunkt den Ort erreicht hatte) erlebte seine Befreiung in Ostrach folgendermaßen: Plötzlich habe es geheißen „Die SS ist fort!“ Und da habe ich mich umgeguckt, und tatsächlich war kein SS-Mann mehr da“, aber auch noch keine französischen Truppen. Der Ort wirkte wie ausgestorben, wie eine Geisterstadt. Aus Angst vor der Rückkehr der SS versteckten sich die Häftlinge. Am nächsten Tag „kamen die Franzosen in Jeeps. Sie haben uns Essen gegeben. Viele sind daran gestorben. Die Franzosen haben es gut mit uns gemeint, aber die Leute waren so hungrig, daß sie alles gegessen haben und schnell und viel, und das ist nicht allen gut bekommen. . . Die Franzosen haben uns alles gebracht, und auch die Bauern haben uns gut behandelt. Dann sind wir auseinandergegangen, die Sache war zu Ende.“¹⁴⁾

Daß die Häftlinge ihre Befreiung nicht so emotionslos erlebten, wie in mancher nachträglichen Schilderung der Eindruck erweckt wird, zeigt folgende Aussage: „Um 14 Uhr nachmittags zogen die ersten französischen Panzerwagen in Ostrach ein und wir waren befreit. Die Szenen, die sich abspielten, waren ergreifend. Die Häftlinge waren toll vor Freude. Endlich war der Moment der Befreiung gekommen. Dieses Gefühl werde ich niemals vergessen!“

Wegen seiner Eindringlichkeit möchte ich abschließend noch aus dem Bericht von Jerzy Sztanka zitieren, der an einem Einzelschicksal, seinem Einzelschicksal, die gesamte Tragödie veranschaulicht:

Mitte April wurde das Lager evakuiert. „Alle Häftlinge wurden unter Bewachung der SS in Richtung Garmisch-Partenkirchen auf den Marsch geschickt. Für mich und die anderen Häftlinge begann der Todesmarsch. Man hörte schon die Schüsse von der Front. Nach etwa 15 Kilometern bemerkten die Häftlinge, daß keine Eskorte mehr da war. Es entstand Panik. Ein Teil der Häftlinge flüchtete durch die Felder in einen nahen Wald. Es fielen Schüsse . . . Die SS-Männer waren hinterlistigerweise hinten geblieben und hatten ein Maschinengewehr an der Straße aufgestellt und schossen auf die Flüchtlinge.“

Während des Marsches wurden die „Muselmänner“ herausgesucht: Jene, die wundgeriebene Füße hatten oder ausgemergelt waren und nicht mehr gehen konnten. Ein SS-Mann blieb zurück, und nachdem sich die Kolonne entfernt hatte, ermordete er den Häftling und kehrte zur Eskorte zurück.

„Wir wurden Tag und Nacht getrieben. In Garmisch-Partenkirchen geschah für mich die schlimmste Tragödie, die ich erleben sollte. Drei Häftlinge wurden zur Liquidierung ausgesucht, weil sie zurückblieben. Darunter war mein Bruder, mit wundgeriebenen und blasenbedeckten Füßen. Er verabschiedete sich von mir und gab mir ein Stückchen Brot, das er noch hatte. Ein SS-Mann blieb mit den Marschunfähigen zurück. Die Kolonne wurde weitergetrieben. Ich war allein, ohne Vater und Bruder.“

Auf dem Weitermarsch konnten fünf Häftlinge im Schneegestöber zurückbleiben, darunter Jerzy. In Mittenwald besorgten sie sich zivile Kleidung, mußten jedoch nochmals flüchten. Mit anderen Polen blieb er zwei Tage lang in den Bergen versteckt. Danach „ging ich am Tage auf die Straße . . . Ich sah Kraftfahrzeuge stehen mit weißen Sternen und roten Stoffstreifen.“ Es war die erste Frontlinie der Amerikaner, auf die Jerzy getroffen war.

„Die Amerikaner kurierten mich“

Er berichtet weiter: „Ich aß alles, was (sie) mir gaben. Ich kam in ein amerikanisches Militärlager. In der Nacht wurde ich sehr krank, weil ich mich übergegessen hatte. Die Amerikaner kurierten mich. Ich durfte nur Grütze und Reis in Wasser gekocht essen.“

Nach zwei Wochen kam ich eines Tages ins Lager, wo wir Polen uns aufhielten, und – mein Bruder war da, heil und gesund! Ich weinte vor Glück, das Herz wollte mir zerspringen . . . Der SS-Mann hatte die Häftlinge nicht ermordet. Er schloß sie ein in einem Güterwagen auf einem Nebengleis. Sie wurden von deutschen Eisenbahnern entdeckt, und diese meldeten es den Amerikanern. So hatte ich meinen Bruder wiedergefunden, von dem ich geglaubt hatte, er wäre ermordet.

Wir freuten uns sehr, andererseits waren wir in Furcht, denn wir wußten nicht, ob Mutter und die jüngeren Schwestern noch lebten. Nach Polen kehrten wir am 15. August 1945 zurück, wo uns tatsächlich die Mutter mit den jüngeren Geschwistern erwartete. Das, was mir das Schicksal bereitete, habe ich in Kürze aufgeschrieben. Ich wünsche allen jungen Menschen, sie möchten nie einen solchen Krieg und solche Tragödien erleben.“¹⁵⁾

Quellen und Literatur:

- Kreisarchiv Zollernalbkreis, Sammlung Unternehmen Wüste
 Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bibliothek, Literatursammlung zum Unternehmen Wüste (Stehordner)
 Elbs, Eberhard: Ölschiefer und Konzentrationslager: Das „Unternehmen Wüste“. In: Haasis, Heinrich (Hrsg.), der Zollernalbkreis, Stuttgart und Aalen 1990 (2. Auflage), S. S. 157–165
 Foth, Wilhelm: Das Unternehmen Wüste. Ölschieferabbau und KZ-Häftlinge im Balingen Raum. In: Heimatkundliche Blätter Balingen 32 (1985) Nr. 6 und 7
 Initiative Gedenkstätte Eckerwald (Hrsg.): Gedenkpfad Eckerwald. Das südwürttembergische Schieferölprojekt und seine sieben Konzentrationslager. Deißlingen-Lauffen 1991
 Sörös, Wolfgang: Nationalsozialistische Konzentrationslager und Kriegswirtschaft im regionalgeschichtlichen Unterricht der Hauptschule (dargestellt am Beispiel des Konzentrationslagers Bisingen). (Zulassungsarbeit zur Ersten Prüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen, maschinschr.) Ludwigsburg 1977
 Vorländer, Herwart (Hrsg.): Nationalsozialistische Konzentrationslager im Dienst der totalen Kriegsführung. Sieben württembergische Außenkommandos des Konzentrationslagers Natzweiler/Elßaß (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B Band 91). Stuttgart 1978

Zerkorn, Andreas: Das „Unternehmen Wüste“. In: Verblendung, Mord und Widerstand. Aspekte nationalsozialistischer Unrechtsherrschaft im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises von 1933–1945. Hrsg. v. Kreisjugendring e. V. und Zollernalbkreis. Hechingen 1995, S. 55–70

Hinweis:

Zollernalbkreis Jugendring e. V. und Zollernalbkreis (Hrsg.), Verblendung, Mord und Widerstand, Balingen 1995, 120 Seiten, 30 Abb., 12,80 DM
Anlässlich des 50. Jahrestages des Kriegsendes hat das Landratsamt Zollernalbkreis in Verbindung mit dem Kreisjugendring Zollernalb e. V. ein Buch herausgegeben, das sich mit Aspekten nationalsozialistischer Unrechtsherrschaft im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises befaßt. Das Buch ist

über die Buchhandlungen im Zollernalbkreis und über das Landratsamt Zollernalbkreis zu beziehen.

Fußnoten:

- 1) Vortrag anlässlich der Buchpräsentation: „Verblendung, Mord und Widerstand. Aspekte nationalsozialistischer Unrechtsherrschaft im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises von 1933–1945“ am 24. 4. 1995 im Landratsamt Zollernalbkreis. Vgl. auch Zerkorn, Das „Unternehmen Wüste“ mit einer ausführlicheren Darstellung der Konzentrationslager des Unternehmens Wüste. Die wichtigsten Quellenzitate wurden mit Einzelanmerkungen belegt. Ansonsten sind die Quellen und die wichtigste Literatur im Anhang genannt.
- 2) KAZ, Sa UW, Nr. 36, Bl. 101v.
- 3) Sörös, S. 141.

- 4) Holoch, S. 261.
- 5) Nr. 25, S. 173.
- 6) Nr. 36, ca. Bl. 1016.
- 7) Bericht Sztanka.
- 8) KAZ, Sa UW, Nr. 36, Bl. 1002ff.
- 9) Sörös, S. 127.
- 10) Ernest Gillen, Kurzgefaßte Geschichte des Lagers Schömberg (KAZ, Bibliothek, Ordner UW, Nr. 10).
- 11) Nr. 36, Bl. 1017.
- 12) Nr. 36, Bl. 1007v.
- 13) Nr. 36, Bl. 1017 (Aussage Theo Auster) und Sörös, S. 142.
- 14) Interviews mit Überlebenden, S. 212f.
- 15) Kreisarchiv Zollernalbkreis, Sammlung Unternehmen Wüste, Nr. 3. Veröffentlicht in: Gedenkpfad Eckerwald, S. 50ff.

Zuflucht im Schwabenland

Ein Vertriebenenentschicksal 1945 / Von Dr. Peter Thaddäus Lang (1. Folge)

Das Kriegsende 1945 brachte eine riesige Bevölkerungsverschiebung in Mitteleuropa mit sich – eine Bevölkerungsverschiebung, die in den westlichen Besatzungszonen zu einem enormen Zustrom an Menschen führte. Dies machte sich selbst in kleineren und eher abseits gelegenen Orten bemerkbar – so beispielsweise auch in Tailfingen. 1953 lebten hier knapp 2000 Heimatvertriebene, die in der Hauptsache aus Ostpreußen (747) und Jugoslawien (302), aus Schlesien (218) und aus Pommern (214) sowie aus dem Sudetenland (170) und aus Polen (138) kamen.

Diese Zahlen liefern uns allerdings nicht mehr als ein dürres Gerüst von statistischen, abstrakten Größen. Sie sagen uns rein gar nichts über die Gefahren und Nöte, welche all diese Menschen überstehen mußten, bevor sie im Talgang eintrafen.

Greifen wir deshalb aus der großen Zahl der Einzelschicksale eines heraus – betrachten wir den Weg, den die 25jährige Alize Framing zusammen mit ihrer fünfjährigen Tochter und ihrer 19jährigen Schwester von Wetzwalde in der Tschechei bis nach Tailfingen zurücklegte.

Frau Framing berichtet: „Am 16. Juni 1945 brachten uns drei tschechische Soldaten die Ausweisung. Das bedeutete, daß wir uns am nächsten Morgen um vier Uhr mit 30 Kilo Gepäck pro Person am Schulhaus einfinden sollten. Wir trauten uns nicht, dem zuwiderzuhandeln, denn wir mußten mit den schlimmsten Strafmaßnahmen rechnen. Es war schwierig, die richtigen Kleider einzupacken, denn kein Mensch wußte, wohin es gehen sollte: Vielleicht nach Sibirien? Dann mußten auf jeden Fall auch warme Wintersachen dabei sein – und das mitten im Sommer!

Wie befohlen, standen wir am 17. Juni in aller Frühe bereit, unsere Habe auf einem Handwagen, mit uns weitere 60 Leute aus unserem Dorf. Auf ein Kommando der tschechischen Soldaten ging es im Geschwindschritt Richtung Grenze, die nur wenige Kilometer von unserem Heimatdorf Wetzwalde entfernt war (gelegen am Schnittpunkt der Oder-Neiße-Grenze einerseits und der Grenze zwischen der Tschechei und Sachsen andererseits).

Im Grenzort Hartau bei Zittau angekommen, wurde unser Gepäck von tschechischen Soldaten gefilzt; wir mußten uns sogar einer Leibvisitation unterziehen. Glücklicherweise konnte ich unsere Sachen in einem unbeobachteten Augenblick von dem Stapel der noch unkontrollierten Gepäckstücke auf den Haufen der bereits inspizierten Taschen und Koffer schmuggeln.

In Hartau blieben wir einige Tage und fanden privates Quartier. Unsere Eltern hatten wir in Braunau, im Ostsudetenland, zurücklassen müssen. Wir suchten von Hartau aus, Kontakt zu ihnen herzustellen, was uns aber nicht gelang. Tag für Tag fanden sich immer mehr Vertriebene in Hartau ein. Der Ort drohte aus den Nähten zu platzen. Zudem war für die einströmenden Vertriebenen keinerlei Verpflegung vorhanden, auch keine Lebensmittelkarten. Ein Plakat gleich an der Grenze verkündete unmißverständlich: „Sudetendeutsche: Wer leben will, muß wandern!“

Wenn man sich so umhörte, so war nichts Gutes über die russischen Besatzer zu verneh-

men. Deshalb beschlossen wir, weiter nach Westen zu ziehen, in das von Amerikanern besetzte Gebiet. Meine Eltern hatten dort ganz entfernte Bekannte: Ein Ehepaar aus einem Ort namens Tailfingen, das sie auf einer Urlaubsreise kennengelernt hatten – dorthin wollten wir. Conzelmann hießen sie und waren irgendwie in der Textilbranche tätig. Vielleicht hatten sich unsere Eltern ihrerseits mit diesen Leuten in Verbindung gesetzt und wir beiden Schwestern könnten über dieses Ehepaar wieder zu Vater und Mutter finden.

Also auf nach Westen! Am 27. Juni ging es zu Fuß nach Zittau, einem Städtchen unweit der Grenze. Von dort wollten wir weiter mit der Eisenbahn. In diesen unruhigen Zeiten fuhren die Züge jedoch nicht nach Fahrplan: Man mußte stundenlang auf dem Bahnhof warten, bis irgendwann einmal einer kam. Das war dann endlich am 28. Juni der Fall, morgens um halb neun.

Nun konnte man bei Kriegsende nicht erwarten, daß ein Zug in der Lage sein würde, eine längere Strecke unbehelligt hinter sich zu bringen, denn allenthalben stieß man auf zerstörte Gleise. Dann hieß es aussteigen und bis zum nächsten Bahnhof weitermarschieren – die eine zog den schweren Handwagen mit den zwei Koffern, die andere schob das Kinderwägelchen mit der kleinen Tochter.

Dresden: In einer Küche übernachtet

Auf diese mühselige Weise gelangten wir am 29. Juni spätnachts um halb zwölf nach Dresden. In einem Vorort hielt der Zug: Russische Soldaten trieben alle Mitreisenden heraus und führten die ganze Kolonne gewehrüber in die Stadt. Es regnete in Strömen. Wir wurden zu einer Unterkunft geleitet – zu einem Rohbau, der bis zum letzten Winkel dicht besetzt war mit Menschen. Es bestand nicht die geringste Möglichkeit für uns, dort auch nur einen Stehplatz zu ergattern, geschweige denn, unseren Handwagen unterzubringen. Und außerdem mußten wir ja auch an das Kind denken!

Wir mußten woanders hin. Sobald die Russen verschwunden waren, gingen wir einige Straßenecken weiter. An einem beliebigen Wohnhaus klingelten wir – die Leute machten uns auf, obwohl sie schon geschlafen hatten, und ließen uns in ihrer Küche übernachten. Wir hatten allen Grund, diesen Leuten dankbar zu sein!

Am nächsten Morgen – 30. Juni – zogen wir stundenlang durch die zerstörte Stadt, bis wir endlich wieder einen Bahnhof erreichten. Dort herrschte ein riesiger Andrang, denn alles



Das elterliche Haus in Wetzwalde

wollte nach Westen. Der Zug, der uns nach der mittlerweile schon gewohnten Wartezeit aufnahm, führte uns bis in die Nähe von Chemnitz – und weiter ging's zu Fuß mit Leiter- und mit Kinderwagen.

Übernachtung im Stroh

Unterwegs halfen wir einem Bauern bei der Heuernte, in der Hoffnung, wir würden vielleicht mal wieder ein richtiges, herzhaftes Essen bekommen. Oder mindestens etwas warme Milch für meine kleine Tochter.

Aber denkste! Nicht mehr als die Übernachtung sprang dabei für uns heraus; in die Scheune durften wir, um auf dem Stroh zu schlafen, das war alles. Den 1. Juli, einen Sonntag, ruhten wir uns aus. Die vergangenen Tage hatten es auch wirklich in sich gehabt!

Deichsel kaputt

Der folgende Tag, 2. Juli, brachte uns per Zug und Fußmarsch bis nach Aue im Vogtland, ein gutes Stück weiter nach Westen. Unglücklicherweise zerbrach uns die Deichsel unseres Wagens; wir mußten einen Stellmacher suchen, der uns den Schaden reparierte. Das verschaffte uns die Gelegenheit, währenddessen unser ziemlich ramponiertes Schuhwerk flicken zu lassen. All das konnte an einem einzigen Tag erledigt werden; am 3. Juli ging die Reise weiter.

Die Russensperre

Tags darauf befanden wir uns nach einer kurzen Bahnfahrt wieder einmal auf Schusters Rappen und gelangten so an die Schlagbäume zwischen der russischen und der amerikanischen Zone.

Es regnete in Strömen, und wir bemerkten sofort, daß sich die Menschen hier stauten. Wir standen auch bald schon vor einem Schlag-

baum und einem russischen Posten, der niemand passieren lassen wollte. Es galt nun, einen anderen Weg über die Grenze auszukundschaften – dazu brauchten wir aber Zeit und zunächst einmal eine Unterkunft für die Nacht.

Die Baracke

Im Ort war kein freies Plätzchen mehr zu finden, da wir aber inzwischen im Quartiersu-

chen über genügend Übung verfügten, entdeckten wir an einem fernen Waldrand eine Baracke. Die Zwangsarbeiter, die dort gewohnt hatten, seien weg, wie wir erfuhren. Kein Mensch war dort zu sehen, und schon bald stellten wir fest, warum: Der Weg dorthin bestand aus tiefem Morast; mit unserem schweren Handwagen gab es da kein Durchkommen. Wir fanden allerdings eine mitleidige Frau, die uns erlaubte, den Wagen für die Nacht in ihrem Hause abzustellen. Mit vereinten Kräften gelang es uns, den Kinderwagen durch den Schlamm zu schieben.

Groß war unsere Freude, als wir sahen, daß die Baracke wirklich leer war und daß sich sogar Tische und Bänke darin befanden; in einer Ecke stand sogar ein eiserner Kanonofen. Als wir uns auf einer der Bänke niedergelassen hatten, mischten sich Unwohlsein und Sorge in unsere Freude. Warum denn hatte außer uns noch niemand hierher gefunden, wo doch der ganze Ort vor Menschen geradezu überquoll? Und außerdem: Waren wir hier wirklich sicher, so dicht am Waldrand, und ohne abschließbare Türen?

Fortsetzung (Schluß) folgt

20 Jahre Jugendhaus in Ebingen

Der schwierige Weg von der Idee bis zur Eröffnung – Von Renate Heckelmann-Zanini / Albstadt (1. Folge)

Schwierig war im Grunde alles, was im Zusammenhang mit dem Jugendhaus stand. Nicht nur der Weg zur Erlangung eines Jugendhauses war problematisch, sondern auch das Jugendhaus selbst. Führt man sich dann noch vor Augen, daß Jugendarbeit und gerade die Arbeit im Jugendhaus stets in der Einflußsphäre politischer Zielsetzung steht, ist es zu verstehen, wie schwer man sich damals tat. Dazu gehörten auch die Mehrheitsverhältnisse der Parteien im Gemeinderat und die Anerkennung der Tatsache, daß das Engagement der Jugendlichen, die Anfang der siebziger Jahre für ein Jugendhaus kämpften, seinen Ursprung in den emanzipatorischen und antikapitalistischen Vorstellungen der Studentenbewegung hatte. Diese Jugendlichen glaubten an eine positive Veränderung und an die Notwendigkeit ihres Einsatzes für eine gerechtere Gesellschaft. Aus dieser Situation heraus wurden mit einem enormen Schub jugendlicher Initiative die selbstverwalteten Jugendhäuser gefordert.

Zum Jugendhaus sollen gleich drei Personen zu Wort kommen, die erkennen lassen, was in ihren Augen „Offene Jugendarbeit“ bedeutete. Am 2. Juni 1971 schrieb Bürgermeister Schmid von Giengen an der Brenz an Oberbürgermeister Dr. Hoss. Herr Schmid hatte eine Zeitungsnotiz gelesen, in der mitgeteilt wurde, daß Ebingen ein städtisches Haus in ein Jugendhaus umbauere. Er selbst hielt so etwas für „Mode“, wollte aber trotzdem wissen, wieviel Räume man vorgesehen habe, wie die Stadtjugend organisiert sei und mit welchen Gesamtkosten für Personal und Sachausgaben gerechnet werden müsse. Oberbürgermeister Hoss antwortete unverzüglich am 6. Juni 1971. Er teilte seinem Amtskollegen mit, daß die Zeitungsnotiz voreilig gewesen sei. Es gäbe zwar Pläne, ein ehemaliges Altenheim (Red. das sogenannte Bürgerheim in der Schützenstraße 76) zum Teil als Apartmenthaus und zum Teil als Jugendhaus umzubauen. Das Problem läge darin, ob in diesem Haus auch offene Jugendarbeit betrieben werden solle. Man sei mit dem Kreisjugendring darüber im Gespräch. Die Überlegungen seien aber noch nicht abgeschlossen.

Herr Lietzenmayer, damals Vorsitzender des Ortsverbandes der FDP, lud in dieser Funktion am 1. November '73 zu einem öffentlichen Vortrags- und Gesprächsabend mit dem Thema „Erfahrungen in Jugendzentren“ ein. Dazu schrieb Herr Lietzenmayer in seinem Einladungsbrief: „Das Bemühen der Stadtverwaltung Ebingen und der hiesigen Jugendinitiative um ein Jugendhaus und die damit verbundene Betreuung unserer Heranwachsenden ist eine wichtige und vordringliche Angelegenheit. Wie aber solche Beispiele andernorts zeigen, sind solche Institutionen in ihrer Vielschichtigkeit nicht ganz problemlos.“

Der „Arbeitskreis Jugendhaus“, bestehend aus fünf Lehrlingen und fünf Gymnasiasten, beschrieb seine Vorstellungen 1973 in einem umfassenden Arbeitspapier wie folgt: „Wir wollen allen Jugendlichen die Möglichkeit bieten, in eigener Verantwortung ihre Bedürfnisse nach Unterhaltung, Information und Kommunikation zu befriedigen. In einem Jugendhaus stellen die Jugendlichen nicht nur Befehlsempfänger dar, sondern sie haben die Möglichkeit, ihre Umwelt nach ihren eigenen Bedürfnissen zu verändern, d. h. Demokratie zu praktizieren.“

Als Ernst Rominger (in der Stadt auch als Humorist Carnera bekannt) 1960 als junger Stadtrat einen Bedarf an einem „Treffpunkt für junge Menschen“ im Gemeinderat anmeldete, hatte er in seinem Engagement für der SPD nahestehende Jugendliche die Erfahrung gemacht, daß es in Ebingen keinen Raum gab für nichtorganisierte junge Leute. Als dann 1968 das Haus in der Schützenstraße 76, das sogenannte Bürgerheim, frei wurde, dachte man zum ersten Mal über ein Jugendhaus nach. Daß den Jugendgruppen hier und da Räume fehlten, war bekannt. Über die Einsicht in die Notwendigkeit eines Jugendhauses bedurfte es aber noch eines längeren Bewußtseinsprozesses. Dabei war den Verantwortlichen damals weitgehend unbewußt, daß ihr Engagement für Jugendliche gleichzusetzen war mit dem Engagement für feste Jugendgruppen und Organisationen, die Jugendgruppenarbeit betrieben. Das war nicht verwunderlich, waren doch die meisten Mitglieder von Verwaltung und Gemeinderat selbst in ihrer Jugend in solchen Gruppen „zu Hause“ gewesen. Dabei ging es aber nicht nur um eine etwas romantisierte Betrachtungsweise der Vergangenheit. Viel tiefer saßen die damals vermittel-

ten und akzeptierten oft wenig reflektierten Werte, die von bestimmten Jugendlichen in dieser Zeit, entmythologisiert und in Frage gestellt wurden.

Der Ruf nach einer sinnvollen Jugendarbeit schied auch im Gemeinderat die Geister. Dabei stand in der Regel die Vermittlung der eigenen Weltanschauung (die geistige Mitte) in der Jugendverbandsarbeit im Mittelpunkt. Das bedeutete, daß die meisten Mitglieder des Gremiums noch von den Vorstellungen der Jugendbewegung, die in den Worten „Selbsterziehung“, „Gemeinschaftserziehung“ und „Ringgen um das Bleibende, das Irrationale“ zusammengefaßt werden können, geprägt waren. Wandern, Fahrt und Lager, Volkslied, Laienspiel und Entdeckung der Natur waren die Versuche, diese Erziehungsforderungen zu verwirklichen. Nacht, Feuer, Fackeln, Tanz und Gesang in einsamer Landschaft förderte dabei das Bedürfnis nach Gemeinschaft und Zusammenschluß. Vergessen wurde später, daß die Gruppe allzuschnell ihre Bedeutung verlor, wenn sich besondere Bedürfnisse und Interessen außerhalb der Gruppe scheinbar besser realisieren ließen.

Das ehemalige Altenheim in der Schützenstraße

Auf diesem Hintergrund ist verständlich, daß Stadtverwaltung und Gemeinderat bei ihrem Suchen nach Räumlichkeiten für Jugendliche in der Schützenstraße 76 zuerst an die Verbandsjugend dachten. Herr Weber, Stadtoberamtmann im Rechtspflegeamt, ermittelte damals bei allen 36 Jugendgruppen und Verbänden in der Stadt den zusätzlichen Raumbedarf. Dabei wurde der Wunsch auf insgesamt 43 Räume, Werkstätten und zwei Säle eingeschlossen, beziffert. Das war eine unrealistische Zahl, die so keine Berücksichtigung finden konnte. Dessenungeachtet beschloß der Gemeinderat den Umbau des „Bürgerheims“ zum Teil zu einem Jugendhaus und bewilligte dafür 300 000 Mark. Trotzdem gelang das Vorhaben nicht. Sehr bald meldeten Schulleiter aus Not an Klassenräumen ihren Raumbedarf an. Da die Verantwortlichen der Auffassung waren, Klassenräume seien notwendiger als Jugendgruppenräume, wurden die Jugendgruppen fürs erste vertröstet. Diese Verzögerung schien der Verwaltung gelegen zu sein, gab es doch noch viele ungelöste Fragen, vor allem zur „Offenen Jugendarbeit“.

Fortsetzung folgt

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Renate Heckelmann-Zanini
Unterer Stadtgraben 5
72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5
72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/3
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

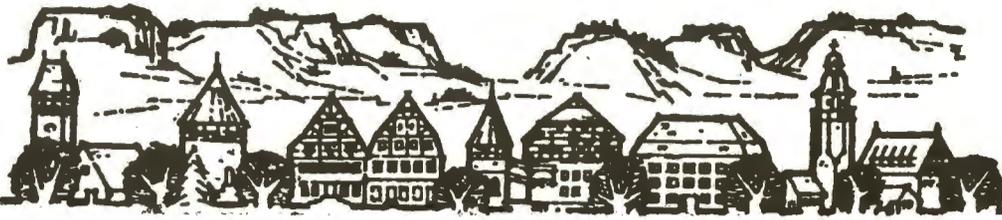
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 42

30. Juni 1995

Nr. 6

Zuflucht im Schwabenland

Ein Vertriebenenschicksal 1945 / Von Dr. Peter Thaddäus Lang / 2. Folge (Schluß)

Wie wir noch so dasaßen und voller Angst überlegten, öffnete sich plötzlich die Tür und zwei deutsche Landser traten ein. Voller Freude über das Quartier verkündeten sie sofort: „Hier bleiben wir natürlich!“ – Nun stand aber auch bei uns der Entschluß fest, in der Baracke zu bleiben, denn nun hatten wir ja männlichen Schutz!

Wie gut, daß es sich bei den beiden Männern um Landser handelte, dachte ich, denn die beiden hatten sicherlich nichts anderes im Sinn, als möglichst schnell über die Grenzen zu kommen, heim zu ihren Familien, ohne noch irgendwo in Gefangenschaft zu geraten.

Bald brannte im Ofen ein heimeliges Feuer. Das regennasse Holz vor der Baracke war zum Verfeuern nicht zu gebrauchen, aber die beiden Männer hatten einige Bänke zu Brennholz verarbeitet. In der Wärme konnten wir unsere Sachen trocknen, und als die Abenddämmerung hereinsank, konnten wir sogar das elektrische Licht einschalten; durch einen glücklichen Zufall war die Glühbirne intakt. Doch bald knipsten wir das Licht wieder aus, weil wir alle sehr müde waren und uns auf den Fußboden zum Schlafen legten.

Plagegeister

Doch was war das? Es stach mich hier, es biß mich dort! Die beiden Männer schienen ähnliche Probleme zu haben, denn sie schalteten augenblicklich wieder das Licht ein – und da sahen wir die Bescherung: Wanzen!

Meine Schwester und ich hatten bisher noch keine Erfahrungen mit diesen kleinen Lebewesen gesammelt, aber die Landser kannten sich mit ihnen um so besser aus. Wir mußten das Licht brennen lassen, erklärten sie uns, dann würden sich die Tierchen nicht aus ihren Verstecken herauswagen.

Am nächsten Morgen waren wir alle mehr oder weniger zerstoßen. Die Plagegeister hatten meine kleine Tochter zum Glück verschont, weil sie die Räder des Kinderwagens nicht hinaufklettern konnten.

Köstliche Speisen

Nun sorgten die Männer wieder für das Feuer, und wir zwei Frauen kümmerten uns um das Essen. Ich hatte einen Kochtopf dabei und außerdem noch ein kleines Säckchen Roggenmehl; daraus kochte ich eine feine Mehlsuppe – die erste warme Mahlzeit seit Beginn unserer abenteuerlichen Reise.

Damit hatten wir ein Frühstück im Leib; um ein Mittagessen zu finden, gingen wir auf eine kleine Entdeckungsreise. Auf diese Weise erfuhren wir, daß mittags eine Gulaschkanone Essen brächte, und wir sahen zu, daß wir zur rechten Zeit dort waren.

Was aber würden wir des Abends essen? Ich hatte noch ein Pfund Weizenmehl mit und setzte mir in den Kopf, damit einen Kuchen zu backen. In einem Laden fragte ich nach den weiteren Zutaten – der Inhaberin tat wohl mei-

ne kleine Tochter leid und so bekam ich nach einigem Verhandeln alles, was ich brauchte. Dies danke ich der Frau noch heute, es bleibt unvergessen.

Am Schlagbaum

Während ich mit dem Kuchen beschäftigt war, hatte sich meine Schwester umgesehen. Ein Stück weiter des Weges kam sie zu einem anderen Schlagbaum. Sie hatte dem Posten einen „Passierschein“ gezeigt, den wir uns in Zittau besorgt hatten; es handelte sich um ein Papier mit tschechischem Stempel. Und, o Wunder, der Posten hätte sie auf der Stelle durchgelassen, aber sie gab ihm zu verstehen, daß sie am folgenden Tag wiederkäme.

Diesmal ertrugen wir die Nacht noch besser, denn alle unsere Sachen waren mittlerweile trocken, Suppe und Kuchen hatten ausgezeichnet geschmeckt und unseren Handwagen mit den Koffern hatten wir voller Dank wieder in Empfang genommen.

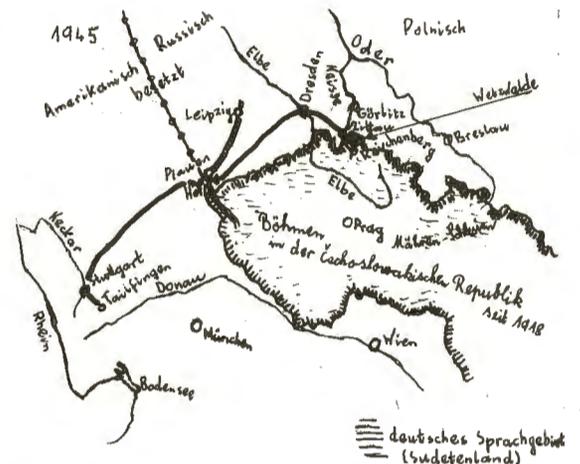
Am nächsten Morgen zogen wir alle fünf zu dem bewußten Posten. Das Herz klopfte uns um so stärker, je näher wir kamen. Ob er uns durchlassen würde? Konnte dies auch den beiden Landsern gelingen, da sie doch deutsche Uniformen trugen? Wir ließen uns nichts von unserer Angst anmerken, und das Wunder geschah tatsächlich: Der Posten öffnete den Schlagbaum und ließ uns durch.

Wir dankten und beeilten uns, so schnell wie möglich zu verschwinden, falls er es sich doch noch anders überlegen würde. Vielleicht war er auch kinderlieb, wie wir bei manchen seiner Landsleute früher schon bemerkt hatten.

Bahnhofsrestaurant

Bald erkannten wir, daß wir uns wohl im Niemandsland befanden, weil uns keine Menschenseele begegnete. Endlich, nach langer Wanderung auf menschenleerer Straße, holte uns ein leichtes, einspänniges Pferdefuhrwerk ein. Für gutes Geld nahm uns der Fuhrmann samt unserem Gepäck mit. Wir fuhren ein ganzes Stück mit ihm, bis wir schließlich zu seinem Ziel gelangten, einem Bahnwärterhaus mit einer kleinen Gastwirtschaft.

Dort konnten wir sogar ein Mittagessen bestellen; es gab Kartoffeln mit Erbsen und Möhren. Außerdem war es möglich, in diesem Haus zwei Zimmer zu mieten. Ein Glück, daß ich mein letztes Lehrerinnengehalt noch ziemlich unangetastet bei mir hatte; so konnte ich für die beiden Landser mitbezahlen. In den sauberen, weiß überzogenen Betten schliefen wir wie im Schlaraffenland.



Der Weg von Wetzwalde nach Tailfingen

Die beiden zeigten sich bei uns beiden Frauen erkenntlich, indem sie mit geradezu schlafwandlerischer Sicherheit durch Wälder und Wiesen den Weg nach Hof fanden, wo wir uns trennten. Unterwegs waren wir noch manchen Wanderern begegnet, die vom Westen in den Osten wollten. Dabei erzählten wir uns gegenseitig, wo man am besten die Posten umgehen könne.

Kurz vor der Grenze

So begannen wir bestens ausgeruht und mit frischen Kräften den 7. Juli. Zunächst wieder mit der Bahn, die wie üblich, nach verhältnismäßig kurzer Zeit stehen blieb – das waren wir mittlerweile schon gewohnt. Beim Verladen unseres Handwagens ging wieder einmal die Deichsel zu Bruch. Wir konnten sie notdürftig flicken. Die folgende Nacht verbrachten wir im Stroh.

In Bayern

So gut es ging, bugsierten wir am 8. Juli den Wagen mit der provisorisch geflickten Deichsel auf die Grenze zu. Da – abermals eine russische Patrouille! Schnell bewegten wir uns wieder zurück, zogen in einem weiten Bogen durchs Gelände um die Russen herum und erneut in Richtung Grenze. Diesmal mit Erfolg: Wir sind in Bayern!

Bis Hof war es dann nicht mehr weit – dort machten wir erst mal zwei Tage Rast; wir ließen die Schuhe flicken, und der Wagen mußte nun endlich repariert werden. Von Hof aus versuchten wir uns am 11. Juli als Anhalter, doch ohne Erfolg. Den lieben langen Tag standen wir vergeblich an der Straße. Gegen Abend gaben wir auf und gingen in das nächste Dorf, wo wir in einer Scheune nächtigten.

Teils zu Fuß, teils mit Autos, teils mit Fuhrwerken erreichten wir am 16. Juli Nürnberg, wo wir einen Güterzug erwischten, der uns über Augsburg bis Ulm brachte.

Durch Württemberg

Früh am 17. Juli ging es ebenfalls mit einem Güterzug weiter nach Stuttgart – eine herrliche Fahrt! Nun schien endlich alles glatt zu gehen, was die Wochen zuvor so unsagbar mühsam und beschwerlich lief. Nach einer zweitägigen Rast in Untertürkheim gelangten wir am 20. Juli mit der Straßenbahn bis Vaihingen und von dort mit dem Zug nach Eutingen.

Dort war irgendwo eine Eisenbahnbrücke zerstört, weshalb für uns die Fahrt mit modernen Verkehrsmitteln nun ein Ende hatte. Wenn wir Tailfingen erreichen wollten, waren wir vollkommen auf unsere eigenen Gehwerkzeuge angewiesen. Solchermaßen wanderten wir am 21. Juli bis Owingen und am 22. über Balingen nach Stockenhausen, wo uns eine Bauernfamilie sehr gastlich aufnahm. Hier machte ich meine erste Bekanntschaft mit schwäbischer Küche, und zwar auf eine äußerst angenehme Weise! – Vom Übergang von der amerikani-

schen in die französische Zone hatten wir übrigens bei unserer Fußwanderung nicht das Geringste bemerkt.

Tailfingen

Der Rest ist schnell erzählt: Am Nachmittag des 23. Juli erreichten wir, über Pfeffingen kommend, unser Ziel: Tailfingen. Dort angekommen, wollte ich zuallererst die Urlaubsbekanntschaft meiner Eltern ausfindig machen, was sich als nicht gerade einfach herausstellte, denn es handelte sich um ein Ehepaar mit Namen Conzelmann, ein in Tailfingen nicht gerade seltener Familienname. Mit etwas Findigkeit gelang es uns freilich schon nach kurzer Zeit. Auch dauerte es nicht lange, bis wir eine Bleibe in Tailfingen gefunden hatten – im Schuhhaus Gonser wohnten wir zur Miete.“

Soweit die Geschichte von Frau Framing. Vielleicht hat nicht jedes Heimatvertriebenen-

Schicksal so ein glückliches Ende wie das eben erzählte. Aber im Verlaufe der Nachkriegsjahre vernarbten viele Wunden; die Neuankömmlinge fanden Lohn und Brot in der stark expandierenden Trikotwarenindustrie; sie taten es den schwäbischen Häuslebauern nach und suchten sich in großer Zahl eine Bleibe in den Neubaugebieten.

Mittlerweile ist die nächste Generation hier aufgewachsen, hat sich mit den Einheimischen verheiratet und wiederum Kinder bekommen. Diese wiederum fühlen sich ihrerseits schon längst als Einheimische.

Quellen:

- Tagebuch von Frau Alize Framing, das sie im Sommer 1945 während ihrer abenteuerlichen Fahrt nach Tailfingen führte.
- Mündliche Ergänzungen und Erläuterungen von Frau Alize Framing zu den Tagebuchnotizen.

Literatur:

- Gerhard Hauser, Albstadt, im 20. Jahrhundert. Albstadt 1992, 200 S. Mskr., unveröffentlicht.
- Peter Thaddäus Lang, Katholiken im Talgang. Katholische Pfarrei Tailfingen 1918–1993, Tailfingen 1993.

20 Jahre Jugendhaus in Ebingen

Der schwierige Weg von der Idee bis zur Eröffnung – Von Renate Heckelmann-Zanini / Albstadt (2. Folge)

Um Vorstellungen von einem „Haus der Offenen Tür“ (HOT) zu gewinnen, lud die Stadtverwaltung zu einem Besuch des Jugendhauses in Rottweil am 7. Juli ein. Außer Oberbürgermeister Hoss, Stadtoberamtmann Weber und Bürgermeister Kircher nahmen die Mitglieder des Gemeinderates, Frau Elsa Stierle, Herr Raible und Herr Münster, an der Fahrt teil.

Was Frau Stierle und die Herren dann in dem Jugendhaus in Rottweil an Freizügigkeit sehen und beobachten konnten, war ihren Vorstellungen vollkommen fremd. Herr Raible setzte sich mit diesen Beobachtungen auseinander und kam zu dem Schluß, daß ein totales Umdenken notwendig sei. Diesen Prozeß könne er sich aber nur in einem kleinen Arbeitsausschuß vorstellen. Oberbürgermeister Hoss brachte den Vorschlag bezüglich eines Ausschusses in den Gemeinderat, der in der Sitzung am 9. November 1971 die Schaffung einer „Kommission für Jugendheimfragen“ beschloß.

Mit dieser Bezeichnung des Ausschusses hatte der Gemeinderat unbewußt deutlich gemacht, daß er mit seinen Vorstellungen immer noch fest in der Tradition der Verbandsjugendarbeit verankert war.

Die „Offene Jugendarbeit“ hat ihren Ursprung in der amerikanischen Initiative, die 1945 mit der Besatzungsarmee in ihrer Zone im Rahmen der „German Youth Activities (GYA) Jugendhäuser schuf. Dahinter stand ein Umerziehungsprogramm für das „faschistische Deutschland“. Die GYA-Häuser verstanden sich weltanschaulich neutral, im Gegensatz zu den Jugendheimen der Verbände. Sie wollten Jugendliche und Kinder zusammenführen, gleich, ob sie arm oder reich, gebildet oder weniger gebildet, Deutsche oder Ausländer, christlich oder andersgläubig waren, auch unabhängig davon, was sie politisch dachten. Durch gemeinsame Freizeit- und Bildungsangebote sollten sie einander näherkommen. Da-

bei wurde jeglicher Druck auf die Jugendlichen und Kinder abgelehnt. Es wurde keine Mitgliedschaft verlangt, auch erwartete niemand, daß sie regelmäßig ins Jugendhaus kamen. Im Zusammenleben und Mitbestimmen sollten sie demokratische Verhaltensweisen lernen und leben. Für die Jugendlichen war dies eine wesentliche Erfahrung.

Die GYA-Häuser gingen später in die Trägerschaft der Kommunen über, und der oben beschriebene Rücktritt setzte ein. Dieses „Nur-da-sein“ um andere zu treffen, um mit

dem Freund oder der Freundin eng zusammengekauert eine Cola zu trinken und Musik zu hören, wurde nicht akzeptiert, und die jungen Leute blieben weg. Ausschließlich bürgerlich angepaßte Jugendliche besuchten dann die Jugendhäuser, um an den Veranstaltungen teilzunehmen. Die offenen Bereiche verödeten zu Gunsten der Club- und Gruppenarbeit. Volksschüler und Lehrlinge, häufig als „gefährlich“ diffamiert, wurden so endgültig aus den Häusern hinausgedrängt. Gerade diese Gruppen hätten jedoch ein Jugendhaus dringend gebraucht.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich, warum durch die Einführung des Begriffes „Jugendheim“ bei der Vorbereitungsarbeit für ein Haus für Jugendliche in Ebingen unbeabsichtigt und unbewußt ein Konflikt vorprogrammiert war.

Am 19. November 1971 tagte dann zum ersten Mal die Kommission. Dabei kam das Gremium zu der Erkenntnis, daß das sogenannte Bürgerhaus in der Schützenstraße, allein schon von der Lage her, den Anforderungen eines Jugendhauses nicht entspräche. Außerdem solle es ein altes Haus sein, meinten sie. Die Mitglieder der Kommission überlegten daraufhin, ob die Jugendmusikschule, die damals im Gasthaus „Hecht“ im Grüngraben untergebracht war, in der Schützenstraße nicht besser aufgehoben sei, und umgekehrt das Jugendhaus im alten „Hecht“. Diese Überlegungen fanden auch im Gemeinderat Zustimmung.

Es blieben viele Fragen und Unsicherheiten in der Sache

Das ist auch gar nicht verwunderlich. Schließlich lag der Höhepunkt der Studentenbewegung, die das Selbstverständnis vieler junger Menschen verändert und die Generation der Eltern, Erzieher und Lehrer durch die Infragestellung alles Gewesenen vollkommen

verunsichert hatte, gerade erst einmal vier Jahre zurück. Nun aber begann hinter den schmucken Fassaden eine andere Welt zu entstehen. Unruhe war zu spüren, getragen von Jugendlichen und Intellektuellen. Eine Bewegung kam in Gang, die zuerst von Berlin ausging. Hier war der kalte Krieg, durch den sich die Feindschaft zwischen den beiden Teilen Deutschlands verhärtete, am erlebbarsten. Der äußere Feind, Bolschewismus und Kommunismus, existierte schon seit der Gründung der Bundesrepublik. Der Bau der Berliner Mauer aber schuf eine andere Qualität der feindlichen Haltung, die zu einer Ideologie wurde. So bot die Stadt durch ihre Lage genug Anlaß zu politischen Kontroversen.

Gegen den „Muff von tausend Jahren“

Begonnen hatte der Aufruhr an den Universitäten. Kritische Studenten hatten sich vorgenommen, den „Muff von tausend Jahren unter den Talaren“ zu lüften. Doch bald verwandelte sich dieser studentische Protest in eine antiautoritäre Bewegung. Wie eine Sturmflut überflutete sie alle Bereiche der Gesellschaft, die Familien, Schulen, Kindergärten, Parteien, Gewerkschaften, Fabriken, Ämter, Redaktionen von Zeitungen und Fernseh- und Rundfunkanstalten. Überall wurden autoritäre Strukturen in Frage gestellt. Jugendliche zogen aus ihren Elternhäusern aus, um in Wohngemeinschaften unter Gleichgesinnten zu leben. Sie wünschten sich die Befreiung von aller Bevormundung, die sich in den Strukturen von Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit festmachten. Sie hofften, dadurch einfacher aber unbeschwerter und sinnvoller leben zu können.

Die ehemaligen Vorbilder der europäischen Kultur und Zivilisation wurden von den Sokkeln gestürzt. Führer von Volksbewegungen nahmen ihre Stelle ein. Plakate von Mao Tse-tung und Che Guevara schmückten die Zimmerwände der Antiautoritären. „Ho-Ho-Ho Chi Minh“ hallte es auf dem Berliner Kurfürstendamm. Die Verehrung der palästinensischen Untergrundbewegung, der lateinamerikanischen Guerillas und der vietnamesischen Partisanen fand in der Kleidung ihren Ausdruck, geschmückt mit langem Haar und langen Bärten, palästinensischen Tüchern und chinesischer Kleidung (Mao-Look).

Diese Generation, die nicht mehr nach der „blauen Blume“ suchte, sondern nach der radikalen Demokratie, hinterfragte nicht nur die propagierten Werte, sondern auch die Personen, die sie vertraten und vermittelten. Wer waren z. B. die Männer und Frauen, die das neugegründete Vaterland regierten? Wie hatten sie, die nun Verantwortung trugen, die Nazizeit bewältigt? Empörung wurde laut. Ein beachtlicher Teil der jungen Intelligenz ging auf die Straße und protestierte demonstrativ.

Es war die Zeit des Oswalt Kolle, des Kinsey-Reports, d. h., die Zeit der Enttabuisierung des Sexuallebens. Viele Verbote wurden aufgehoben, wie Damen- bzw. Herrenbesuch bei alleinstehenden Untermietern und die Vermietung von Wohnungen und Hotelzimmern an unverheiratete Paare. Die Ehe wurde als allgemeingültige Lebensform in Zweifel gezogen. Zur allgemeinen Verunsicherung trugen schließlich die Neills mit „Summerhill“ bei, d. h. ihren Vorstellungen von einer antiautoritären Erziehung.

Auch in Ebingen und der dortigen Verbandsjugend wurden Jugendliche von dieser Bewegung erfaßt. Eltern, Lehrer, Jugendleiter und wer sich sonst für die Jugendlichen verantwortlich fühlte, mußte sich mit dem Neuen auseinandersetzen. Jugendliche erkannten inzwischen, daß es nicht darum gehen kann, von den Erwachsenen Mitbestimmungsrechte eingeräumt zu bekommen, sondern, daß sie selbst um ihre Mitbestimmung kämpfen und sich einmischen müssen.

Ein Beispiel dazu: Die Klasse 8a der Kirchgrabenschule hatte sich mit dem Thema „Probleme der Jugend“ beschäftigt. Die Schülerinnen und Schüler kamen dabei zu dem Schluß, daß ein Jugendhaus in Ebingen notwendig sei. Sie arbeiteten einen Fragebogen aus, in dem sie alles wissen wollten, was zur Betreuung eines Jugendhauses notwendig war und verschickten ihn an Städte wie Berlin, Wuppertal, Ravensburg, Leonberg, um nur einige zu nennen. Die umfangreichen und informativen Antworten legten sie dem Kreisjugendpfleger und Herrn Stadtrat Raible vor mit der Forderung, sich auch für ein Jugendhaus in Ebingen einzusetzen. Herr Raible schrieb daraufhin der Klasse, daß die Eröffnung eines Jugendhauses nicht so schwierig sei. Viel schwerer sei es, das Jugendhaus dann zu betreiben. Er wies darauf hin, daß es zur Zeit nicht einmal möglich sei, einen hauptamtlichen Mitarbeiter zu finden. Außerdem erklärte er den Schülerinnen und Schülern, daß solch ein Haus die Stadt im Jahr zwischen einhundert und einhundertfünfzigtausend Mark kosten werde. Trotzdem hoffe er auf eine baldige Entscheidung, ob der „Hecht“ für ein Jugendhaus in Frage komme.

Viele junge Menschen wurde zu der Zeit aktiv, vor allem in der links-sozialen Szene. Es wurde eine Gruppe „Jungsozialisten“ gegründet. Manchen war diese Gruppe dann politisch nicht konsequent und radikal genug, und sie wechselten zur KSAG, der kommunistischen Schüleraufbaugruppe der MGT Tailfingen/Ebingen. Hier wurde der Widerstand gegen Unterdrückung und Bevormundung geprobt und praktiziert. Ein dokumentiertes Beispiel ist der Protest gegen einen Beschluß der Gesamtlehrerkonferenz. In dem Flugblatt der KSAG heißt es dazu: „Die Schüler besitzen keine demokratischen Rechte, sie werden im Gegenteil in ihren Rechten ständig beschränkt. . . ! Am Schluß des Flugblattes steht: „Wir dürfen den Beschluß der GLK nicht widerstandslos hinnehmen. Für den aktiven Streik aller Schüler! Kampf den Disziplinierungsmaßnahmen durch den Staat! Für breite Demokratie an der Schule! Solidarität aller Schüler! Organisiert Euch in der Es Em Vau!“

Weitere politische Jugendgruppen waren die „Rote Garde“ und die Jugendorganisation der

KPD/Marxistisch Leninistischen Ortsgruppe Ebingen/Tailfingen. Das „Chile Komitee“, das „Vietnam Komitee“, „Terre des Hommes“ Ebingen/Tailfingen und der Behindertenclub, all diese engagierten Gruppen gründeten sich Anfang der siebziger Jahre.

Abstimmen, ob über „Füße auf dem Tisch“ abgestimmt werden müsse

Politisch interessierte Jugendliche aus der Verbandsjugend fühlten sich von dem linken Gedankengut angesprochen. Dabei waren die Pfadfinder dafür offensichtlich ansprechbarer als Mitglieder des CVJM. Etliche von ihnen setzten sich dann auch in diesen linken Gruppen ein. Andere wollten in der eigenen Gruppe demokratischere Verhältnisse schaffen. Der Jugendgruppenleiter und die Jugendgruppenleiterin sollten nicht mehr den Führungsanspruch haben. Gemeinsam durch Abstimmungen wollten die Jugendlichen zu Entscheidungen kommen. Das führte hier und da zu ernsthaften Konflikten und eine Anzahl junger Leute verließ die Gruppen. Diese demokratischen Prozesse wurden manches Mal bis ins Absurde betrieben. Ein Beispiel sei genannt: Als eine Jugendgruppenleiterin in den Gruppenraum kam und einen Jungen bat, die Füße vom Tisch zu nehmen, forderte dieser eine Abstimmung darüber. Andere waren der Meinung, man müsse erst einmal darüber abstimmen, ob über diesen Tatbestand überhaupt abgestimmt werden müsse. Manche Jugendgruppenleiter, Eltern, Lehrer und Vorgesetzte, brachte das zur Verzweiflung.

Ein Markstein in der Vorgeschichte des Jugendhauses in Ebingen war der 1. Dezember 1972. An diesem Tag erhielt der Zollernalbkreis seinen ersten Kreisjugendpfleger, Andelin Hotkovic. Gleich in den ersten Tagen seiner Tätigkeit wurde er durch die Initiative der Klasse 8a, inzwischen 9a, der Kirchgrabenschule unmittelbar mit dem Thema Jugendhaus Ebingen befaßt.

Am 16. Februar 1973 erhielt Andelin Hotkovic von Helmut Armbrost aus Ebingen, Schüler des Wirtschaftsgymnasiums, einen Brief, den er im Auftrag des Arbeitskreises Jugendhaus verfaßt hatte. Darin schrieb er u. a.: „Nachdem wir uns konstituiert haben, stehen wir nun vor dem Problem, ein Programm auszuarbeiten. Aus diesem Grund freuen wir uns, einen Jugendpfleger zu haben, denn wir hoffen, uns auch über unsere rechtliche Situation informieren zu können“. Weiter beschrieb Helmut Armbrost die Situation der Jugendlichen im Einzugsgebiet Ebingen, von denen der weitaus größere Teil auf Kneipen und Discos angewiesen war. Armbrost fuhr dann fort: „Aus diesen Gründen haben wir einen Arbeitskreis zur Errichtung eines Jugendhauses gegründet. Wir sind sieben junge Leute (Helmut Armbrost, Astrid Gerndt, Andreas Mebold und Hans Joachim Reich, Schüler bzw. Schülerin des Wirtschaftsgymnasiums, Roland Bäder, Gymnasium und Burkard Weise, technischer Zeichnerlehrling. Bald kamen noch Reinhard Uhl und Ingo Pannewitz, beide Lehrling, dazu), Schüler und Lehrlinge und möchten die Stadtverwaltung Ebingen um ein Gebäude bitten. Wir möchten Programme von allgemeinem Interesse durchführen, z. B. Tanzabende und Vorträge.“ Andelin Hotkovic bot auch hier sofort seine Mitarbeit an.

Am 16. April, bei der Besichtigung des Hotels „Hecht“, lernten beide sich persönlich kennen. Zu dieser Besichtigung waren außer Herrn Weber, Herrn Stadtoberbaumeister Czernoch und zwei anderen städtischen Mitarbeitern zwei Vertreter des Arbeitskreises Jugendhaus eingeladen. Aus einem Brief vom 20. Juni 1973

von Roland Bäder, einem Mitglied des Arbeitskreises, an Stadtrat Gründler, kann man erkennen, daß der Arbeitskreis durch die Beurteilung des Hotels „Hecht“ als bestens geeignet, eine gewisse Zusage gesehen hatte, bis Ende des Jahres das Jugendhaus eröffnen zu können.

Das Thema vor dem Gemeinderat

Inzwischen fand eine Gemeinderatssitzung am 28. Juni 1973 statt, bei der das Thema Jugendhaus großen Raum einnahm. OB Hoss hatte den Kreisjugendpfleger, Andelin Hotkovic, eingeladen und vorgestellt, der ein umfassendes Papier zum Thema Jugendhaus erarbeitet hatte und vorlegte. Es beschäftigte sich mit allgemeinen pädagogischen und methodischen Intentionen zum Problembereich „Haus der offenen Tür“ (HOT); mit der räumlichen Nutzung des „Hechts“ als HOT, und mit der Verwaltung eines offenen Jugendhauses. Dabei machte Andelin Hotkovic den Vorschlag, als Träger eine AG Jugendhaus zu gründen. Natürlich spielte die Frage der Selbstverwaltung und der personellen Ausstattung auch eine entscheidende Rolle. Günther Schmid, inzwischen Bürgermeister, erläuterte die neuen Erkenntnisse durch den Wandel der Jugendhäuser in den letzten Jahren mit der Konsequenz, daß eine Diskothek in einem offenen Jugendhaus unerlässlich sei, wolle man die Jugendlichen von der Straße holen.

Notburg Geibel berichtete am 30. Juni im Zollern-Alb-Kurier: „Das Thema Jugendhaus spannte den Bogen einer Gemeinderatssitzung, deren Hauptakzent auf der schwierigen finanziellen Situation der Kommunen und der daraus folgenden Unbeweglichkeit auf dem Haushaltssektor lag. Im Grundsatz stimmte der Gemeinderat bei zwei Enthaltungen der sofortigen Ausschreibung eines Jugendpflegers und der Umgestaltung des früheren Hotels „Hecht“ zu einem offenen Jugendhaus zu. Einzelbeschlüsse, vor allem was die Finanzierung anbelangt, wurden nicht gefaßt, obwohl Kreisjugendpfleger Hotkovic mit seiner Meinung, man solle möglichst umgehend an ein Provisorium herangehen, aus den Reihen der Gemeinderäte Unterstützung fand. Die Mehrzahl der Stadtväter sprach sich allerdings dafür aus, jetzt keinerlei Kosten in den etwaigen Umbau der beiden Räumlichkeiten zu stecken, bevor nicht ein Jugendpfleger für Ebingen eingestellt sei, der dann seine eigenen Vorstellungen über die Einrichtung des Jugendhauses mitverwirklichen kann.“

Ganz anders war der Kommentar „Theorie und Praxis“ von Robi Bitzer, der damals noch Mitarbeiter beim „Schwarzwälder Boten“ war. Darin schrieb er „... Es ist die Jugend, der man helfen will. Dabei geht es jedoch nicht um die Jugend im allgemeinen, ... diejenigen, die mit ihren Mopeds durch die Stadt rattern, vor dem Bürgerturm sich treffen und zu einem Bier in irgend einer Kneipe herumhängen ... „Randgruppen“ sollen ein Nest bekommen, beziehungsweise ein Jugendhaus soll für sie offen stehen. . . Die Kosten für die Betreuung, vor allem Personalkosten werden vermutlich von der Stadt getragen werden müssen. Trotz dieser Umstände dominierte im Ebinger Gemeinderat die Befürwortung eines solchen Projektes . . . Welche negativen Seiten ein solches Projekt mit sich bringt, darüber wurden nur Andeutungen gemacht. . . Stadtrat Heusel sprach vom auf den Boden der Tatsachen zurückzukommen, mit Recht! Der Gemeinderat stimmt einem Projekt zu, das zwar theoretisch als dringend notwendig bezeichnet werden kann, bei dem aber noch keinerlei Anhaltspunkte vorliegen, wie es in der Praxis in Ebingen aussehen wird. Der Ausschank nichtalkoholischer Getränke und die Anwesenheit

eines „Betreuers“ werden kaum ein Anreiz sein, bestimmte Jugendliche dazu zu bewegen, sich im Jugendhaus zu treffen . . . Von der finanziellen Seite her solle man sich darüber im klaren sein, ob im Moment die Zeit ist, teure Experimente zu wagen . . . Ob eine bei der Sitzung auch von Kreisjugendpfleger Hotkovic gemachte Andeutung, Kriegsdienstverweigerer auch als Praktikanten anzustellen, das wahre ist, muß bezweifelt werden. Welcher politische Wind dann im Jugendhaus weht, ist wohl klar.

Von der Initiativgruppe Jugendhaus ließ es sich Hans Joachim Reich nicht nehmen, mit einem Leserbrief zu Bitzers Kommentar Stellung zu nehmen. Dabei ging es ihm vor allem darum, noch einmal zum Ausdruck zu bringen, daß das Angebot der Vereine für Jugendliche in schwieriger Lebenssituation nicht ausreichend ist.

Unterschriften für eine Petition

Während einigen Mitgliedern des Gemeinderates, denen es ein Anliegen war, für unorganisierte Jugendliche ein Haus anbieten zu können, der Kommentar noch zu denken gab, waren die Mitglieder des Arbeitskreises damit beschäftigt, Unterschriften zu sammeln für eine Petition an den Gemeinderat. Ungefähr neunhundert Personen solidarisierten sich auf diese Weise mit den Jugendlichen für die Eröffnung eines Jugendhauses.

Hans Joachim Reich hatte die Petition für die Initiativgruppe formuliert und darin auch die Enttäuschung der jungen Leute wegen des unsicheren Eröffnungstermines zum Ausdruck gebracht. Der Text lautet: „Petition der Initiativgruppe Jugendzentrum Ebingen“. Die Bildung eines Jugendzentrums ist nun in eine entscheidende Phase getreten. Die Stadt hat uns (der Jugend) zugesichert, die Räume des ehemaligen Hotels „Hecht“ bis Ende des Jahres zur Verfügung zu stellen. Die Tatsachen sehen anders aus: der große Saal (Zeichensaal) wird angeblich auch im nächsten Schuljahr noch für Schulzwecke benötigt. Die Stadt hat uns dies erst nach den Ferien mitgeteilt, obwohl dies schon seit geraumer Zeit bei der Stadt bekannt gewesen sein muß. Die Stadt möchte den Jugendlichen (oder ihren Vertretern) nicht die Möglichkeit geben, den Sozialpädagogen selbst auszusuchen oder auch nur eine Mitentscheidung einzuräumen. Hierbei beachtet die Stadt nicht, daß der Sozialpädagoge in erster Linie für die Jugendlichen da sein soll und nicht etwa für die Stadtverwaltung. Die Jugendlichen können wahrscheinlich besser entscheiden, ob eine Zusammenarbeit mit dem Sozialpädagogen möglich sein wird.

Zur Zeit versucht die Stadt in organisatorischen Fragen Einfluß auf das Jugendzentrum zu gewinnen. Durch die Bereitstellung des Hauses und der finanziellen Mittel soll ein übermäßiges Abhängigkeitsverhältnis geschaffen werden.

1) Es ist unfair von der Stadt, Versprechungen zu geben, diese aber nicht einzuhalten. Wir fordern die sofortige Bereitstellung der Räume (2 Clubräume, 1 größeren Veranstaltungsraum, 2 Arbeitsräume), um mit den Renovierungsarbeiten sofort beginnen zu können, damit das Jugendzentrum möglichst bald eröffnet werden kann.

2) Die Stadt darf der Jugend nicht irgend einen Sozialpädagogen vor die Nase setzen. Eine breite Vertrauensbasis bei den Jugendlichen ist die Voraussetzung für eine fruchtbare Zusammenarbeit. Die Wahl des Sozialpädagogen muß den Jugendlichen bzw. ihren Vertretern übertragen werden.

3) Wir wehren uns gegen jegliche Eingriffe oder Vorschriften von seiten der Stadt oder sonstigen Organisationen, auch wenn sich eine gewisse finanzielle Abhängigkeit nicht vermeiden läßt. Das Jugendzentrum ist eine Einrichtung für alle Jugendlichen und muß deshalb unabhängig sein.

4) Die Stadt unterstützt alle Vereine, nur an die Nichtorganisierten hat sie bisher nicht gedacht. Da das Jugendzentrum eine Einrichtung für alle Jugendlichen ist, muß es als Vertreter der großen Zahl nicht organisierter Jugendlicher eine angemessene finanzielle Unterstützung erhalten.

Es tut sich was im „Hecht“

Bevor die Petition in der öffentlichen Gemeinderatssitzung am 27. September 1973 überreicht wurde, fand am 16. Juli eine Sitzung des Arbeitskreises Jugendhaus statt, an der auch Stadträtin Elsa Stierle und Stadtrat Heusel teilnahmen. Andreas Mebold unterrichtete den Jugendausschuß des Gemeinderates von dem Vorhaben, wobei das Hauptinteresse wieder darin lag, eine Eröffnung des Jugendhauses für Januar 1974 zu erreichen. Alle Anwesenden waren sich bei der Sitzung darin einig, daß bis zu diesem Termin ein Jugendpfleger eingestellt sein muß. Außerdem sollten der Schankraum und ein Nebenraum im „Hecht“ zur Verfügung gestellt werden, damit die Jugendlichen unmittelbar mit der Renovierungsarbeit beginnen können. Sie baten weiter darum, daß man ihnen auch das nötige Material zur Verfügung stelle. Andreas Mebold unterrichtete den Ausschuß außerdem darüber, daß die Lehrkräfte, Frau Gerndt von der Hohenbergschule und Herr Schmucker von der Kirchgrabenschule, sich bereit erklärt hätten, mitzuarbeiten und die Arbeit mitzuverantworten, bis ein Sozialpädagoge gefunden sei. Vorweg sei gleich gesagt, daß die Initiativgruppe tatsächlich Ende Oktober, nach einer nochmaligen Sitzung mit der Kommission, das nötige Material bekam, so daß sie elektrische Leitungen und Anschlüsse verlegen und die Räume streichen konnten. Doch bis dahin gab es noch manche Aufregung.

Was „Fridolin“ im ZAK erzählte

Als erstes war die Gemeinderatssitzung am 27. September. Die Initiativgruppe hatte die Verwaltung von ihrem Anliegen und Kommen unterrichtet. Dabei mutete manches ungewohnt an, waren den Jugendlichen doch die Gepflogenheiten in diesen „heiligen Hallen“ nicht bekannt. So erzählte „Fridolin“ im ZAK vom 29. September, wie blaue Ringe aus Glimmstengeln sich zur Decke schlängelten und er fragte sich, woher die Jugendlichen auch vom Rauchverbot im Sitzungssaal hätten wissen sollen und daß sie ja schließlich als Avantgarde gekommen seien. Ansonst muß es in der Sitzung recht ernst zugegangen sein.

Bürgermeister Schmid begrüßte Hans Joachim Reich und forderte ihn auf, die Petition dem Gemeinderat vorzutragen. Mitglieder der Verwaltung und des Gemeinderates hielten die Aussagen für zu spitz, räumten allerdings ein, daß die Jugendlichen ungeduldig werden, zumal, wenn man den großen Einsatz einzelner Jugendlicher bedenke. „Wir haben Verständnis für die Stadt“, sagte Hans Joachim Reich, „und für die finanziellen Probleme, deshalb wollen wir soviel Arbeit wie möglich selbst übernehmen. Zur Zeit beschäftigen wir uns mit der Schulraumnot der Realschule. Wenn wir eine Lösung finden, werden wir diese der Stadt vortragen“. In der weiteren Auseinandersetzung mit dem Gemeinderat und der Ver-

waltung sagte Reich: „Es liegt nun unseres Erachtens am Gemeinderat und der Stadtverwaltung zu beweisen, daß es auch ihnen ernst ist. 900 Jugendliche haben (Red. durch ihre Unterschrift) ihren Willen bekundet, beim Jugendzentrum mitzuwirken.“

Bürgermeister Schmid erwiderte darauf, daß die Interessen der Jugendlichen verstanden worden seien und man wolle nun die Sache in Ruhe besprechen. Gegen den Vorwurf, die Stadt tue nichts für nicht organisierte Jugendliche, wehrte er sich mit dem Hinweis darauf, daß die Stadt immense Summen für Jugendliche ausgegeben habe, zwar nicht für ein Jugendhaus, aber für Schulen, Sportstätten und Möglichkeiten der Fortbildung. Diese Argumentation brachte ihm scharfe Pfeife der Jugendlichen ein. Was die Zeitplanung angeht, verwies Bürgermeister Schmid darauf, daß aus Stabilitätsgründen das ganze Programm verändert werden müsse, aber er glaube bis zum Frühjahr die Fertigstellung des Jugendhauses zu erreichen. Die Initiativgruppe könne ihre Arbeit ruhig fortsetzen.

Eine beeindruckende Begegnung

Arbeit gab es wirklich noch genug, weit mehr als nur das Richten des Hauses. Ein Beispiel ist die Ausarbeitung von Satzung, Statut und Hausordnung für den Betrieb des Jugendhauses vom Initiativkreis mit Hilfe von Herrn Hotkovic. Wenn Andelin Hotkovic heute an die Zeit vor 21 Jahren zurückdenkt, fällt ihm noch eine Begebenheit ein, die ihn seit damals sehr beeindruckte. Oberbürgermeister Dr. Hoss bat Bürgermeister Schmid und ihn zu einem Gespräch am 21. Januar 1974. Herr Dr. Hoss begründete sein Anliegen damit, er wolle endlich einen Knopf an die Sache machen. Als Herr Hotkovic sich pünktlich zum Termin einstellte und Herr OB Dr. Hoss ihn in sein Zimmer bat, sagte er zu seiner Sekretärin: „Ich möchte von niemanden gestört werden.“ Zusätzlich gab er noch die Anweisung, ein oder zwei Termine abzusagen. Diese Gesprächsrunde dauerte von 9 Uhr über die Mittagspause hinweg bis 13.30 Uhr.

Herr Hotkovic hatte den Eindruck, daß Herr Dr. Hoss sich zuerst einmal selbst Sicherheit in der Sache verschaffen wollte, um sie dann auch überzeugend vertreten zu können. Dadurch war das Spektrum der Fragen sehr breit und die Auseinandersetzung intensiv. Herr Hotkovic verließ das Rathaus in dem guten Gefühl, es mit einem für die Jugendlichen engagierten Oberbürgermeister zu tun zu haben, der auch weiß, was er tut. Herr Hotkovic war außerdem der Überzeugung, daß an diesem Tag der Durchbruch gelungen sei, hinter dem es kein Zurück mehr gebe.

(Schluß folgt)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Renate Heckelmann-Zanini
Unterer Stadtgraben 5
72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Die französischen Kriegsgefangenen in Ebingen, 1941–1945

Von Manfred Ailinger/Dr. Peter Thaddäus Lang

Protokollnotizen über ein Gespräch zwischen Herrn Manfred Ailinger (geb. 1936; seine Eltern führten seit 1934 die Gaststätte zur Unoth in der Unteren Vorstadt) und Stadtarchivar Dr. Lang am 3. Mai 1995. – Herr Ailingers Mutter war die Tochter des Ebinger Gastwirts und Bierbrauers Andreas Schmid. Das Gasthaus mit früherer Brauerei (1905) befand sich seit Einheiratung des obengenannten Großvaters im Familienbesitz – bis zum Verkauf im Jahre 1970 an die Stadt Ebingen.

Seit Frühjahr 1941 wurden in der Gaststätte zur Unoth französische Kriegsgefangene einquartiert, und zwar hauptsächlich im oberen Saal (ca. 100 Personen) und im unteren Saal (ca. 60 Personen). Professor Schmitt – aus dem Elsaß stammend – fungierte als französischer Lagerkommandant; er hatte von Anfang an ein Einzelzimmer im oberen Stock. Zu seinen Aufgaben gehörten auch Verwaltungsarbeiten, die Gefangenen betreffend. Die in der Küche beschäftigten Gefangenen – acht Personen an der Zahl – wohnten ebenfalls von der großen Masse abgedockt in zwei Zimmern. Anfangs hatten die Franzosen ihren eigenen (katholischen) Seelsorger, doch dieser wurde später in das französische Gefangenenlager in Villingen versetzt (Ebingen war eine Zweigstelle des Villingen Gefangenenlagers).

Eine angenehme Abwechslung im Gefangenenleben bildete die Weihnachtsfeier, welche die Gefangenen im oberen Saal der „Unoth“ veranstalteten. Hierfür mußten die Betten beiseite geschoben werden. Andere Lebensumstände waren freilich weniger angenehm: so befanden sich die sanitären Anlagen für die Gefangenen außerhalb der Gaststätte (man hatte sie speziell für die Gefangenen errichtet und mit Stacheldraht eingezäunt). Außerhalb der Gaststätte und im Freien sogar befanden sich die Waschgelegenheiten; auch im strengsten Winter stand nur diese Möglichkeit der körperlichen Reinigung zur Verfügung.

Die Franzosen arbeiteten in der Landwirtschaft, bei Gärtnereien, in der Textilindustrie und auch in Handwerksbetrieben – einer von ihnen war Buchdrucker. Acht der Gefangenen konnten fliehen (in der Zeit zwischen Frühjahr und Herbst 1943), doch einer von diesen wurde gefangen – und anschließend erschossen.

Ein großer Teil der Franzosen stammte aus West- und Südfrankreich. Einige erhielten Päckchen und Briefe von ihren Angehörigen und einer von ihnen wurde von seiner Frau besucht, die von Metz anreiste. Dieselbe arbeitete bei der Deutschen Reichsbahn im Hauptbahnhof Metz.

Sieben Personen der Wachmannschaft in der Unoth sind Herrn Ailinger noch namentlich bekannt, denn sie versahen diesen Dienst über eine längere Zeit hinweg; viele andere Wachsoldaten wechselten sehr häufig. Unter den sieben ihm noch gegenwärtigen Wachsoldaten war ein gewisser Finkensteiner bei den Franzosen (und auch bei Herrn Ailingers Familie) am meisten verhaßt, denn es handelte sich bei ihm um einen fanatischen Nazi, der auch das Radiohören kontrollierte. Der französische Lagerkommandant Prof. Schmitt war der erste unter den Gefangenen, der sich in Ebingen frei

bewegen durfte, und zwar so ungefähr ab Sommer 1943. Auf diese Weise hatte Schmitt Gelegenheit, sich mit dem Ebinger Buchhändler Stauß anzufreunden.

1943 kamen russische Zwangsarbeiter nach Ebingen. Bis zu 380 von ihnen wurden von der Unoth aus gepflegt; erst später richtete man in dem Kriegsgefangenenlager Gühring sowie in der Fa. Steinkopf & Gussmann Küchen ein. Zwei weitere, kleinere Lager befanden sich bei den Firmen Müller & Diemer, Eppler & Schäfer sowie in der Ankerschule.

Ab 1944 war das Lager Eppler & Schäfer – das sogenannte Lindenlager – mit Zwangsarbeitern aus Polen belegt. Das Lager Gühring war jedoch insgesamt das größte; dort hatte man ausschließlich Männer untergebracht, während bei Müller & Diemer auch Frauen und teilweise auch Kinder (nicht unter zwölf Jahren) anzutreffen waren.

Des weiteren kamen ab 1944 in größerer Zahl polnische Zwangsarbeiter nach Ebingen; für sie wurde das Bleuel-Lager eingerichtet. Ab Juli 1945 zogen die Polen vom Lager in die Gaststätte zur Unoth. Dort war mittlerweile Platz frei geworden, weil die Franzosen im Sommer 1945 wieder heimgekehrt waren, gefolgt von den Russen. Dieser Umzug – neue Beschlagnehmung – wurde von der französischen Militärverwaltung Tübingen veranlaßt. Nachdem auch die Polen das Bleuel-Lager verlassen hatten, kamen dort ab Herbst 1946 die ersten Flüchtlinge unter, ebenso im Lindenlager.

Als am 20. April 1945 zu „Führers Geburtstag“ geflaggt wurde, bemerkte der französische Gefangene Fernando (im Küchendienst) zu Frau Ailinger: „Das war das letzte Mal“. Überhaupt trat nach dem 20. April in der Stimmung der französischen Gefangenen eine atmosphärische Änderung ein – sie scheinen gewußt zu haben, wie die Dinge stehen. Auf Einfluß von Prof. Schmitt verhielten sich die Gefangenen während der letzten Kriegstage gegenüber dem Wachpersonal aber dennoch korrekt.

Während dieser Tage schmolz die Wachmannschaft zusammen, bis am 24. April nur noch zwei Mann anwesend waren. Jean, ein Kollege von Fernando in der Küche, sicherte Frau Ailinger zu, ihr und ihren Kindern sowie ihrer Schwester Gertrud Härer mit Sohn werde nichts passieren.

Nach Herrn Ailingers Vermutung hatten die Franzosen im hinteren Zimmer (einer der beiden vom Küchenpersonal bewohnten Räume) ein Radio – jedenfalls waren sie in diesen Tagen ausnehmend gut unterrichtet, am besten insgesamt Jean und Fernando. Die französi-



Gaststätte zur Unoth mit zwei deutschen Wachsoldaten – im Frühjahr 1942

Foto: Stadtarchiv Albstadt

schen Gefangenen mußten auch gewußt haben, daß die französischen Truppen von Bitz her nach Ebingen kommen werden, denn der französische Lagerkommandant Prof. Schmitt hatte den Ebinger Buchhändler Stauß zur Übergabe der Stadt an jene Stelle gebeten, wo die Bitzter Steige in die Untere Vorstadt mündet.

Neben der Panzersperre nach Westen hin – in Richtung Lautlingen – befand sich eine weitere im Süden von Ebingen. Diese wurde aber schon früher geöffnet. Nach dem Einmarsch der Franzosen verließen die französischen Kriegsgefangenen der Unoth ihre Unterkunft und begaben sich zu ihren Arbeitgebern, um zu bewirken, daß diesen nichts passiert. Die einmarschierenden Franzosen hatten deutsche Kriegsgefangene bei sich, die in der Ebinger Festhalle untergebracht wurden.

Verschiedene Ebingerinnen wollten die deutschen Gefangenen mit Lebensmitteln versorgen, doch wurden sie von den französischen Wachen daran gewaltsam gehindert.

Herr Ailinger kann sich an drei Vergeltungsaktionen erinnern:

● Im Mai oder Juni 1945 wurde der Ebinger Ortsgruppenleiter Jakob Rieber, genannt und besser bekannt als Ölbäckjakob, wohnhaft in der Kapellstraße (oberhalb von Weinhändler Schmid), von den Franzosen vor der Stadt im freien Gelände in Richtung Lautlingen erschossen. Er war denunziert worden. Dieser Mann hatte nach Ansicht von Herrn Ailinger eine derart harte Bestrafung nicht verdient.

● Ludwig Maute, Leiter des Lagers beim Müller & Diemer, wurde bei Ostdorf im Wald von Russen erschossen.

● Wilhelm Gern von der Weißenburg wurde ebenfalls erschossen. Er hatte in früheren Jahren einen Gefangenen schikaniert.

Plünderungen und Vergewaltigungen durch die Franzosen geschahen eher selten; durch Plündern taten sich mehr die Russen hervor. Am 24. und 25. April feierten die Franzosen zu ihrer Befreiung ein großes Fest

Das Eyachhochwasser 1895 in Laufen

Auszug aus einer Dokumentation von Günter Rieber/Albstadt-Ebingen

Dörfer, die an Flüssen oder Bächen lagen, hatten früher manche Vorteile gegenüber Orten, die kein fließendes Wasser auf ihrer Markung besaßen. War doch die Wasserkraft in unserer Gegend die einzige Energie, die Tag und Nacht für den Menschen schaffte. Tierische und menschliche Kraft hätten dies alles gar nicht erledigen können. So manches menschliche Bedürfnis, das durch die billige Wasserkraft befriedigt werden konnte, wäre Mangelware und sehr teuer geworden.

Unser Dorf Laufen war in der glücklichen Lage, an einem Fluß zu liegen, der das ganze Jahr über Wasser führte. Der Müller Lang mit seiner Mahlmühle, einer Säge, einer Hanfreibe und einer Übsmühle und der Sägemüller Österle, später Stotz, mit der Säge, Ölmühle und Wergreibe, der Papierer Lang mit seinem Triebwerk und später noch die Bindersche Fabrik und die Spinnerei nutzten das ganze Jahr über die Wasserkraft der Eyach. Die erzeugten Waren und die Lohnarbeit brachten etwas Geld und Arbeit in den Flecken.

Die Eyach in ihrem natürlichen Bett, bei den Mühlen durch Wehre aufgestaut, bot ein friedliches Bild. In der Weide ein ganz flaches Bachbett, mit eben solchen Ufern, für die Enten bequem zum Rein- und Rauswatscheln. Links und rechts vom Bach die Ortswege vor den ein- und zweistöckigen Häusern. Vor dem Steinlebach-Einlauf die Furt durch die Eyach und die Brücke beim Weidenwirt. Bachaufwärts beim Schiff ein Holzsteg. Ober- und unterhalb des Flecken zog der Fluß in vielen Windungen durch die Talauen.

Doch oft sah die Eyach anders aus. Das enge Eyachtal mit seinen kurzen, meist steilen Seitentälern, brachte bei Gewittern in kürzester Zeit gewaltige Wassermassen zusammen, welche die Talauen restlos überschwemmten, hier einen neuen Weg suchten, dort Sandbänke hinterließen. Im Flecken, in der Weide, das kleine Bachbett überfluteten und in die Häuser, Ställe und Scheunen eindrang. Die Schäden, die dabei entstanden, brachten immer wieder Not und Elend mit.

In den hiesigen alten Akten ist festgehalten, daß die Eyach nicht nur den Mühlen, Sägen und Triebwerken Kraft hergab, sondern manchmal mit unbändiger Kraft zerstörte. (Die weitere Vorgeschichte mußte gestrichen werden.)

Der Wetterbericht im Albboten meldet vom 1. Juni 1895: Wachsende Gewitterneigung bei sehr warmer Witterung, am 2. Juni: starke elektrische Entladungen von kurzer Dauer zu erwarten, am 5. Juni: die Depression aus dem Atlantischen Ozean hat, unterstützt von zahlreichen Gewitterwirbeln in Süddeutschland, bei uns die angekündigten Störungen verursacht und ist nun wieder im zurückweichen begriffen. Im Balinger Volksfreund bringt Professor Falb in seinen Wetterprognosen: Ein böser Monat, gekennzeichnet durch reichliche Niederschläge. Im besondern prophezeit Falb folgende Witterung: Vom 1. bis 5. Juni zahlreiche Gewitter mit Wolkenbrüchen bei normaler Temperatur. Der 7. Tag im Juni ist ein kritischer Tag 3. Ordnung und bringt Temperaturrückgang, Hochwassergefahr tritt ein.

Die Eyach ist randvoll, kommen darf nicht mehr viel, sonst dringt das Wasser wieder in die Häuser in der Weide, im Schnabel und der Insel. Den Holzsteg über den Bach hat es früher wohl schon weggerissen und Holzbeigen mitgenommen, aber die Anwohner sind ja am Bach aufgewachsen und haben schon oft die reißende Eyach erlebt, für sie ist es nichts neues. Ruhig wurde der Bach immer wieder.

Zeitig gingen die Bewohner der Weide und im Schnabel ins Bett, so auch am 5. Juni 1895. Petroleum fürs Licht war teuer und das Tageslicht immer noch das billigste. Gegen 10.30 Uhr brach ein schwerer Wolkenbruch los über der ganzen Gegend. Zusehends stieg das Wasser der Eyach, beim Wehr im Schnabel gab es

einen Stau, das Wasser drückte durch den Schnabel. Die nun hereinschießenden Wassermassen vom oberen Eyachtal machen aus der Eyach einen reißenden Strom. In der Weide, im Schnabel und auf der Insel stehen die Häuser tief im reißenden Wasser. Bis die Leute merkten, was sich anbahnte, war schon jeder Fluchtweg abgeschnitten. Alles noch lebende in den Erdgeschossen ersäuft wie in einer Mausefalle, auf den Bühnen ist es noch am sichersten, sofern die Häuser dem Druck stand halten.

Am schlimmsten sind die Häuser auf der Insel dran; halten sie dem ungeheuren Druck, mitten im Strom, noch stand. Können die Häuser die Rammstöße des mitgerissenen Holzes noch lange ertragen? Stockdunkel, das Donnern und Krachen vom Strom, Blitze leuchten auf, für Momente sieht man zerstörte Häuser.

Erst gegen den Morgen ist das Elend zu sehen. In der Weide steht das Wasser in den Häusern im 1. Stock, auf der Insel schwer zerstörte Häuser, was ist den Bewohnern passiert? Von der Brücke und dem Holzsteg ist nichts mehr zu sehen, nur der reißende Fluß. Eyachauf- und -abwärts sieht es gleich trostlos aus. Draußen bei der Binderschen Fabrik, am Wehr, ein großer Stau, am Stotzchen Wehr, beim Schnabelwehr, bei den Triebwerken das gleiche. Unterhalb dem Flecken in der Au ist ein See, an der Brücke alles blockiert, die Landstraße nach Balingen teilweise weggerissen.

Fieberhaft wurde entlang des Flusses gesucht in der Hoffnung, noch Lebende zu finden. Im Laufe des Freitag ging das Wasser langsam zurück. Die Häuser von Ludwig Gompper und dem Martin Stotz sind schwer zerstört, 11 Personen fehlen aus diesen beiden Häusern. Auch das Armenhaus wurde stark mitgenommen, die 4 Ortsarmen Frauen fehlen auch. Die ersten Toten wurden gefunden und im Rathaus, in der Feuer-Remise aufgebahrt, elf hat man bisher gefunden.

In Balingen, das auch stark in Mitleidenschaft gezogen worden ist, gründeten beherzte Männer unter Führung des Landrates Filser ein Hilfskomitee, damit als erstes die größte Not gelindert werde im ganzen Kreis. Von den Frauen des Komitees wurden Lebensmittel, Betten, Kochgeschirr usw. gesammelt und den Bedürftigen zugeteilt.

Noch in der Nacht vom 5. auf 6. Juni wurde der Staatsminister des Innern vom Oberamtmann Filser telegraphisch über die Hochwasserkatastrophe benachrichtigt. Sofort ordnete der Staatsminister an, daß die Techniker für den Straßen- und Wasserbau in das Überschwemmungsgebiet abreisten, um beratend, rettend und helfend beizustehen. Durch Vermittlung des Staatsministeriums kamen mit Extrazug 100 Pioniere, um bei der Aufräumung der Trümmerhaufen in den Orten zu helfen und insbesondere an Stelle der zerstörten Brücken Notbrücken zu bauen, den vollständig gestörten Verkehr im Bezirk wieder in Gang zu bringen und überall da zu helfen, wo Hilfe not tat.

Die Wehre bei der Binderschen Fabrik, der Stotzchen Säge, der Kunstmühle, der Papierfabrik waren schwer beschädigt. Durch den Stau an der Brücke hat sich in der Au ein See gebildet. Brennholz, Balken, Stämme, Fahrnis, alles in wildem Durcheinander. Die Pferde und Vieh von der Langschen Mühle findet man,

weitere Kadaver liegen da. Beim weiteren Räumen stößt man noch auf zwei Leichen, ein Kind und einen Italiener, der sich in 14 Tagen verheiraten wollte. Die Bäume in der Au sind bis in die Kronen glatt gescheuert und voller Unrat. In den Lautlingerwiesen, Gspechtsau, im Heerweg hat sich der Fluß mit seinen vielen Windungen teilweise ein neues Bett gesucht. Von den Berghängen brachten die sonst kleinen Quellen ganze Bäche und schwemmten stellenweise den Mutterboden weg. An den Hängen rutschen Wege und ganze Felder weg, alles war mit Wasser voll gesogen.

Von den Pionieren war ein Notsteg über die Eyach geschlagen worden. Die am schlimmsten mitgenommenen Häuser rissen sie vollends ein, wobei ihnen die Feuerwehr kräftig mithalf. Am 7. Juni in der Früh kam Staatsminister von Pischek nach Balingen, um mit dem Oberamtsvorstand und den sonstigen Behörden über die notwendigen Maßnahmen zu beraten und die große staatliche und die private Hilfsaktion einzuleiten. Die private Hilfsaktion wurde durch das Bezirkshilfskomitee, unter Vorsitz von Oberamtmann Filser, durchgeführt, der Vertreter aller betroffenen Orte angehörten.

Am 8. Juni kam der König selbst in das Überschwemmungsgebiet. Überall herrschte tiefe Trauer und großer Jammer, überall Not und Elend, wo das Auge hinschaute. In Laufen hielt der Zug an der Lene (Zufahrt Tieringerstraße). Seine Majestät wurde vom Schultheißen, Gemeinderat, Bürgerausschuß, Pfarrer, vielen Bürgern und den Schulkindern begrüßt. Es war dem König „ein Herzensbedürfnis, seinen so schwer betroffenen Untertanen seine tiefe und innige Teilnahme zum Ausdruck zu bringen, seine unglücklichen Landeskinder zu sehen und ihnen zu helfen, so es nötig war“.

Die Bilanz des Hochwassers in Laufen

15 Menschen sind ertrunken, der Älteste war 94 Jahre alt, der Jüngste 2 Jahr alt. An lebendem Inventar ging verloren, 2 Pferde, 3 Kühe, 1 Stier, 1 Rind, 4 Kälber, 6 Ziegen, 2 Schweine, 14 Enten und 85 Hühner. Die Häuser Nr. 32, 39, 52a, 53, 54 und 119 waren teils weggerissen, teils mußten sie vollends abgerissen werden.

Die Felder waren verwüstet und zerstört, die Acker- und Wiesenerträge der ohnehin armen kleinbäuerlichen Leute war vernichtet. Die Hoffnung auf eine gute Ernte, die die Schäden des Futternotjahres 1893 beheben sollte, war zerstört. Die Brücken gar nicht mehr vorhanden oder schwer beschädigt, ebenso alle Wehranlagen an der Eyach. (Im weiteren befaßt sich der Beitrag mit der Nachgeschichte, die in diesem Auszug auch nicht mehr wiedergegeben werden kann.)

Auf Wunsch des hiesigen Hilfskomitee, Vorsitzender Pfarrverweser Wolfangel, wurde in Laufen ein Denkmal errichtet zum Andenken an die unglücklichen Familien, deren Angehörige dem Hochwasser zum Opfer gefallen sind. Im Kirchgärtle fand der Stein seinen Platz, ein stummer Zeuge von schweren Tagen. Lange stand er dort, kaum noch beachtet. Bis er eines Tages im Wege war und weichen mußte. Zwischen den alten Bäumen hinter der Kirche fand er einen Platz. Erst in Jüngster Zeit hat der Stein wieder einen besseren Platz gefunden: In der Straße, in der Nähe des Kirchturmes.

Quellen: Archiv Laufen

124B - 128B Gerichtsprotokoll 1783-1828

135B - 150B Gemeinderats-Protokoll 1834-1911

180B, Ruggericht 1845-1898

Hilfsfürsorge aus Anlaß der Überschwemmungskatastrophe im Oberamtsbezirk Balingen im Jahre 1895.

In Heft 7/41 vom 31. Juli 1994 ist anlässlich der 50. Wiederkehr seines Todestages der Heimatforscher Oberlehrer Heinrich Breeg (1883 – 1944) gewürdigt worden. Hier nun ein Beitrag aus der Feder von Heinrich Breeg selbst. Zu dessen 25jährigem Dienstjubiläum am 11. Dezember 1936 hat Otto Wider nebenstehende Karikatur mit dem Titel „Die Vorgeschichte gratuliert“ gezeichnet.

Wir treiben Vorgeschichte

Von Heinrich Breeg/Albstadt

Es war im Jahr 1926, als die Stadtgemeinde Ebingen zur Gründung eines Heimatmuseums schritt und Hauptlehrer Eith zum Verwalter desselben bestellte. Den Grundstock bildeten einige Gewehre der Bürgerwehr von 1848 und einige alemannische Funde. Mit Eifer und Sachkenntnis ging Eith an die Arbeit, und in wenigen Jahren hatte er eine ganz nette Sammlung beieinander, die im Dachstock des Rathauses untergebracht wurde. Er verstand es, die alten Geräte aus den verstaubten Winkeln und Geldmittel aus den Taschen der Fabrikanten hervorzulocken. Aber auch draußen im Gelände war er tätig, um die nach seiner Ansicht gefährdeten Grabhügel zu untersuchen.

Zunächst war ich darüber etwas enttäuscht, daß Eith von der Geologie so plötzlich zur Vorgeschichte hinübergewetzt war und unsere Wege sich getrennt hatten. Denn wir waren seither viel miteinander auf geologischen Gängen unterwegs gewesen und hatten u. a. im Ornatenton an der Schalksburg einen der seltenen Flesiosaurier (*Pliosaurus ferrox*), ein Tierchen von etwa 10 Meter Länge, aufgestöbert. Weil mich aber seine Arbeit auch sehr interessierte, beteiligte ich mich, meist als Zuschauer, gewann Appetit an der Sache und wurde allmählich mit ihr vertraut. Als dann Eith nach drei Jahren nach Ravensburg versetzt wurde, mußte er in Ermangelung eines Besseren niemand anders als mich zu seinem Nachfolger als Verwalter des Heimatmuseums vorzuschlagen. Nun kam ich natürlich vollends recht in den Stiefel hinein.

Es lag im Holz

Schon in seiner Jugend hatte Eith Interesse für vorgeschichtliche Dinge. Die Höhle im Heidenstein und die Sage, daß Attila in einem goldenen Sarg auf oder am Degenfeld begraben sei, mußte die Phantasie des Knaben beflügeln. Als ihm einst eine Zeitschrift mit Runen und dem Runenalphabet in die Hände fiel, kam er mit einem Kameraden auf den Gedanken, ihre Namen in Buchenstäbe zu schnitzen und dieselben im Lehm des Heidensteins zu vergraben. Gesagt – getan. Nach entsprechender Präparation am Feuer wurden die Stäbe in der Höhle vergraben. Bald darauf wurden sie auch bei einer Grabung gefunden und kamen nach Stuttgart. Dort wollte sich gerade ein wissenschaftlicher Streit über das Alter und den Inhalt der Anschrift entspinnen, als sich die Angelegenheit als Bubenstreich entpuppte.

Hermann Brändle und Paul Eith stand auf diesem Buchenscheit

lautet der Schluß eines Gedichts mit Zeichnungen, das wir zum Abschied Eiths verbrochen haben. („Julius Cäsar seinem lieben Heimle!“)

Der Diplomat

Droben am Galthaus an der Straße Ebingen – Bitz liegt eine Gruppe bronzezeitlicher Grabhügel. Soviel ich weiß, hat sie Eith entdeckt. Die ließen ihm natürlich keine Ruhe, in sie mußte er doch hineingucken. Es war an Peter und Paul 1928, damals noch gesetzlicher Feiertag und die Arbeit war in vollem Gang. Ein Arbeiter von Bitz, der Sachkenner ist und von Eith immer beigezogen wurde, war mit der Freilegung von Steinen des Steinsatzes beschäftigt und warf die Erde zwischen seinen Beinen nach rückwärts. Eith stand beobachtend hinter ihm, bückt sich plötzlich, hebt seinen messinggelben Gegenstand auf und steckte ihn nach kurzem Betrachten in die Tasche. „Was hast denn da?“ frage ich. „Ach was, so eine Fassung von einer elektrischen Birne“ – „Komm' mach' keine Sprüche!“ sagte ich.

„Freilich, wenn ich sage“. Damit war die Sache vorläufig abgetan.

Auf dem Heimweg zog er dann die Fassung der elektrischen Birne hervor: einen goldenen Fingerring der Bronzezeit, ein Glanzstück unseres Heimatmuseums. Der Diplomat Eith wollte die Arbeiter nicht wissen lassen, daß wirklich Gold gefunden wurde und sie vor einer Unterschlagung bewahren.

Der Goldhunger

Allenthalben meinen ja die Leute, man suche bei den Ausgrabungen Gold, und sie machen enttäuschte Gesichter, wenn man ihnen sagt, daß nur Scherben, verrostete Waffen, vielleicht Bronze und Bernstein und in ganz seltenen Fällen einmal Gold zum Vorschein kommt. Die Sage vom goldenen Sarge Attilas spuckt immer noch in den Köpfen. Und in früheren Jahren sind Bitzer und Truchtelfinger bei Nacht und Nebel auf das Degerfeld, um diesen Schatz zu heben. Wir sehen an diesem Beispiel, wie die Erinnerung an jene Zeit vor beinahe 3000 Jahren durch viele Generationen wach gehalten wurde: Die Erinnerung an die goldglänzenden Schmucksachen, die man den Toten ins Grab legte. An der Linkenbolds-Höhle und am Niemandsbohl jagt das wilde Heer!

Der Zufall

Wie so viele vorgeschichtliche Funde, so verdanken wir auch die altsteinzeitlichen Werkzeuge aus dem Hüttenkirchle einem Zufall. Von dieser Grotte am Degerfeld wird erzählt, daß in ihr während der unruhigen Zeiten des 30jährigen Krieges Gottesdienste abgehalten wurden. Der Ortsgeistliche von Truchteltingen hätte gerne Gewißheit darüber gehabt und veranlaßte den uns schon bekannten Arbeiter von Bitz und seinen Kameraden zu einer Grabung. Das war kurz vor dem Krieg 1912 oder 1913. Die beiden trafen auf mittelalterliche Scherben – später fand ich auch eine Münze von Herzog Johann Friedrich 1622 – aber es kam dabei auch die weit wertvollere Hinterlassenschaft von Rentierjägern zutage, die vor etwa 20 000 Jahren einmal ihr Lager dort aufgeschlagen hatten.

Dem Blick und dem Spürsinn dieses einfachen Mannes entgeht nichts. So erzählte er einmal: „Da bin ich jetzt schon ein paarmal über den ‚Lauen‘ gegangen und immer hab' ich denkt, da muß was sein, es kommt mir nicht geheuer vor“. Und richtig, an einer Stelle, wo sonst von uns niemand irgend etwas vermutet hätte, waren Reste eines bronzezeitlichen Grabes.

Die Katze läßt das Mäusen nicht

Auf Bitzer Markung hatten die beiden schon gegraben, ohne daß sie von irgend jemand deswegen behelligt worden wären. Sie gingen aber auch hinüber auf Markung Freudenweiler und Harthausen in Hohenzollern und brachten Funde heim. Seit Jahren besteht aber dort ein



Schutz der Bodentalertümer, der streng gehandhabt wird, und eines Tages erschien der Landjäger von drüben und holte sämtliche Funde. Heute liegen sie in der Hohenzollerischen Landessammlung auf dem Hohenzollern. Ein Strafzettel über einige Millionen folgte nach, aber der war erträglicher als der Verlust der Funde, denn die Millionen waren etwa der Wert eines Brotlaibes.

Es gibt immer noch Räuber

Meines Wissens nach ist bis jetzt das Reichsgesetz zum Schutze der Bodentalertümer noch nicht herausgekommen. Aber der Staat hat jetzt schon Mittel und Wege, denjenigen zu fassen, der sich an diesem Gemeinbesitz des Volkes vergreift. So mußte ich voriges Jahr an Ostern einem 16jährigen Schüler das Handwerk legen. Der hatte schon im Jahr vorher droben bei Meßstetten an Grabhügeln, die auf Grundstücken des Lautlinger Pfarrgutes liegen, gegraben. Die Tatsache, daß gegraben wurde, kam damals bald zu meiner Kenntnis. Aber den Ausgräber und den Ort der Grabung erfuhr ich geraume Zeit später. Da kam am Ostersonntag Forstmeister Kaufmann zu mir und erzählte, der Waldschütz in Meßstetten habe ihm telefoniert, beim Aichhalderhof grabe ein junger Mann von etwa 16 Jahren mit zehn Arbeitern an einem Grabhügel. Daraufhin sei er hinauf und habe die Arbeiten einstellen lassen. Bei der Besichtigung ergab es sich, daß ein größerer Hügel wild angegraben war und der Steinsatz herausgerissen. Zu seiner Entschuldigung auf unsere Vorhaltungen brachte der Junge sein großes Interesse und seine Unkenntnis über die rechtlichen Verhältnisse vor.

Ich meldete den Fall als Vertrauensmann dem LA. f. D. und beendete die Grabung in dessen Auftrag. Den Abschluß der Angelegenheit habe ich bis jetzt nicht erfahren können. Wenn es ohne Strafe abging, so blieb dem Attentäter doch die Bereinigung der nicht unbedeutenden Kosten, ohne die Funde zu bekommen, so daß ihm für die Zukunft seine Passionen vergangen sein werden. Jene Grabhügel waren der Stolz des Pfarrers von Lautlingen gewesen und ein Junge zerstört und beraubt Denkmäler der Vorzeit im Alter von 2500 Jahren.

Unverstand

Drunten auf dem Flugplatz waren vor vier Jahren verschiedene Gräber der Hallstatt und der alemannischen Zeit freigelegt. Zuschauer hatten wir immer genug – nicht immer zu meinem Entzücken. Was half's, daß wir Pfähle schlugen und die Grabstätte mit einem Seil umspannten? In unserer Abwesenheit kamen Junge und Alte herein, und andern Tags mußten wir gewöhnlich Beschädigungen feststellen. Da lag auch einmal schön ausgearbeitet ein Skelett in einer Steinplatteneinfassung. Ein Bursche von sieben Jahren mußte die Festigkeit des Schädels mit seinem Absatz probieren. Natürlich mit Erfolg! Die Gegenrechnung habe ich ihm einige Tage später auf den Unaussprechlichen prompt aufgezählt.

Eigene Wissenschaft

Ein würdiger älterer Herr, interessiert für die Sache, war regelmäßig bei unseren Grabungen. Begüttert, hat er als der eifrigste Förderer des Heimatmuseums demselben ansehnliche Beträge zukommen lassen. Interessiert für Vorgeschichte besaß er eine Literatur wie mancher von uns und manche Schulbücherei nicht. Aber es ist ein Mann, der seine eigene Meinung hat und sich seine eigenen Gedanken über vorgeschichtliche Funde macht. So sagte er zu den Höhlenzeichnungen in Südfrankreich, die bekanntlich im Innern der Höhlen beim Schein von Fackeln angebracht wurden, daß dies bei elektrischem Licht geschehen sei. Oder: Warum die Pfahlbauer ihre Häuser in die Seen hineingestellt hatten. Nicht zum Schutz gegen feindliche Überfälle und nicht zum Schutz gegen wilde Tiere, sondern um ein als reinlichkeitsliebende Menschen kostenfreies WC zu haben! Ich riet dem Herrn, eine Vorgeschichte zu schreiben, die sicher reißenden Absatz finden würde!

Voriges Jahr war mir ein städtischer Arbeiter bei der Untersuchung alemannischer Gräber an der Lautlinger Straße behilflich. Gleich beim ersten Grab sagte er: „Da kommt neiz. Des sieh i doch. I' ben doch 15 Jahr Taotagräber gsei.“ Nach der dunkleren Auffüllung war es aber außer Zweifel, daß es sich um ein Grab handelte und ich sagte ihm, er solle nur weitermachen. Nach einigen weiteren Hieben waren wir an der Bestattung.

An einem hallstattzeitlichen Grabhügel beim Wasserwerk kamen auch Reste einer späbronzezeitlichen Siedlung zum Vorschein: Scherben, Knochen von Torfrind, Torfschwein, Torfschaf, Torfhund und eine Geweihstange vom Edelhirsch. Nun waren unter unseren Zu-

schauern zwei Alte, die sich mit bedeutendem Kopfnicken über die Dinge, die aus dem Boden kamen, unterhielten. Es war eine äußerst interessante Unterhaltung, die ich mir sogleich hätte aufnotieren sollen. Was einer in Beziehung auf die Geweihstange sagte, ist mir noch in Erinnerung. „No haut also selle selbigsmol au schao Hiisch gveasperat.“ Keine falsche und dazu eine anschauliche Auffassung! Sie sehen, die Beschäftigung mit Vorgeschichte hat auch eine heitere Seite, aber vielfach ist sie für unsereinen auch anstrengend, und das Wetter

darf man auch nicht scheuen. Bei Schnee und Regen, drückender Hitze und bei Kälte ist man draußen, verbessert seine Kriegsandenken, den Rheumatismus oder holt sich Zahngeschichten. Aber immer ist die Sache reizvoll, wenn die Funde nicht ganz ausbleiben. Wenn aber die zugesagte Unterstützung ausbleibt oder eine maßgebende Persönlichkeit aus Abblau einer Ausgrabung für das Heimatmuseum von Gemeindegeldern spricht, so könnte einem die Sache verleidern, wenn man nicht von dem kostenlosen Idealismus so viel intus hätte.

Wir trauern um Rudolf George

Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen trauert um ihren ehemaligen Geschäftsführer, Herrn Rudolf George, der über viele Jahre hinweg, von 1984 bis 1992 mit Tatkraft, Umsicht, Zuverlässigkeit und Humor die Geschicke der Vereinigung mitgestaltet hatte. Seine persönliche Neigung, den Dingen auf den Grund zu gehen, nachzuforschen, ob das, was sich in der Natur, in der Wissenschaft und im Leben zeigt, auch hält, was es verspricht, führte ihn in die Disziplin des Vermessungswesens. Dort wird exaktes Denken, Tun und Handeln gefordert. Die jahrelange Arbeit in diesem Beruf, der ihm Freude bereitet hatte, prägte den so zuverlässigen Menschen Rudolf George. Im Jahre 1984 übernahm er bei der Heimatkundlichen Vereinigung e. V. die Geschäftsführung. Er wollte auch im Ruhestand eine Aufgabe übernehmen, mit der er helfen konnte und die ihm persönliche Kontakte ermöglichte. Sein freundliches Wesen, sein Humor – er konnte so herzlich und befreiend Lachen – und sein exakt verbindliches Wesen ist allen in der Heimatkundlichen Vereinigung noch in bester Erinnerung. Und allen ist noch bewußt, mit welcher Sachkunde und Aufgeschlossenheit

und mit welchem Interesse er bei den Exkursionen und Vorträgen dabei war. Aber nicht nur das, über die Besonderheiten des Vermessungswesens hat er in den Heimatkundlichen Blättern Balingen anschaulich und interessant berichtet.

Herr Rudolf George konnte sich über die schönen Dinge, die unser Land zu bieten hat, über Städte, Kirchen und Klöster, aber genauso über Musik, Gesang und guten Wein, über Kunst, Kultur und gehaltvolle Gespräche freuen. Im Jahr 1991 wurde er wieder, wie in den vorangegangenen Wahlperioden, als Geschäftsführer bestätigt. Er war damals gerade 70 Jahre alt. Dann ereilte ihn unvorbereitet der Herzinfarkt. Dank der umsichtigen, fürsorglichen und tatkräftigen Hilfe seiner Frau Elisabeth George konnte Herr Rudolf George wieder soweit genesen, daß er bei einigen Veranstaltungen und sogar beim 40jährigen Jubiläum der Heimatkundlichen Vereinigung, Balingen im Herbst 1994 mit dabei sein konnte. Enge persönliche Kontakte verbanden ihn zu den Damen und Herren der Vereinigung und deren herzliche, tiefempfundene Anteilnahme gilt seiner hochverehrten, lieben Frau und seiner ganzen Familie.

Chr. R.

20 Jahre Jugendhaus in Ebingen

Der schwierige Weg von der Idee bis zur Eröffnung – Von Renate Heckelmann-Zanini / Albstadt (3. Folge = Schluß)

Aber schwierig blieb es allemal

Immer wieder hatten die Jugendlichen das Gefühl, die Verwaltung praktiziere ihnen gegenüber eine Hinhaltenaktik. Von einem Beispiel wurde in der Zeitung des Jugendhauses im „Glotz Bebbele, Zentralorgan des Jugendzentrums“, berichtet: Die Initiativgruppe hatte Verhandlungen mit einer auswärtigen Brauerei aufgenommen, die bereit war, eine Theke, Tische und Stühle zur Einrichtung gegen Abnahme ihrer Getränke zur Verfügung zu stellen. Weil die Stadtverwaltung aber mit der vor Ort existierenden Brauerei Krimmel einen Vertrag abschließen wollte, dauerte der Vertragsabschluß zwischen Stadtverwaltung und der auswärtigen Brauerei bis Juli 1974.

Es gab aber nicht nur Konflikte im Inneren und mit der Verwaltung, auch Geschwätz in der Öffentlichkeit wirkte sich belastend aus. Die schlimmste Vorverurteilung war die Parole, daß man auf keinen Fall seine Kinder in den „Hecht“ schicken dürfe, wenn man nicht riskieren wolle, sie zu Kommunisten und Kiffern zu machen. Nicht, daß es im „Hecht“ keine Kiffer und Kommunisten gegeben hätte. Aber, daß gerade im Jugendhaus die Brutstätte zu suchen sei, das war eine böse Unterstellung, die heute, nach 20 Jahren, noch nicht ganz ausgerottet ist.

Ein Ereignis, das die Wogen vor der Eröffnung noch einmal hoch schlagen ließ, war der Gemeinderatsbeschuß vom 27. Juni 1974, in dem die Stadt der Tennisgesellschaft für den Bau einer neuen Halle erhebliche Zugeständnisse machte. Zugegeben, auch im Gemeinderat hatten vor allem Vertreter von der linken Seite etliches dagegen einzuwenden. Für die Jugendlichen, die man immer wieder auf die

schwierige städtische Finanzlage hingewiesen hatten, war es ein Affront. Ihrem Unmut machten sie mit einem Flugblatt, „Sinnvolle Verwendung von Steuergeldern“, Luft und sammelten mit einer Liste ca. 1500 Unterschriften von Bürgerinnen und Bürgern, die ihre Meinung teilten.

Zum Schluß des Berichtes, wo im Grunde von der Eröffnung des Jugendhauses noch die Rede sein mußte, kann nur auf einen Zeitungsbericht vom 13. Dezember 1974 im ZAK unter der Überschrift: „Mit Information und Flohmarkt“ verwiesen werden. Man erfährt in diesem Artikel, daß das Jugendhaus am 14. Dezember eröffnet werden sollte, daß es aber schon seit Monaten jedermann zugänglich gewesen sei. Eröffnet hatte es die Stadtverwaltung deshalb nicht, weil sie noch keinen hauptamtlichen Mitarbeiter hatte finden können. Arbeitskreise, z. B. für Öffentlichkeitsarbeit, für Veranstaltungen, für Innenausstattung und für die Arbeit mit Kindern, waren schon aktiv. Verantwortlich für diese Aktivitäten und zuständig für den Kontakt zur Stadtverwaltung war der von den Jugendlichen gewählte Vorstand (Hans Joachim Reich, Rainer Bitzer und Norbert Briese). Das Verständnis dieser Jugendlichen von demokratischen Spielregeln verhinderte eine gewisse Kontinuität. Planungen und Zuständigkeiten wurden durch immer neue Abstimmungen in derselben Sache dauern verändert oder wieder verworfen.

Trotzdem, das Engagement der jungen Leute, ihre Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen und für die eigene Sache zu arbeiten, war beeindruckend.

Nicht zuletzt war es ihr Wunsch und Wille, auch mit den Jugendlichen und Kindern solidarisch zu sein, die am Rande der Gesellschaft standen. Daß in den Unterlagen gar nichts über die Eröffnung des Jugendhauses zu fin-

den ist, hat vielleicht einen tiefen Sinn, denn mit der Eröffnung des Jugendhauses (JUZ genannt) und der Einstellung von drei in Teilzeit arbeitenden Studenten begann etwas ganz anderes. Die Jugendlichen, die für das Projekt gekämpft hatten, zogen sich zurück. Ihr Ziel und ihr Weg waren wohl eines und damit erfüllt.

Mit dem Einzug der offiziellen Jugendarbeiter hielt auch die öffentliche Kontrolle Einzug, offensichtlich ein Ausdruck der Angst vor den Emanzipationsversuchen der Jugendlichen.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Heinrich Breeg (†)
Albstadt-Ebingen

Renate Heckelmann-Zanini
Unterer Stadtgraben 5
72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Günter Rieber
Steinbergstraße 45, 72459 Albstadt-Laufen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

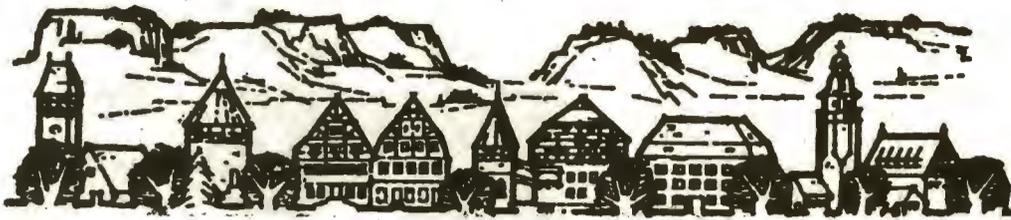
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

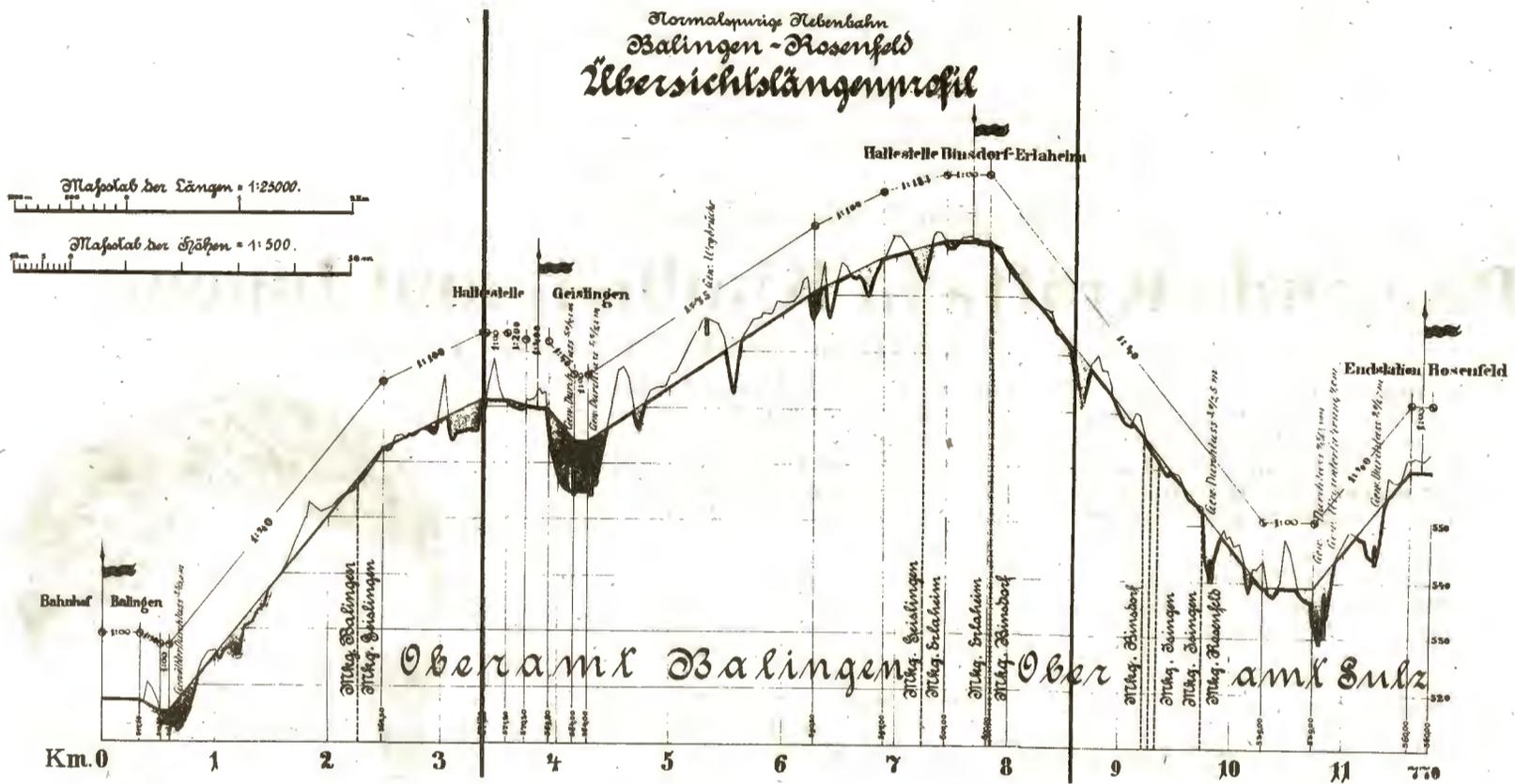


Balingen

Jahrgang 42

31. August 1995

Nr. 8



Das Bahn-Projekt Rosenfeld

Doch der zweimalige Anlauf scheiterte - Von Hannes Schneider/Balingen

Als ich mich im Jahr 1994 mit dem Projekt Rosenfeld befaßte, führte dies im September des gleichen Jahres zu einer kleinen Ausstellung. Da ich jetzt die Möglichkeit hatte, weiterführende Akten zu studieren, möchte ich dazu eine Ergänzung machen. Für alle, die nicht zu der Ausstellung kommen konnten, möchte ich noch einmal erklären, was es mit dem Projekt Rosenfeld auf sich hat.

Verbindung Richtung Sulz - nur bei einem Projekt.

Nachdem das Projekt scheiterte, wurde das Rosenfelder Eisenbahnkomitee nach dem 1.

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts war der Bau überregionaler Strecken in Württemberg weitgehend abgeschlossen. Die davon berührten Orte entwickelten sich wirtschaftlich sehr gut, während entlegene Orte immer mehr ins Abseits kamen. So wurde bald der Ruf nach Zweiglinien laut.

So war dies nun auch in der Gegend um Rosenfeld. Um hier einen wirtschaftlichen Aufschwung zu fördern, plante man eine Eisenbahnlinie Fischingen - Sulz - Rosenfeld.

Als die Gemeinde Geislingen davon erfuhr, kam der Wunsch auf, ob nicht eine Verlängerung Rosenfeld - Erlaheim - Binsdorf - Geislingen - Balingen möglich wäre. Auch diese Gegend wollte natürlich nicht im Abseits stehen.

Daraufhin wandten sich die Gemeinden Geislingen, Binsdorf, Erlaheim und Rosenfeld am Ende des 19. Jahrhunderts an die Württembergische-Eisenbahn-Gesellschaft (WEG), die gerade die Nebenbahn von Balingen nach Schömberg in Planung hatte.

Die WEG beauftragte nun den Nebenbahnenexperten Wallersteiner mit Erstellung der Pläne. Als aber die WEG sah, daß dieses Vorhaben total unwirtschaftlich sein müßte und sehr hohe Kosten verursachte, trat sie davon wieder zurück. So blieb es hier - wie auch bei der



Weltkrieg im Jahr 1919 wieder aktiv, um eine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in der Region zu erreichen, und so befaßte man sich erneut mit einer Bahn von Rosenfeld nach Balingen.

Und nun wurde auch die Errichtung einer elektrischen Straßenbahnlinie von Balingen bis nach Oberndorf angeschnitten, wofür der Gemeinderat Oberndorfs großes Interesse zeigte. Vom Gemeinderat Balingen wollte man eine Stellungnahme dazu, da eine etwaige Weiterbehandlung davon abhing. Das Stadtschultheißenamt Balingen antwortete folgendermaßen:

Durch den Höhenunterschied (etwa 140 m) und die Beschaffenheit des Geländes ist die Berechnung des erforderlichen Gesamtkapitals (1 794 295,- RM) zu niedrig. Des weiteren befürchtete man, daß die angenommenen 190 000,- RM für Grunderwerb sowie Erdbelegungen nicht reichen würden.

Man war der Meinung, daß jegliche Rentabi-

lität im wirtschaftlichen Sinn ausgeschlossen erscheint, insbesondere hinsichtlich der Gesamtkosten.

Denn hier handelt es sich nicht um Arbeiterwohngemeinden, und die Bevölkerungszahl allein wäre zu klein, um ein genügendes Verkehrsaufkommen zu gewährleisten.

Ebenso hielt man die berechneten Fahrgastzahlen für Utopie, besonders die Zahlen im Güterverkehr seien überschätzt. Er sei so gering, daß es reichen würde, ihn ein- oder zweimal in der Woche mit einem Lastwagen oder einem Pferdezugwerk zu holen. Ferner gab man zu bedenken, daß in manchen Städten, die eine elektrische Straßenbahn haben, der Ersatz durch Omnibusbetrieb erwogen werde.

Für das Stadtschultheißenamt Balingen war also eine weitere Erörterung überflüssig. Rosenfeld sollte eher eine Verbesserung der bestehenden Kraftfahrlinien anstreben.

Ziel müsse sein, alle eisenbahnlosen Gemeinden mit einer Kraftfahrlinie zu verbinden. So



blieb es auch hier wieder nur bei einem Projekt.

Quellen:
Staatsarchiv Sigmaringen, Wü 65/4, Nr. 1245
Stadtarchiv Balingen
G. Motika - Die Eisenbahnprojekte auf dem kleinen Heuberg
Heimatkundliche Blätter 1/2-1988
Pläne: Stadtarchiv Balingen
Bilder: Stadtarchiv Balingen

Claus Schenk Graf von Stauffenberg:

Prägende Kräfte in Kindheit und Jugend

Letzte Worte für ein „Heiliges Deutschland“ - Von Dr. Peter Thaddäus Lang / Albstadt

Es ist kurz nach Mitternacht; der 20. Juli 1944 ist eben zu Ende gegangen. Im dunklen Innenhof des blockförmigen Verwaltungsgebäudes in der Berliner Bendlerstraße stehen zehn Unteroffiziere und ein Leutnant - das Exekutionskommando. Claus von Stauffenberg und die anderen drei verurteilten Offiziere werden in den Hof gebracht und vor eine Sandaufschüttung gestellt. Grelles Scheinwerferlicht der im Hof aufgestellten Lastwagen zerschneidet die Dunkelheit. Der Befehl zum Schießen ertönt. Stauffenberg ruft: „Es lebe das heilige Deutschland!“ - Dann krachen die Schüsse.

Auf diese Weise endete das Leben eines bemerkenswerten Mannes - eines Mannes, dessen Wertvorstellungen und Beweggründe immer noch häufig kontrovers diskutiert werden, obwohl uns mittlerweile eine ganze Reihe kompetenter Veröffentlichungen vorliegen.

Wer war er also, dieser Claus von Stauffenberg, der durch ein Attentat der Hitler-Diktatur ein Ende setzen wollte und dessen letzte Worte einem „Heiligen Deutschland“ galten?

Im Rahmen eines kleineren Beitrags ist es nicht möglich, eine erschöpfende Charakteranalyse zu präsentieren: man wird lediglich einige Schlaglichter auf das Wesen dieses Mannes werfen können. Zu diesem Zwecke soll der Blick zunächst kurz auf die Geschichte der Schenken von Stauffenberg gerichtet werden, sodann gilt unser Augenmerk der Kindheit und Jugend des Attentäters.

Die Geschichte der Schenken beginnt (wie kann es auch anders sein) im Mittelalter. Bereits in der Früh-Phase dieser Epoche hießen die obersten Beamten an den germanischen Königshöfen Marschall, Kämmerer, Truchseß und eben auch Schenk. Die Inhaber dieser vier Ämter würde man heutzutage als „Verwaltungsspitze“ bezeichnen; nur ausgesucht vornehme und fähige Adelige kamen für solche Posten in Betracht. Der königliche Hof wirkte als Vorbild für die Fürsten des Reiches ebenso wie für die Bischöfe, Äbte und Grafen. Sie alle richteten an ihren Höfen ebenfalls die genannten vier Hofämter ein und suchten sie mit möglichst vornehmen Leuten zu besetzen.

Unserer Schenken-Familie begegnen wir dergestalt erstmals ganz in unserer unmittelbaren Umgebung, nämlich 1255 in den Diensten der Grafen von Zollern. Von diesen zogen sich die Stauffenberger jedoch im 15. Jahrhundert zurück, nachdem ein Bruderkrieg unter ihren Dienstherrn ihre Loyalität übermäßig strapaziert hatte.

Nun versuchten sie es mit den Württembergern - was auch so lange gut ging, bis der berühmt-berüchtigte Herzog Ulrich an die Regierung kam. Ulrich war in den Augen vieler Zeitgenossen ein Mörder und Gesetzesbrecher, darüber hinaus ein Ketzer, mit dem die Schenken von Stauffenberg nichts zu tun haben wollten.

Seit der Reformationszeit finden wir sie so dann jahrhundertlang immer wieder in kaiserlichen Verwaltungsdiensten, doch treffen wir sie häufiger noch an den Bischofssitzen Bamberg, Würzburg und Eichstätt auf Domherrenstellen. Einigen der stauffenbergischen Domherren gelang es sogar, bis zum Amt eines Bischofs aufzurücken. Die stauffenbergischen Domherren wiederum verhalfen ihren Brüdern, Vettern und Neffen dazu, als Amtleute, Statthalter, Stallmeister, Kämmerer, Geheime Räte oder Hofmarschälle den süddeutschen Fürstbischöfen zu dienen.

In der Tradition des Dienens

Ganz in dieser Tradition des Dienens bewegte sich auch Graf Alfred von Stauffenberg, der Vater des Widerstandskämpfers. Am Hofe des Königs von Württemberg versah er ab 1899 zunächst das Amt eines Stallmeisters, um dort dann 1908 bis zum Oberhofmarschall aufzusteigen. Seinem königlichen Dienstherrn blieb Graf Alfred selbst nach dessen Abdankung treu - als Wilhelm die Landeshauptstadt verließ und in das oberschwäbische Altshausen übersiedelte, da befand sich Graf Alfred in seinem Gefolge. In Altshausen diente Alfred von 1918 bis zu seiner Pensionierung 1928 als Präsident der herzoglich-württembergischen Rentkammer.

Die Freunde der Familie Stauffenberg beschrieben den Grafen Alfred von Stauffenberg als einen Mann von vielfältigen praktischen Begabungen, als einen universellen Bastler und Handwerker, der höchstehändig tischlern, tapezieren, oder auch elektrische Kabel verlegen konnte.

Aus völlig anderem Holz war dagegen die Mutter des Widerstandskämpfers geschnitzt, Karoline, eine geborene Gräfin Üxküll-Gyllenband. Ein Zweig dieses alten baltischen Adelsgeschlechts kam im 18. Jahrhundert nach Süddeutschland, um hier, ganz wie die Stauffenbergs, in die Dienste des einen oder anderen Territorialherren zu treten.



Hofdame der Königin Charlotte

So findet sich die 1875 in Wien geborene Karoline denn in Stuttgart als Hofdame der Königin Charlotte. Im Gegensatz zu ihrem Gatten zeigte sie sich den schnöden Realien des Alltags abgeneigt, verträumt und unpraktisch. Sie liebte es, aus den Zwängen des Hoflebens in ihre eigene Welt zu flüchten, zu Goethe und Shakespeare, zu den Künstlern und Philosophen ihrer Zeit. Jahrelang stand sie in Korrespondenz mit dem gleichaltrigen Rainer Maria Rilke, einem der hellsten Sterne am damaligen Dichterkreis.

1904 heiratete sie den königlich-württembergischen Oberhofmarschall Alfred von Stauffenberg. Dieser Verbindung entsprossen 1905 die Zwillingbrüder Berthold und Alexander; 1907 folgte Claus.

Ihre Kinderjahre verbrachten die drei Stauffenberg-Brüder hauptsächlich im Alten Schloß in Stuttgart, wo sich die Dienstwohnung des Vaters befand; daneben aber auch im Lautlinger Schloß. Darüber hinaus waren ihnen ande-

re Familiensitze vertraut wie Jettingen, Amerdingen und Greifenstein. Reisen führten sie zur Nordsee und nach Berchtesgaden. Parkanlagen, Salons, Tees und Spazierfahrten gehörten zu ihrem gewohnten Tageslauf.

Im Herbst 1916 kam Claus in die Vorklasse des Stuttgarter Eberhard-Ludwig-Gymnasiums. Dieses traditionsreiche Bildungsinstitut geht zurück auf das in der Reformationszeit gegründete Pädagogium, das 1692 in ein humanistisches Gymnasium umgewandelt wurde. Seit alters gilt die von Eingeweihten respektvoll „Ebelu“ genannte Bildungsstätte als eine Elite-Schule; der württembergische Staat des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts betrachtete das hochangesehene Gymnasium als eine Art „Kader-Schmiede“ für den höheren Verwaltungsdienst.

Im Banne römischer Jugendlehre

Die dort gepflegte Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern sollte einerseits zu Toleranz, Verständnis, Sensibilität und zu Ritterlichkeit erziehen, andererseits jedoch auch zu Pflichtbewußtsein, zu Verantwortungsgefühl und zu Loyalität. Zu letzterem dienten insbesondere die Lektüre römischer Historiker wie Livius, Tacitus oder Sallust; allen anderen voran konnte freilich durch Ciceros Schriften „Vom Gemeinwesen“ (de re publica) und „Von den Pflichten“ (de officiis) den Schülern die römische Tugendlehre überzeugend nahegebracht werden.

Zum Beginn ihrer Gymnasial-Zeit begannen die drei Stauffenberg-Brüder Klavier und Violine zu spielen. Ein „Programm“ für Weihnachten 1915 führt Gedichtvorträge auf von Claus, dazu Klavierstücke, die von Berthold und Alexander vorgetragen wurden, des weiteren eine von den Zwillingen gespielte Sonate für Violine und Klavier. Derart stimuliert ging Claus im Januar 1917 mit Feuereifer daran, das Cellospiel zu erlernen.

Die Kunstbegeisterung der Brüder beschränkte sich nicht auf die Musik; hinzu kam die Schauspielerei: zum festen Ausbildungsrepertoire des Eberhard-Ludwig-Gymnasiums gehörten Schüleraufführungen von Shakespeareschen und Schillerschen Dramen. So verkörperte denn Berthold den Geist Cäsars in Shakespeares Julius Cäsar, während Alexander den Brutus und Claus den Lucius darstellte.

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht“

Aus dem Oeuvre des schwäbischen Dichtersfürsten brachte man „Die Braut von Messina“ zur Aufführung, desgleichen „Die Piccolomini“ und „Wilhelm Tell“, in dem Claus als Stauffacher fungierte und im zweiten Aufzuge jenen Satz deklamierte, der als Leitspruch über sein ganzes Leben geschrieben sein könnte: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.“

Wie später als Offizier, so war Claus bereits in seiner Schulzeit eine ausgesprochene Leserratte. Hier, auf dem Lautlinger Landsitz, schuf er sich ein Lese-Refugium: Zuerst auf einem alten Nußbaum im Schloßgarten, mit Kissen und Decken, später dann im östlichen Eckturn, in einem kargen Raum, den er mit Feldbett, Tisch und Stuhl ausstattete, vor allem aber mit den Büchern seiner Wahl. Dort saß er und las mit hochrotem Kopf und glänzenden Augen.

Von den Klassikern führte er sich vor allem Goethe, Schiller und Hölderlin zu Gemüte; unter den schöngestigen Werken seiner Zeit waren es verschiedene Novellen von Rudolf G. Binding. Nachhaltig auf den Schüler Stauffenberg wirkte zudem „Der Wanderer zwischen zwei Welten“ (1916) von Walter Flex. Hier geht

es um unbedingte Sittlichkeit, um Gotteskindschaft und Selbstaufopferung.

Sehr stark auch ließ sich der junge Claus von Rainer Maria Rilkes „Cornet“ verzaubern, so stark, daß er die ganze Novelle auswendig hersagen konnte. Es handelt sich um einen lyrisch-monologischen, in fast rhythmischer Prosa abgefaßten Bericht von der ersten Liebe und dem Schlachtentod eines jungen Offiziers zur Zeit der Türkenkriege in Ungarn. Rilke schrieb diese Novelle in einer einzigen Herbstnacht des Jahres 1899 nieder.

Hehre Gefühle und Selbstaufopferung, Reinheit des Herzens und edelstes Menschentum – das war der Stoff, aus welchem der junge Claus sich seine Träume zurechtzimmerte.

Den Horizont weiten

Freilich hatten die Interessen des pubertierenden Jünglings beim Lesen und Schwärmen ihre Endpunkte noch lange nicht erreicht. Claus und seine Brüder, deren Freunde und Klassenkameraden besuchten völkerkundliche Vorträge des Stuttgarter Linde-Museums, wodurch ihre Aufmerksamkeit auf so ferne Kulturen gelenkt wurde wie auf diejenigen von Tibet, von Peru oder von Bali. Die jungen Leute diskutierten des weiteren über die kulturmorphologischen Schriften Oswald Spenglers genau so wie über die anthroposophischen Gedanken Rudolf Steiners.

Die Stauffenberg-Brüder und ihre Kameraden, sie liebten es, in die Wälder zu ziehen, auf einsamen Lichtungen Zelte aufzuschlagen und am lauschigen Lagerfeuer Landsknechtslieder anzustimmen; sie verachteten die Zivilisation mit all ihren engstirnig-spießigen Auswüchsen und fühlten sich zur Natur hingezogen. So schloß sich denn Claus zusammen mit seinem Bruder Berthold den Neupfadfindern an, eine Gruppierung, die auf den protestantischen Berliner Pfarrer Martin Voelkel zurückgeht.

Die Welt der Pfadfinder hat ohne Zweifel Spuren hinterlassen in der Psyche dieses geistig so wachen und begeisterungsfähigen jungen Adligen. – Betrachten wir deshalb die Schriften des Berliner Pfarrers Martin Voelkel etwas näher:

Im Programm des 1920 gegründeten „Bundes der Neupfadfinder“ heißt es: „Wir Neupfadfinder streben nach Erneuerung unseres inneren und äußeren Lebens im Glauben an eine kommende deutsche Kultur. Sie bedarf eines neuen Menschen und sie führt in ein neues Reich... Unsere Lebensweise sei herb und kraftvoll. Der neue Mensch und das neue Reich stehen als Ziel vor ihr.“ – So weit das Zitat aus dem Programm der Neupfadfinder. Ergänzend hierzu formuliert Pfarrer Voelkel an anderer Stelle: „Wenn nur der Bund tapfer bleibt, das Ziel weiß und durchhält, dann wendet sich die Not in Gnade, und die Sonne führt auf seinen Ruf und durch die Kraft seines Winkes einen neuen Tag herauf.“

Neuen Menschen in neuem Reich

Was der Berliner Pfarrer hier von sich gibt, klingt wie eine rätselhafte Weissagung: In der Zukunft sieht er einen neuen Menschen und ein neues Reich. Diese Begriffe bleiben jedoch neblig und verschwommen. So ist unklar, ob sich die Vision Voelkels auf eine nähere und damit greifbare Zukunft beziehen soll oder ob er das Ziel seines Bundes in unbestimmte Ferne gerückt sieht. Dunkel und unbestimmt erscheint auch das Wesen dieses „neuen Reiches“. Meint Voelkel damit ein von der Wirklichkeit abgehobenes Gebilde, ein „inneres Reich“, etwa in der Art eines geistig-seelischen Zustandes? Oder denkt er an ein ganz reales Reich, an einen politischen Machtblock, der

möglicherweise den ganzen deutschen Sprachraum umfassen könnte?

Der Pastor gibt uns keine Antwort auf solche Fragen. Doch wie dem auch sei: Sein Ziel ist eine Erneuerung, welcher Art diese auch immer sein mag. Mit seinem dunklen Zukunftsraunen war Martin Voelkel freilich kein originärer Geist, sondern lediglich einer der vielen Nachahmer eines weitaus größeren und bedeutenderen Rauners, eines Meisters der unklaren und pompösen Sprache: Stefan George.

Als die Stauffenberg-Brüder 1923 in den George-Kreis gerieten und mehrere Jahre lang intensiven Kontakt mit George pflegten, war dieser 55 Jahre alt und galt der deutschen Bildungsschicht als einer der größten zeitgenössischen Schriftsteller.

Im George-Kreis gefangen

Seine Dichtungen „Das Jahr der Seele“ (1897), „Der Teppich des Lebens“ (1900), „Der Siebente Ring“ (1907) sowie „Der Stern des Bundes“ (1914) wurden in den literarischen Zirkeln Deutschlands ebenso lebhaft wie kontrovers diskutiert.

Seine in hehren Andeutungen schwelgende Sprache macht jede Auseinandersetzung mit dem Georg'schen Oeuvre von vornherein zur Geheimwissenschaft. Politische Festlegungen wie „rechts“ oder „links“ müssen deshalb im Hinblick auf sein Werk auf halbem Wege steckenbleiben. Trotzdem galt er in den ersten Jahren nach 1945 vielen als einer der geistigen Wegbereiter des Nazitums; und in der Tat übernahmen die Nazis in ihrer Frühzeit manche Formen und Zeichen aus der Begriffswelt des George-Kreises, so beispielsweise die Wortprägung vom „tausendjährigen Reich“ und wahrscheinlich auch das Symbol des Hakenkreuzes.

Das äußere Gehabe Stefan Georges war gewiß merkwürdig, ja skurril. Er machte keinerlei Hehl daraus, daß er sich für den „Seher“, für den „Propheten“, ja, sogar für den alles überragenden geistigen Kopf Deutschlands hielt. Seine Anhänger – unter ihnen auch die Stauffenberg-Brüder – sprachen von ihm nie anders als vom „Meister“ und hingen mit abgöttischer Verehrung an ihm.

Erneuerter geistiges Deutschland

Seinen Bewunderern predigte er ein erneuertes geistiges Deutschland als Wiedergeburt des antiken Griechenlands. Damit stieß er bei dem fünfzehnjährigen Claus auf offene Sinne. Der Unterricht am Eberhard-Ludwig-Gymnasium hatte seine Erkenntnis dafür geschärft, daß die Epoche der alten Griechen den Höhepunkt menschlicher Entwicklungsgeschichte darstellte. Dieses einmalige, großartige Zeitalter, so glaubten damals die klassisch Gebildeten, sei den nachfolgenden Epochen an aufgeklärter Geisteshelligkeit eindeutig überlegen.

Mehr noch aber fühlte sich Claus von der elitären Verachtung angesprochen, mit welcher George auf den primitiven Konsum-Materialismus des Wilhelminischen Reiches wie auch der Weimarer Republik herabsah. Technischer Fortschritt, Vergottung der Naturwissenschaften und Konsumfetischismus waren in den Augen von George nichts anderes als bloße Scheinwerte, nichts anderes als billiger Kulturersatz für ein ebenso habgieriges wie verantwortungsscheues Kleinbürgertum.

Stefan George beließ es indes nicht bei der Verachtung des bürgerlichen Spießers, nein, er rief auf zu einem „Neuen Reich“ geistiger und sittlicher Haltung. Dieses zu verwirklichen schien ihm eine auserlesene Schar von „Wissenden“ berufen, ein elitärer Kreis von Män-

nen geistigen Adels, die ihm, den geheimnisvoll raunenden Meister, gläubig ahnend zu folgen vermochten.

Wie George der verlogenen und ichtsüchtigen Welt des satten und selbstgerechten Bürgertums eine fundamentale Absage erteilte – das schlug ein bei dem begeisterungsfähigen Claus genauso wie auch bei anderen idealistischen Anhängern des Meisters, das ließ sie über manche seiner persönlichen Verschrobenheiten großmütig hinwegsehen. In diesem Sinne begriff und bejahte Claus den Aufruf Georges zur Elite. Der neue Adel Georg'scher Prägung sollte nicht auf den Privilegien der Geburt, sondern auf den Vorrechten des Geistes ruhen, und seine Kriterien bestanden nicht in ererbten Rechten, sondern in selbstgewählten Pflichten – wie zum Beispiel die Hingabe an Ideale, die Opferbereitschaft dem Nächsten gegenüber oder der Dienst an der Allgemeinheit.

Nur einige wenige der Prägekräfte konnten hier beleuchtet werden, die auf den jungen Claus von Stauffenberg einwirkten: Familientradition, Elternhaus, Schule, Pfadfindertum, Lektüre und schließlich auch die Nähe zu dem Schriftsteller Stefan George.

Ganz im Dienst an der Sache stehen

In diesen Bereichen begegnet uns geradezu leitmotivisch immer wieder eine bestimmte Lebenshaltung: der Dienst – sei es als Dienst für den Landherren, Dienst für den Staat oder Dienst für die Allgemeinheit. Sich ganz in den Dienst einer Sache zu stellen, das war für die Lebensgestaltung des jungen Claus von zen-

traler Bedeutung – das ist uns auch aus anderen Quellen zweifelsfrei verbürgt.

So war denn auch die Tat des 20. Juli für ihn ein Dienst an der Allgemeinheit, ein Dienst bis zur letzten Konsequenz.

Literatur:

- Aufstand des Gewissens. Der militärische Widerstand gegen Hitler und das NS-Regime 1933–1945. Ausstellungskatalog, Herford/Bonn o. J. (1984).
- Kurt Finker, Stauffenberg und der 20. Juli 1944, Berlin 1977.
- Stefan George, Gesamtausgabe
Bd. 4: Das Jahr der Seele, Berlin 1928.
Bd. 5: Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod, Berlin 1932.
Bd. 6/7: Der Siebente Ring, Berlin 1931.
Bd. 8: Der Stern des Bundes, Berlin 1928.
- Harenbergs Lexikon der Weltliteratur, 1989 (George Rilke).
- Peter Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, Stuttgart, 2. Aufl. 1992.
- Hans Egon Holthausen, Rainer Maria Rilke in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Hamburg 1958.
- Manfred Kluge/Rudolf Radler (Hrsgg.), Hauptwerke der deutschen Literatur. Darstellungen und Interpretationen. München, 11. Aufl. 1974.
- P. Th. Lang, Die Schenken von Stauffenberg – Ortsherren von Geislingen, Lautlingen und Margrethausen. In: Heimatkundliche Blätter 40, 1993, Nr. 7, S. 889–891.
- Christian Müller, Oberst i. G. Stauffenberg. Eine Biographie. (Bonner Schriften zur Politik und Zeitgeschichte 3). Düsseldorf o. J. (1971).
- Theodor Pfizer, „So vielfach künftige Knaben“. Erinnerungen an die Jugendjahre der Brüder Stauffenberg.
In: Beiträge zur Landeskunde. Regelmäßige Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, April 1975, S. 11–16.
- Wolfgang Venohr, Stauffenberg – Symbol der deutschen Einheit. Eine politische Biographie. Frankfurt/M. – Berlin 1990.
- Gerd Wunder, Die Schenken von Stauffenberg. Eine Familiengeschichte. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 11), Stuttgart 1972.
- 20. Juli 1944. Bonn, 3. Aufl. 1960.

Nachlaß des Heimatforschers Hummel

Jetzt im Stadtarchiv Albstadt verzeichnet – Von Christian Schlafner/Albstadt

Der Nachlaß des 1952 verstorbenen Ebinger Oberlehrers Gottlob Friedrich Hummel, der für seine Arbeiten als Ortschronist und Heimatschriftsteller 1934 die Ehrenbürgerwürde der Stadt erhalten hatte, wurde nun im Stadtarchiv Albstadt fachgerecht aufgearbeitet und verzeichnet.

Gottlob Friedrich Hummel wurde am 9. Juli 1869 als Sohn des Lehrers Johannes Hummel in Laichingen geboren. Der christlich erzogene, patriotisch und heimatverbunden eingestellte Junglehrer übernahm nach Abschluß seiner Ausbildung im Jahr 1888 zunächst für mehrere Jahre eine Stelle an seinem Geburtsort, bevor er nach Altensteig und Gaugenwald (seit 1898) wechselte. Hier trat er 1903 als Mit-

begründer der „Württembergischen Volksbücher“ auf. Seit 1906 an der Ebinger Volksschule unterrichtete er ausschließlich Mädchenklassen.

Wie an seinen früheren Dienstorten nahm Hummel auch hier wieder aktiv am öffentlichen Leben teil, etwa als Festredner, Chronist oder Verfasser mehrerer Heimatromane und Volksschauspiele. Politisch aktiv, war er zu-

nächst Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei, dann der Deutschen Volkspartei. Zuletzt trat er der NSDAP bei, was ihn allerdings nicht davon abhielt, sich 1933 in mehreren Schreiben an hohe Kirchenvertreter gegen die von den NSern „Deutschen Christen“ propagierte Ausgrenzung der Judenchristen zu wenden.

Als mit Beginn des Zweiten Weltkrieges auch Lehrer aus Ebingen zur Wehrmacht eingezogen wurden, kehrte Hummel 1939 noch einmal in den Schuldienst zurück, um 1941 endgültig in den Ruhestand zu treten. Wobei „Ruhestand“ für ihn lediglich bedeutete, noch mehr Zeit für seine schriftstellerische Arbeit zu haben. In der Folge entstand beispielsweise der unveröffentlicht gebliebene Roman „Daniel Lang, der Prädestinatianer“. Das Kriegsende muß Hummel besonders hart getroffen haben, da seine Frau am 21. April 1945, also wenige Tage vor dem Einmarsch der französischen Truppen, verstarb. Er selbst folgte ihr, vom Alter gebeugt aber geistig immer noch sehr aktiv, am 17. Januar 1952.

Zu Hummels bekanntesten Publikationen zählen die „Kriegschronik der Stadtgemeinde Ebingen“ von 1919 (mit Photographien der Gefallenen) und die „Geschichte der Stadt Ebingen“ von 1923 bzw. 1936. Auch sein von der napoleonischen Zeit handelnder heimatgeschichtlicher Roman „Der Wetterbanner“ über den Ebinger Pfarrer Magister Wilhelm Auer sowie die beiden Sammlungen von schwäbischen Mundartgedichten „Waldschulmeisters Freuden und Leiden“ und „Ei der tausend“ erfreuten sich eines großen Bekanntheitsgrades.

Im Nachlaß Gottlob Friedrich Hummels finden sich, neben anderem, zahlreiche hand- und maschinenschriftliche Manuskripte. Stadthistorisch interessant dürften vor allem die Fortsetzung der Stadtgeschichte für die Jahre 1936 – 1950, eine Kriegschronik des Zweiten Weltkrieges, Listen von Ebinger Auswanderern (Ende 18. Jhd. – ca. 1930) sowie Arbeiten über Ebinger Mühlen und Flurnamen sein. Auch der Roman „Daniel Lang, der Prädestinatianer“ und mehrere Volksschauspiele, überwiegend aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, (u. a. „S'Kirchebauers Jakob-Frieder“) liegen als Manuskripte vor.

Es ist daher wohl nicht abwegig zu behaupten, daß die Arbeiten Hummels ein erhellendes Licht auf zahlreiche Aspekte der Geschichte und der wohl schon teilweise in Vergessenheit geratenen Volkskultur Ebingens werfen können.

BILDER AUS ALTER ZEIT



Blick auf Rosenfeld – aufgenommen im Mai 1938

Foto: Kreisarchiv Zollernalbkreis

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen
Christian Schlafner
Annensch 15, 88639 Wald
Hannes Schneider
Auf Schmidten 52, 72336 Balingen

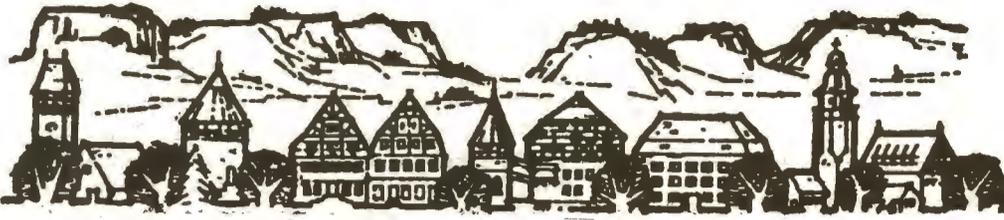
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Der Fall Haux: Unternehmerkonflikte im Nationalsozialismus

Wiederholten Stilllegungsversuchen getrotzt – Von Stephan Link, Albstadt

Wie alle anderen Schichten der Bevölkerung, so legten auch die Unternehmer gegenüber dem Nationalsozialismus die verschiedensten Verhaltensweisen an den Tag. Was die Verhaltensweisen gegenüber dem nationalsozialistischen Regime in den Wirtschaftskreisen von Ebingen und Umgebung angeht, muß gesagt werden, daß der Großteil der Geschäftsleute in erster Linie dadurch auffiel, daß er nicht auffiel. Die meisten wollten offensichtlich in Ruhe ihren Geschäften nachgehen, ohne sich dabei zu eng in das Herrschaftssystem verwickeln zu lassen. Nur von wenigen sind politische Ansichten in den Quellen überliefert. Dabei halten sich Befürworter und Skeptiker der NS-Herrschaft in etwa die Waage.

Zu der abwartenden Haltung vieler Fabrikanten trug sicherlich bei, daß diese während der Herrschaft der Nationalsozialisten in ihren Betrieben zwar nicht völlig entmachtet wurden, aber immer wieder staatlichen Eingriffen oder eigenmächtigen Auftritten von Parteivertretern ausgesetzt waren. So waren die Firmen zur Mitgliedschaft in den unternehmerischen Zwangsorganisationen verpflichtet. Im Fall der in Ebingen dominierenden Trikotagenindustrie war dies die „Fachuntergruppe Trikotagen“ der „Fachgruppe Strickerei und Wirkerei“. Auch die Anweisungen von übergeordneten Ämtern und Behörden mußten von den Fabrikanten, fortan unter dem Namen „Betriebsführer“, befolgt werden.

Die schon zu Friedenszeiten bestehende staatliche Lenkung der Industrie wurde mit Kriegsbeginn noch weiter verstärkt. So wurden die Fachgruppe „Wirkerei und Strickerei“ und verschiedene Wehrmachtsdienststellen, wie etwa das Bekleidungs-Beschaffungsamt, nahezu „absolut“ in ihren Befugnissen gegenüber den Unternehmern. Sie bestimmten sowohl über die Zahl der Arbeitskräfte als auch über die Verteilung der Aufträge und der knappen Rohstoffe. Darüber hinaus befanden sie über Betriebsstilllegungen oder mögliche Einschränkungen in der Produktion – was ebenfalls oft die Existenz des Unternehmens bedrohte. Verstöße gegen die staatlichen Regelungen wurden zum Teil mit drastischen Strafen geahndet.

All diese staatlichen Zwangsmaßnahmen führten sicherlich zu zahlreichen Konflikten zwischen Behörden und Unternehmern. Der herausragende Fall von nicht-systemkonformem Verhalten im Raum Ebingen betraf aber die beiden Inhaber der Ebinger Trikotwarenfirma Gebr. Haux, Friedrich und Alfred Haux. Auch wenn der Begriff „Widerstand“ sicherlich zu hoch gegriffen wäre, so hatten diese beiden Unternehmer wegen ihrer liberalen politischen Einstellung doch in besonderem Maße unter staatlichen Eingriffen und Benachteiligungen zu leiden. Schließlich hatten beide Teilhaber des Unternehmens während der gesamten Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft keinen Hehl aus ihrer Abneigung gegenüber der NSDAP und ihrer Führung gemacht.

Als Liberale im Gemeinderat

Der ältere der beiden Brüder, Friedrich Haux, war schon in der Zeit vor 1933 für die

liberale DDP Mitglied im Ebinger Gemeinderat gewesen. Im Jahr 1931 war er mit der mit Abstand größten Stimmenzahl in dieses Gremium wiedergewählt worden. Die Tatsache, daß Haux als prominenter Ebinger Demokrat mit zu den ersten Bürgern der Stadt gehörte, die in Balingen in „Schutzhaft“ genommen wurden, konnte an seiner Haltung nichts ändern. So wurde über Friedrich Haux nach Kriegsende von dem ehemaligen Sigmaringer NSDAP-Kreisleiter berichtet, er sei „verschrien als fanatischer Demokrat“ gewesen. Bereits am 25. März 1933 wurde er denn auch auf Weisung des Stuttgarter SS-Polizeipräsidenten verhaftet und in die Kreisstadt gebracht, wo er fünf Tage lang ohne Begründung oder Haftbefehl festgehalten wurde.

Bei der Auflösung des Gemeinderats am 31. März 1933 durch das „Vorläufige Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich“ schied er aber zwangsweise aus diesem Amt aus. In den daraufhin neu gebildeten Gemeinderäten waren die Nationalsozialisten bereits deutlich stärker vertreten als in den Kommunalparlamenten vor 1933, jedoch gab es zunächst auch noch Vertreter von anderen Parteien. Noch im Laufe des Jahres 1933 wurden fast alle Mitglieder, die nicht der NSDAP angehörten, oder zumindest mit ihr sympathisierten, verdrängt. So legte im Oktober ein



Dr. Fritz Haux, Ebingen (Aufn. 1960)



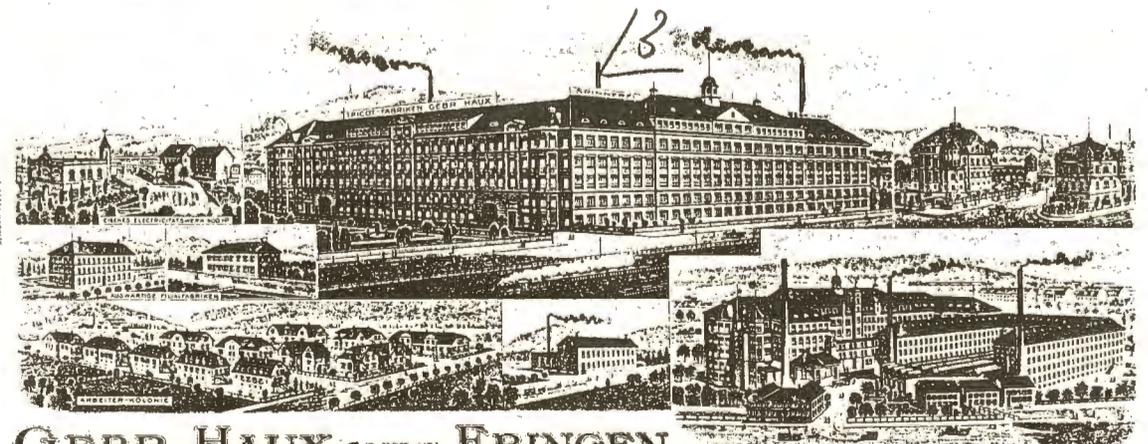
Alfred Haux, Ebingen (Aufn. 1960)

Fotos: Stadtarchiv Albstadt

Ebinger Stadtrat der DDP in nichtöffentlicher Sitzung sein Mandat nieder.

In den Gemeinderatsprotokollen vom Herbst 1933 wurde vermerkt, daß „durch diesen Rücktritt und dem Verzicht der beiden weiter auf dem Vorschlag der Demokratischen Partei genannten Personen nun Herr Regierungsrat a. D., Dr. jur. Fritz Haux, Fabrikant hier, als Stadtrat nachrücken würde. Auf eine diesbezügliche Mitteilung teilte Dr. Haux mit, daß seinerseits einem Eintritt in den Gemeinderat keine Hindernisse entgegenstehen“. Auf diese Weise gelangte Friedrich Haux erneut in das Ebinger Stadtparlament. In den folgenden Jahren beharrte Haux gemeinsam mit einem weiteren demokratischen Abgeordneten namens Konzelmann auf seinem Sitz im Kommunalparlament, sehr zum Ärger der staatlichen Organe, die auf eine zügige Gleichschaltung

Briefkopf der Firma Gebr. Haux aus dem Jahr 1934.



GEBR. HAUX GMBH, EBINGEN WÜRTTBG.

SPINNEREI UND TRICOTAGEN-FABRIKEN

FABRIKATION: Tricot-Unterzeuge in Reinwolle, Halbwole, Baumwolle, Mako und Kunstseide.

GEGRÜNDET 1865

TELEPHON SA. 2241, 2242, 2243
TELEGRAMM-ADRESSE: TRICOTAGEN.
POSTCHECKKONTO: STUTTGART Nr. 1930

BANK-KONTO:
DEUTSCHE BANK u. DISCONTO-GES.
ZWEIGSTELLE EBINGEN.

den 4. Oktober 1934.

der Gemeinderäte in Deutschland im Sinne der NSDAP drängten.

Auch als im Mai 1934 alle anderen Gemeinderäte in Ebingen geschlossen zurücktraten, wohl in der Hoffnung, die beiden letzten Demokraten würden sich diesem Schritt notgedrungen anschließen, schlug dieses Unternehmen fehl. Haux und Konzelmann ließen sich nicht unter Druck setzen und beteiligten sich nicht an dem kollektiven Mandatsverzicht. Daran konnte auch die Tatsache nichts ändern, daß inzwischen in ganz Württemberg fast keine Gemeinderäte mehr zu finden waren, die nicht völlig gleichgeschaltet waren, und sie somit zu den letzten kommunalen Abgeordneten im Land zählten, die nicht der NSDAP angehörten.

Amtsenthörung angestrebt

Um die beiden Stadträte aus dem Gremium zu entfernen, wurde schließlich vom Bürgermeisteramt bei der zuständigen Behörde in Stuttgart ein Antrag auf Amtsenthebung gemäß Art. 34, Abs. 2 der Württembergischen Gemeindeordnung gestellt. In diesem Absatz wird festgelegt, daß „Mitglieder des Gemeinderats, die nach ihrer Persönlichkeit, insbesondere wegen ihres Vorlebens oder ihrer bisherigen politischen Betätigung die Befürchtung rechtfertigen, daß sie die Arbeit des Gemeinderats in einem dem öffentlichen Wohl abträglichen Maß erschweren und beeinträchtigen werden“ ihres „Amtes verlustig erklärt werden“ können. Aus nationalsozialistischer Sichtweise dürfte dies bei Haux sicherlich der Fall gewesen sein.

Zugleich wurde verfügt, daß Haux und Konzelmann bis zum Abschluß des Verfahrens von den Verhandlungen des Gemeinderats ausgeschlossen wurden. Im September 1934 empfahl der Ebinger Bürgermeister jedoch, im Interesse der Ruhe bis auf weiteres, möglichst aber bis zum Inkrafttreten der zu erwartenden Reichsgemeindeordnung, die Angelegenheit nicht weiter zu betreiben. Da offensichtlich keine rechtlichen Möglichkeiten bestanden, um eine Amtsenthebung durchzusetzen, und gegen Haux aufgrund seiner wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Position in Ebingen auch von der NSDAP zunächst wenig unternommen werden konnte, blieben beide im Amt. Erst mit der neu erlassenen „Deutschen Gemeindeordnung vom Januar 1935, die eine „rechtliche“ Handhabe schaffte, um sämtliche Gemeinderäte nach Parteiräson neu zu besetzen, konnte Haux aus dem kommunalen Gremium verdrängt werden.

Der zweite Teilhaber der Firma, Alfred Haux, bekam die Staatsmacht erst einige Jahre später zu spüren. Am 2. Dezember 1937 wurde er aufgrund eines Verstoßes gegen das Heimtückegesetz von der Gestapo verhaftet und bis zum 31. desselben Monats in Stuttgart in Haft gehalten. Bereits am 21. März 1933 war diese „Verordnung des Reichspräsidenten zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung“ erlassen worden. Danach wurde unter anderem das unbefugte Tragen von Parteiuniformen und das Aufstellen und Verbreiten von „unwahren oder gröblich entstellenden Behauptungen“ (§ 3,1) strafbar.

Diese Verordnung wurde im Dezember 1934 mit dem „Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen“ noch stärker auf die Bedürfnisse der NSDAP zugeschnitten. Danach mußte mit Strafe rechnen, wer „das Ansehen der Reichsregierung oder das der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei oder ihrer Gliederungen“ (Art. 1, § 1,1) schädigte oder „öffentlich gehässige, hetzerische und von niedriger Gesinnung zeugende Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates oder der NSDAP (...) macht, die geeignet

sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben“. (Art. 1, § 2,1).

Der genaue Grund der Verhaftung von Alfred Haux kann nicht mehr ausfindig gemacht werden. Jedoch scheint sich Haux im privaten Kreis abfällig gegenüber der NSDAP und ihrer Führer geäußert zu haben, was durch eine Denunziation bei einer Parteidienststelle bekannt wurde.

Unter Zwangsmaßnahmen zu leiden

Aufgrund der systemkritischen Haltung der beiden Teilhaber hatte die Firma Gebr. Haux besonders unter den Zwangsmaßnahmen der nationalsozialistischen Wirtschaftsführung zu leiden. Bereits im Sommer 1933 wurde das Elektrizitätswerk der Firma Haux, das auch für die Stromversorgung der Stadt zuständig war, Ziel eines Verstaatlichungsversuches. Schon im Juni befaßte sich der Ebinger Gemeinderat mit dieser Angelegenheit und kam zu der Auffassung, „die hiesigen Verhältnisse“ erforderten „als Lebensnotwendigkeit dringend, daß neben dem städtischen Gaswerk auch die Elektrizitätsversorgung von der Stadt selbst ausgeführt wird. Aus diesem Grunde kann der bisherige Zustand der Versorgung der Stadt durch die Gebr. Haux (...) nicht mehr geduldet werden“.

So wurde die Firma im September 1933 von der Stadt Ebingen aufgefordert, alle elektrischen Anlagen, die über öffentliche Straßen und Plätze führten, und die nur auf Widerruf genehmigt waren, zu entfernen. Eine Ausnahme wurde bei der Zubringerleitung von Veringendorf bis zu der Hauxschen Fabrik in Ebingen gemacht, die zur Eigenversorgung des Unternehmens weiter in Betrieb bleiben durfte.

Zwar waren schon seit längerer Zeit Verhandlungen zwischen der Stadt Ebingen und der Firma Gebr. Haux im Gange, um die weitere Versorgung der Stadt mit Elektrizität vertraglich zu regeln. Daß diese Unterredungen jedoch nun von seiten der Gemeinde abgebrochen wurden, scheint durch die geänderte politische Situation verursacht gewesen zu sein.

In der Begründung wurde nämlich erklärt, die Aufforderung zur Räumung des öffentlichen Geländes durch das Stromversorgungsunternehmen werde nötig, da die Stadt den bisherigen Zustand nicht mehr dulden könne, „zumal derselbe eine Gefahr für die Öffentlichkeit bildet, weil eine gesicherte Fortführung der Elektrizitätsversorgung der Stadtgemeinde auf diese Weise aus Gründen verschiedener Art nicht gewährleistet ist“. Weiter hieß es, daß „insbesondere bezüglich der Persönlichkeit des derzeitigen Vertreters der Firma Gebr. Haux in Elektrizitätssachen im Gemeinderat Bedenken bestehen, daß derselbe nach seiner bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr biete, daß er jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eintrete“. Aus diesem Grund sei die Stadt nun gezwungen, von ihrem Widerrufsrecht Gebrauch zu machen.

Dieser erste Versuch, die Firma Haux zu schädigen, blieb jedoch ohne Erfolg. Der Bescheid wurde von dem Unternehmen gerichtlich angefochten. Bei dem folgenden Prozeß ging die Firma Haux, die weiterhin Stromlieferant Ebingens blieb, als Sieger hervor. Die Stadt Ebingen dagegen mußte die Prozeßkosten in Höhe von über 18 000 Reichsmark tragen.

Eine Abteilung geschlossen

Vier Jahre später erging die nächste Verfügung gegen das renommierte Ebinger Unternehmen, das mit 580 Beschäftigten im Jahr 1936 immerhin der drittgrößte Betrieb der Stadt war. Im Jahr 1938, also schon lange vor

Kriegsausbruch, wurde die Abteilung Feintrikotagen des Betriebs geschlossen. Am 18. März 1942 erging gegen das Unternehmen ein weiterer Stilllegungsbescheid, jetzt im Rahmen kriegswirtschaftlich begründeter Produktionseinschränkungen. Diesmal waren alle Abteilungen der Firma, mit Ausnahme des Elektrizitätswerkes, betroffen und die Firmentore mußten völlig geschlossen werden. Dabei kann davon ausgegangen werden, daß für die Schließung auch diesmal zumindest zu einem überwiegenden Teil politische Gründe ausschlaggebend waren.

Auch gegen diesen Stilllegungsbeschluß setzten sich die beiden Teilhaber mit aller Kraft zur Wehr. So wurde Alfred Haux beim Gaufachschäftsleiter Textil der DAF in Stuttgart vorstellig, um diesen von der wirtschaftlichen Unsinnigkeit einer Stilllegung seiner Firma zu überzeugen. Dieser Versuch verlief offenbar erfolgreich, denn der Gaufachschäftsleiter beantragte daraufhin beim Reichswirtschaftsministerium in Berlin die Zurücknahme der völligen Stilllegung. Darüber hinaus sprach Alfred Haux selbst gemeinsam mit anderen, ebenfalls von Stilllegungsmaßnahmen betroffenen württembergischen Textilfabrikanten bei den zuständigen Stellen der Deutschen Arbeitsfront, in der sämtliche deutschen Unternehmen zwangsweise Mitglied waren, und beim Reichswirtschaftsministerium in Berlin vor, um die Wiedereröffnung seines Unternehmens zu erreichen. Auch sein Bruder Friedrich Haux intervenierte wiederholt bei verschiedenen Stellen in Balingen, Reutlingen, Stuttgart und Berlin.

Schließlich hatten die Bemühungen Erfolg. Am 1. Oktober 1942 wurde die Schließung zunächst „grundsätzlich“ aufgehoben, und der Betrieb konnte zumindest teilweise wieder aufgenommen werden. Die endgültige Aufhebung der totalen Stilllegung der Firma Gebr. Haux erfolgte dann am 19. November desselben Jahres.

Trotzdem hatte sich der Betrieb weiterhin mit tiefgreifenden Benachteiligungen abzufinden. Unter anderem wurden die Zuteilungen an Rohstoffen drastisch reduziert. Verarbeitete der Betrieb 1936 immerhin 425 000 kg an verschiedenen Garnen, so wurde zu Beginn des Jahres 1943 gerade noch ein monatliches Kontingent von 12 000 kg zugeteilt, von dem sogar noch 4000 kg im Auftrag für eine andere geschlossene Trikotagenfirma verarbeitet werden mußte. In Folge dieser Einschränkungen konnte die Firma Haux in diesem Jahr gerade noch einen Jahresgewinn von ganzen 100 RM ausweisen.

Im folgenden Jahr reduzierte sich der Geschäftsbetrieb weiter, zumal als Reaktion auf die steigende Bedrohung der industriellen Ballungsgebiete durch den Luftkrieg schon Ende 1943 eine Schwenninger Firma in den Fabrikanlagen der Firma Haux einquartiert wurde. Damit sackte der Firmenumsatz von immerhin noch deutlich über 2,7 Millionen Reichsmark im Jahr 1939 auf nur noch 732 000 Reichsmark im Jahr 1944 ab. Auf diese Weise ging bis 1943 auch die Belegschaft deutlich auf nur noch 139 Arbeitskräfte zurück. Dies war gerade noch etwas mehr als ein Viertel der Vorkriegsbelegschaft. Damit gingen auch die Gewerbesteuerzahlungen der Firma Haux drastisch zurück. War das Unternehmen noch im Jahr 1937 zweitgrößter Steuerzahler der Stadt, so rangierte die Firma 1942 in der Steuerliste nur noch auf einem Platz unter „ferner liefen“. Das Gewerbesteueraufkommen hatte sich in dieser Zeit um fast 70 Prozent reduziert.

Im Zusammenhang mit dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 sollte Friedrich Haux offenbar erneut verhaftet werden. Die Festnahme wurde dann aber anscheinend dadurch verhindert, daß sich der Stuttgarter Gaufachschäftsleiter Textil auf Bitten eines Ebinger Fabrikanten persönlich bei der Gestapo für Haux einsetzte.

Hinrichtung war beschlossene Sache

Allem Anschein nach stand Friedrich Haux zudem auf einer Liste von insgesamt 15 Personen, die noch vor dem Einmarsch der alliierten Streitkräfte von der Gestapo hingerichtet werden sollten. Ort und Zeitpunkt der Exekution seien bereits festgelegt gewesen, und die Pläne seien lediglich „durch die überstürzten Ereignisse im April 1945“ verhindert worden. Als Zeuge hierfür wird in den Akten ein französischer Sicherheitsoffizier genannt, der die betreffenden Unterlagen unmittelbar nach der Besetzung eingesehen haben soll.

Dies alles wirft die Frage auf, warum die Firma Gebr. Haux trotz der offenen Abneigung der beiden Inhaber gegen die Nationalsozialisten nicht völlig geschlossen und ein bereits ergangener Stilllegungsbeschluss sogar wieder rückgängig gemacht wurde. Auch wurde gegen die Eigentümer, abgesehen von den bereits erwähnten Verhaftungen, nicht weiter vorgegangen.

Eine der Ursachen hierfür dürfte wohl sein, daß zwar weder Alfred noch Friedrich Haux einen besonderen Hehl aus ihrer politischen Einstellung machten, sie sich aber seit dem Verlust des Gemeinderatsmandates von Friedrich Haux im Januar 1935 nicht mehr in irgendeiner Weise politisch betätigten. Es scheint somit über längere Zeit hinweg zu einer Art unterschwelligem „Stillhalteabkommen“ zwischen den beiden mächtigen Fabrikanten und der NSDAP in Ebingen gekommen zu sein.

Ein weiterer Grund könnte gewesen sein, daß die Firma Haux auf sozialpolitischem Gebiet zu den Vorreitern in Ebingen und Umgebung gehörte.

Als weiteres wichtiges Argument gegen die Schließung scheint sich ausgewirkt zu haben, daß die Firma Haux zu den leistungsfähigsten und am modernsten ausgerüsteten Trikotagenherstellern der Region gerechnet wurde. Hierzu gehörte, daß es sich bei dem Unternehmen um einen sogenannten „mehrstufigen Betrieb“

handelte, der mehrere Produktionsvorgänge, von der Spinnerei über die Wirkerei bis hin zur Konfektion, miteinander verband. Zudem arbeitete die Firma Haux ohne auswärtige Filialen.

Die gesamte Produktion war in einem einzigen Werk zusammengefaßt, was eine beträchtliche Menge an Treibstoff einsparte. Somit wäre, gerade in einer Zeit mit angespannter Rohstoffversorgung, eine Schließung der Firma Gebr. Haux gegen jede wirtschaftliche Vernunft gewesen. Diesem Argument konnten sich offenbar auch die zuständigen Stellen in Staat und Partei nicht völlig verschließen.

Letztendlich verfügte das Unternehmen eben noch über ein eigenes Elektrizitätswerk, das nicht nur die eigene Stromversorgung, sondern auch die der gesamten Stadt Ebingen sicherstellte. Auch eine Umsetzung der Arbeiter in ausgelagerte Metallbetriebe war bei der Firma Haux kaum möglich, da große Teile der Belegschaft als überaltert galten, und so für die schwerere Arbeit in der Rüstungsindustrie nicht mehr eingesetzt werden konnten.

Feldpostbriefe aus dem 1. Weltkrieg

Der Krieg aus der Sicht Balingen Teilnehmer – Von Werner Lang / A.-Laufen

Ausgangsbasis: Die Stadt Balingen schickte im 1. Weltkrieg an ihre Soldaten sogenannte „Liebesgaben“. Die beschenkten Soldaten bedankten sich in Karten und Briefen beim Balingen Stadtschultheiß dafür. Im Stadtarchiv Balingen sind etwa 500 solcher Dankeschreiben gesammelt. Mit der Durchsicht dieser Dankeschreiben wollte ich folgende Informationen herausfinden: 1. Was hat die Gemeinde Balingen ihren Soldaten geschickt? 2. Welche Kriegserlebnisse werden geschildert? 3. Welche Aussagen finden sich zur Stimmungslage an den Fronten? 4. An welchen Fronten kämpften Balingen Bürger?

Zu 1.:

Welche Liebesgaben erhielten Balingen Soldaten von ihrer Gemeinde?

Mit den unterschiedlichsten Formulierungen bedankten sich die Soldaten einmal für Sachgeschenke wie Zigarren, Lebensmittel, Honig, warme Unterkleider und Kleidung, zum anderen bedankten sie sich für Geldzuweisungen. Der am häufigsten genannte Betrag war 5 Mark, ganz selten waren es 3 Mark, aber es wurden auch oft 10 Mark geschickt. Diese Liebesgaben schickte die Gemeinde Balingen entweder selbst oder sie ließ sie über Angehörige verschicken. Die Soldaten bedankten sich auch für „im Felde brauchbare Sachen“, für „die Fülle von Gaben“, für das „wertvolle Geschenk“. In ihren Dankesbriefen bitten die Soldaten immer wieder, man möge ihnen etwas Warmes zum Anziehen schicken. Der Soldat Gerst aus Grochno schreibt von 26° C Kälte.

Zu 2.:

Welche Kriegserlebnisse wurden geschildert?

Ohne irgendeine Scheu berichten Soldaten in ihren Briefen über ihre Erlebnisse an der Front. Man erhält einen sehr lebendigen Eindruck von den unmenschlichen Bedingungen an den Kriegsfrenten des 1. Weltkrieges. So feierten die Soldaten unter dem Donner der Geschütze im Schützengraben Weihnachten.

Am 26. Dezember 1914 berichtet der Sanitätsunteroffizier Adolf Krug aus Ypern von haarsträubenden Verletzungen durch Artilleriegeschosse und vom Sterben vieler Verletzter. Der Wehrmann Köngeter schreibt im Oktober 1914 aus Schweighausen, wie er im Kugelregen ca. 300 Meter vorgespungen sei, um einen Befehl zu überbringen. Derselbe berichtet, daß er beteiligt gewesen sei am Anzünden mehrerer Ortschaften, am Töten dieser Menschen, und er hätte Tränen in den Augen gehabt, weil Kinder so schrien.

Der Soldat A. Rehfuß wundert sich am 24. Dezember 1914, daß er überhaupt noch am Leben ist. Er müsse Tag und Nacht bei Regen im Schützengraben stehen. Aus der Gegend um Calais, Frankreich, teilt am 27. Dezember 1914 der Soldat Karl Schöntag mit, es sei alles zerstört und ausgebrannt. Tote Soldaten und

Pferde liegen wochenlang auf dem Schlachtfeld.

In Nordfrankreich gibt im April 1915 der Landsturmmann Josef Marquardt an, daß einen die armen Kinder umkreisen und nach Brot schreien. Aus Varennes berichtet im April 1915 der Soldat Carl Notha über Mangel mit der Kost, da die Feldküche durch Granaten zerstört sei. Des weiteren von einem schauerlichen Anblick, weil Hunderte von Toten noch im Drahtverhau hängen und nicht beerdigt werden können.

Der Soldat Albert Habfast schreibt im Mai 1915 von Priesterwalde. Dort komme es täglich gegenseitig zu Sturmangriffen mit jeweils hohen Verlusten. Tote Franzosen liegen im ganzen Gelände, manchmal werden diese sogar als Gewehrauflage benützt.

Aus Belgien erfahren wir im Januar 1916 von dem Soldaten Willy Raisch etwas über einen Gesangsverein mit Dirigenten. Wenn einer nicht mehr richtig mittun wolle, dann helfe die Musik. Auch würde man lieber angreifen als Stellung halten.

In den Karpaten sitzt ein Musikkorps, welches im Höllenkonzert des Schlachtgeschreies und des Geschützdonners mit der dicken Trommel den richtigen Takt schlägt und so manches Kriegerherz erfreut. Der Russe verteidige mit enormer Hartnäckigkeit und in großer Übermacht die Höhen. Dies teilt uns der Musikdirektor E. Hinze im Oktober 1916 mit. Vom Oberwachtmeister Kiefer erfahren wir im Februar 1917 über die Sommeschlacht: Schlechte Witterung, viel Regen, alles nur noch Schlamm. Wer in ein mit Schlamm gefülltes Loch fällt, kommt erst wieder im Frühjahr als Leiche zum Vorschein. Es sei erst besser geworden, als die Temperatur auf 15° C absank.

Aus den Vogesen berichtet im Februar 1917 der Soldat Alfred Faßnacht über Versuche der Deutschen, französische Posten auszuheben. Dies scheitere immer, aber die Franzosen belohnen diese Besuche stets mit Liebesgaben in Form von Handgranaten. Bei Verdun sitzt am 1. Dezember 1917 der Soldat Karl Pfeiffer, Metzger, im Schützengraben, ca. 80 Meter vor ihm die Franzosen, über dem Kopf fliegen Kanonen- und Gewehrkugeln. Er hat kaum Licht. So schreibt er diesen Brief.

Eine ganz andere Situation beschreibt am 22. Januar 1918 der Soldat Adolf Eisele in Rußland. Hier sei die Kameradschaft mit den Russen in schönster Blüte. Die Stellung gleiche oft dem reinsten Jahrmarkt. Die gleiche Information erhalten wir am 6. Januar 1918 von Rudi Wagner aus Rußland, der gleich ein Photo von der deutsch-russischen Verbrüderung beigelegt hat.

Zu 3.:

Aussagen zur Stimmungslage

Es hat mich nun interessiert, was die Feldpostbriefe, an die Stadt Balingen gerichtet, zur Stimmungslage der Soldaten an der Front aussagen. Die Bandbreite der Aussagen hierzu erstreckt sich von einer Kriegsbegeisterung bis zu einer Verzweiflung. Sehr viele typische Aussagen gehen in die Richtung Hoffnung auf baldige Heimkehr, hoffentlich bald Frieden, Wunsch nach baldigem Kriegsende, Hoffnung auf ein gutes Ende.

Andere Soldaten haben genauere Vorstellungen. Viele Formulierungen klingen ähnlich, deshalb zitiere ich jeweils nur ein Beispiel. So will Musikdirektor E. Hinze nur als Sieger zurückkehren. Georg Rehfuß erwartet am 11. Februar 1917 an der Somme den letzten schweren Ansturm des Feindes. Gott soll einen ehrenvollen Frieden schenken.

A. Flatt hofft am 16. August 1916 auf einen Frieden, der den bisherigen Opfern einigermaßen entspricht. Josef Marquardt äußert am 3. April 1915 in Nordfrankreich, daß mit Gottes Hilfe der furchtbare Krieg bald für unseren Sieg zu Ende sein möge.

Der Begriff Vaterland kommt häufig vor. So erträgt der Soldat Lämmle in Nordfrankreich und der Soldat Mopp in Ostpreußen die Strapazen für das liebe Vaterland gerne. Man will das Vaterland schützen. Man kämpft fürs teure Vaterland. Eduard Schöttle zitiert „Lieb Vaterland magst ruhig sein“. Der Soldat W. Link will dafür sorgen, daß die Schrecken des Krieges nicht in unser geliebtes Vaterland eingreifen. Wehrmann Köngeter ist bereit, fürs Vaterland zu sterben.

In vielen Briefen ist auch von Gott die Rede. So vertraut man auf Gottes mächtigen Beistand. Der Soldat A. Rehfuß erklärt, der deutsche Krieger fürchtet Gott, sonst nichts auf der Welt. Mit jedem Schuß solle ein Franzos das Leben lassen, denn Gott verläßt keinen Deutschen nicht. Karl Pfeiffer glaubt, Gott sei in der Lage, den Krieg auf einmal zu beenden.

„Ich – dirr – gäbben – deine – Iittlärrr!!“

Das Kriegsende in Tieringen – auf Schwäbisch (ausnahmsweise) erzählt von Fritz Schneider / Leutkirch

Miar denkt's noh guat, wone als Bua, vor 50 Jôhr, so om da zwanzigschta April rom, schiergar gholfah hett, da Krieag gschwinder zom vergwinna. Uff dr Schwäbisch Alb doba, z' Tieringa. Dr Volksempfänger isch noh hoiß gsei vo sellera Mordsred vom Josef Goebbels, wo'n'r belferat hôt, der Endsieg sei nicht mehr zom vrheba. Meira Muatr send d'Träna ragloffa. Dui hôt gmoint, weil der so schee gschwätzt hôt, vielleicht gäb's noh a klois Wonder . . .

A paar Schtönd schpäter isch dr „Brasilia-ner“ als Volksschurturm-Führer vo Tieringa durch da Flecka gsaut. Der übernärrsch Nazi isch extra vo Brasilia romkomma, daß'm au jô dr Endsieg it nausgôht. Dees Hitlerle hôt mr a Kleikalibergwehr in d'Händ neidrukt ond mi ghoißa, an d'Locha naus zom Marschieara ond helfa, Tanna omsäaga als Panzerschperra gega d'Franzosa.

Kerle, hane denkt, du schpinnscht. Wo der Widerschtandskämpfer mi hôt zom Helda macha wella, send nämlich de französische Panzer scho d'Locha ruffschnätteret. 's hôt toset, wia wem'ma in ara Riesakaffeemühle Eisbahnschiena vermala dät. Nô sage zom Volksschürmer, miar sei's heut gar it wohl, ond i hâb Malär mit'm schnella Saua. 's Volk hôt oifach koi Luscht meh ghatt zom Stürma. 's hôt au it lang dauret, nô send dia Volksschürmer mit schlottrige Hosa wieder dô gsei. Scho selbigsmôl hôt dr bescht Willa gega Panzer nix ausrichta kenna . . .

Solang de letschte Maulhelda oinaweg noh arg weitersiegt hent, hane dahoim im Schualhaus mit ama Beil alle dia Emaile-Schildla zemmagschlagta, wo druffgschtanda isch: „Der deutsche Gruß: Heil Hitler!“ Gleidruuff send nô eisere Lehrerinna, zwoi BDM-Mädla, mit ihrem Vadder mit ruaßige Gsiichter ond mit dikke Rucksäck aus'm Haus nausgsaut ond d'Nack nuffschpronga en Wald nei. Jetz, hane denkt, wenn sogar dia nim'meh an Endsieg glaubet, muaß i's au nim'meh.

Au visawi vom Schualhaus send ällweil meh SS-Offizier ond normale aus'm „Hirsch“ rausgloffta, wo se ihr Hauptquartierle ghatt hent. Dia Herra send arg gottig in ihre Kärra neigfuaßlat ond drovgschtocha wia d'Fuierwehr. Der Frontabschnitt Tieringen isch scheints nim'meh zom vrheba gsei. Aber a paar bluat-jonge SS-Manna send mit Panzerfäuscht in de Schtrôßagräba hocka blieba. Uff Befehl vo selle Herra, wo – im Weggfahra – d'Front schtabilisiert hent, sozusaga. It viel schpäter hend de

französische Panzer mit Leuchtschpurmunitio uff dia Buaba in Uniform gschossa. I sieh's heut noh, wia dia arme Tröpf Hôka gschlaga hent wia d'Hosa ond im Zick-Zack in Wald neigloffta send. Überall om dia rom hôts uff de Wiesa kloine Schtichflämmle ond Rauchwölckla gea . . .

„Ha, dees send jô Biedermann“, hot d'Elisabeth vom Nôchbr gschria, wo d'Marokkaner de Kinder Schocklädla ond Bombola ond Kaugumi vo ihre Panzer raakeit hent. Freile, wo nô dia Biedermanna Honger krieagt hent, hent se mit Maschinapischtola in de Schtrôßa romgshossa wia narret. Henna ond jonge Säule hent se in d'Häuser neigschloift ond d'Weiber aagoschet: „Du, bratten!“

Au de schenschte Rammler aus meim Hasachtall mit a Schtucker fuffzg Schtallhasa hent se mit, dia Sauhond, dia elendige. Ond 's Klavier ond 's Auto vo meim Vadder, wo ma in dr Pfarrhauerschauer d ganza Krieag onter'm Heu verschobbt ghatt hôt.

Fürs Auto hôt mr a französischer Offizier an Kaugummi gschenkt, weile so gheulet han. Für d'Schtallhasa hôt mr a anderer Mosiö zwoi Bichsa amerikanische Soldatavrpflögong gea mit Floisch drin. Ond meira Muatr hôt oinr Bloama brôcht ond sich arg entschuldigt wegagm Klavier ond weil se eis im Affatempo aus'm Schualhaus nausquartiert hâbe.

Dr „Hirsch“ isch jetz 's französisch Hauptquartierle gsei. So a schneidiger Hauptmaa isch im Schtechschritt, mit ama Pischtol im Aaschlag, in dees Wirtschäftle neimarschieret. Ond d'Hirschwirte, d'Martha, hôt – grad so schtramm wia a paar Schtönd vôrher zu de deutsche Uniforma – gsait: „Heil Hitler!“ A Uniform seha ond „Heil Hitler“ schreia, isch selbigsmôl jô ois gsei. Der Herr Sieger isch pudelnarret worra. Alle Hitlerbilder im „Hirsch“ hôt'r vo de Wänd raagrissa ond uff ama Pflug vôr'm Haus zemmagschlagta, daß

no so gschepperat hôt. D'Martha hôt der Sieger mit in Hof nauszoga ond des jong Weib saumäßig aapfuzget. Ond bei jedem Hitlerbild hôt'r tôberat: „Ich – dirr – gäbben – deine – Iittlärrr!“

Noh im Krieag isch amôl dr Hermann Göring in eiser Gäu dô nuffkomma. In seiner Eigenschaft als Reichsjägermeister isch'r im Locha-Hotel abgschtiaga. (mit sellam Likör ohne Reichs . . . hôt dees nix zuom dua ghatt). Nô hâb's 'n arg nôch Schpätzla gluschtet. Mei Muatr hôt sich freiwillig gmeldet zom Schpätzlaschaba. 's isch aber nix draus worra. Dr Herr Reichsmarschall hâb nô doch koi Zeit it ghatt für Schpätzla, hôt's ghoißa . . .

Lang nôch'm Krieag', an ihrem Grab, hôt dr Pfarrer mei Muatr arg globt. Se sei nämlich amôl schwer hent so an Balinge Nazi grôta, wo se bräfflet hâb, weil se nia „Heil Hitler“ sag. Nô hâb se gsait, se kenn doch it zur Nôchbere saga „Heil Hitler, Frau Schtrobela“. Dees dät jô arg domm dua. Ond überhaupt sag ma z' Tieringa zua de Leut, „Grüß Gott“.

Bald nôch'm Eimarsch hent de nuire Herra an ehemaliga Krieagsgfangena zom Ortskommandanta vo Tieringa beförderat. Dr Herr Kommandant isch noh lang in de ehemaliga Parteihosa vo meim Vadder wia a Gockel durch da Flecka dappt. Vôr lauter Prachtiera mit dera Hos ond deane Schtiefel isch'm dr Kamm überhaupt nim'meh abgschwolla. Selbigsmôl hane it ganz gschnallt, wia saukomisch dees isch, wenn a Sieger aus besiegte Hosa raus gwaltert. Aber heut . . .

Etliche Jôhr nôch'm Krieag hane an Kollega, wo noh echt em Krieag gsei isch, gfrôget, wa'n'r glernet hâb aus'm Kriag. Nô sait'r: „D'Gosch uffreißa müaß ma, wem'ma sieht, daß ebbes it richtig ond gerecht isch. Au wenn's de Herra gar it paß. Sell sei's Ällwichtigtscht, wa ma aus deam Krieag hâb lerna müaßa.“

I glaub, dees hent noh viel Leut it kapiert. Amôl it selle Hosascheißer, wo's ällweil guat moinet – mit sich selber. Ond wo ihr Gerschte machet, weil se noh onter'm Teppich, wo se de Herra ohne Uniform in Arsch neischlupfet, ganz dicke Schleimschpuara ziehga. Dô frôge me oft, wiaviel Krieag 's no braucht, bis d'Leut – ond d'Herra – au bloß a Muggaseggale gscheiter werret.

Feldpostbriefe

(Fortsetzung von der vorigen Seite)

In einigen Briefen wird der neu entfachte U-Boot-Krieg erwähnt. Carl Metz (16. Februar 1917) und Martin Fritz (6. März 1917) knüpfen daran die Hoffnung, daß der Krieg bald gewonnen werden könne.

Wie sehr sich viele Soldaten den Frieden gewünscht haben und wie sehr sie verzweifelt waren, weil dieser nicht eintrat, soll mit den folgenden Aussagen belegt werden: An der Westfront will am 2. Januar 1918 der Soldat Chr. Fischer, daß das Massenmorden endlich aufhört. Georg Baumeister beschwert sich am 6. Februar 1917, daß er „die unmenschliche Schweinerei im Felde“ mitmachen muß.

Aus Waldighofen möchte der Soldat Antony lieber das Ende des Krieges als solche Liebespakete. Carl Wahl teilt am 12. Mai 1915 in Saarburg mit, er sei jetzt lange genug Soldat. Der Soldat Rehfuß will am 24. März 1916 von zu Hause kein Essenspaket, sondern er will zu Hause essen. Der Wehrmann Königeter schreibt, er hätte jetzt genug gesehen und mitgemacht. Der Soldat Karl Pfeiffer fühlt sich mit 42 Jahren zu alt für solche Strapazen. Auch sei er zu weit vorne eingesetzt. Sein Vorgesetzter wolle wohl Lorbeeren holen. Auch sei

es hart, weil er daheim ein Geschäft habe im Stich lassen müssen.

Zum Abschluß dieses Abschnittes will ich auch noch ein paar ganz überzeugte Soldaten zitieren: In Warschau woll A. Stöffler am 7. September 1915 mit aller Kraft zum guten Ende beitragen, je mehr desto besser! Der Soldat Karl Gittinger versichert am 2. Dezember 1914 in Schweighausen, er wolle seine Pflicht erfüllen, welche ihm auferlegt sei, bis aufs äußerste! Der Gefreite Eduard Schöttle schreibt am 14. November 1914, er werde tun, was in seinen Kräften stehe, bis zum letzten Blutstropfen. Der Fähnrich Artur Eppler endet am 28. Februar 1917 seinen Brief mit einem kräftigen „Heil und Sieg“.

Die Moral der Truppe wurde durch Liebespakete kräftig aufpoliert. Soldaten fühlten sich von der Heimat unterstützt und bekräftigt. Dies läßt sich aus vielen Briefen belegen. So fühlt sich der Feldwebel Karl Lepple am 14. November 1914 bestärkt, um so mutiger sein Leben fürs Vaterland zu lassen.

Zu 4.:

Wo waren Balinge Bürger als Soldaten im 1. Weltkrieg eingesetzt?

Zu diesem Punkt ganz kurz: Die zitierten Briefe stammen aus folgenden Kriegsgebieten:

Vogesen, Lothringen, Somme, Ypern, Verdun, Nordfrankreich, Calais, Elsaß, Flandern, Belgien, Metz, Argonnen, Ostpreußen, Warschau, Rußland, Karpaten, Ardennen, Serbien, Hartmannsweiler Kopf, Tirol.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Werner Lang, Am Heersberg 36
72459 Albstadt-Laufen

Stephan Link, Burgsteige 3
72070 Tübingen

Fritz Schneider, Scheffelstraße 7
88299 Leutkirch

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

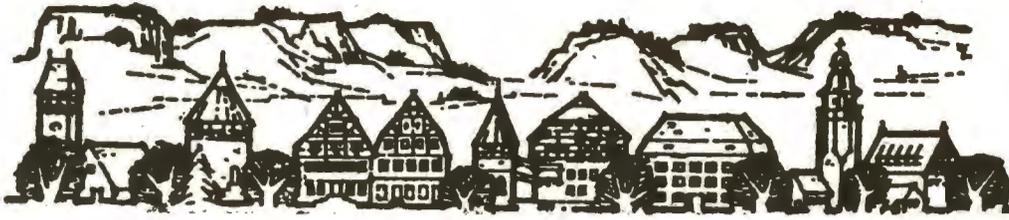
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 42

31. Oktober 1995

Nr. 10

Fresken der St.-Michaels-Kirche in Burgfelden

Aus einer Seminararbeit „Kunst auf der Schwäbischen Alb“ – von Tina Emmer/Esslingen

An der Universität Stuttgart hat die Autorin im Wintersemester 1992/93 innerhalb des Seminars „Kunst auf der Schwäbischen Alb“ eine Seminararbeit geschrieben mit dem Titel „Die St.-Michaels-Kirche in Burgfelden“. Sie stellte ihr Manuskript zur Wiedergabe in den Heimatkundlichen Blättern zur Verfügung. Aus der recht umfangreichen Arbeit hier ein Auszug mit Schwerpunkt Fresken.

Am Ortsrand von Burgfelden steht in einem kleinen Friedhof die Michaelskirche. Es ist ein einfacher, rechteckiger Bau mit einem etwas nach Süden versetzten Turm im Osten. Der Eingang in die Kirche liegt im Westen. Um den Friedhof war ehemals eine hohe Natursteinmauer gezogen, von der heute nur noch Reste geblieben sind. Betrachtet man die gesamte Anlage und stellt sich die hohe Mauer vor, so wirkt sie wie eine kleine Festung, in deren Mitte die Wehrkirche steht. Dieser Eindruck bestätigt sich bei einer genauen Beschreibung.

Das Langhaus und seine Fresken

Die Fresken verlaufen über alle drei erhaltenen Wände. Der Zyklus befindet sich auf der Höhe der Fensteröffnungen, die ganz in das

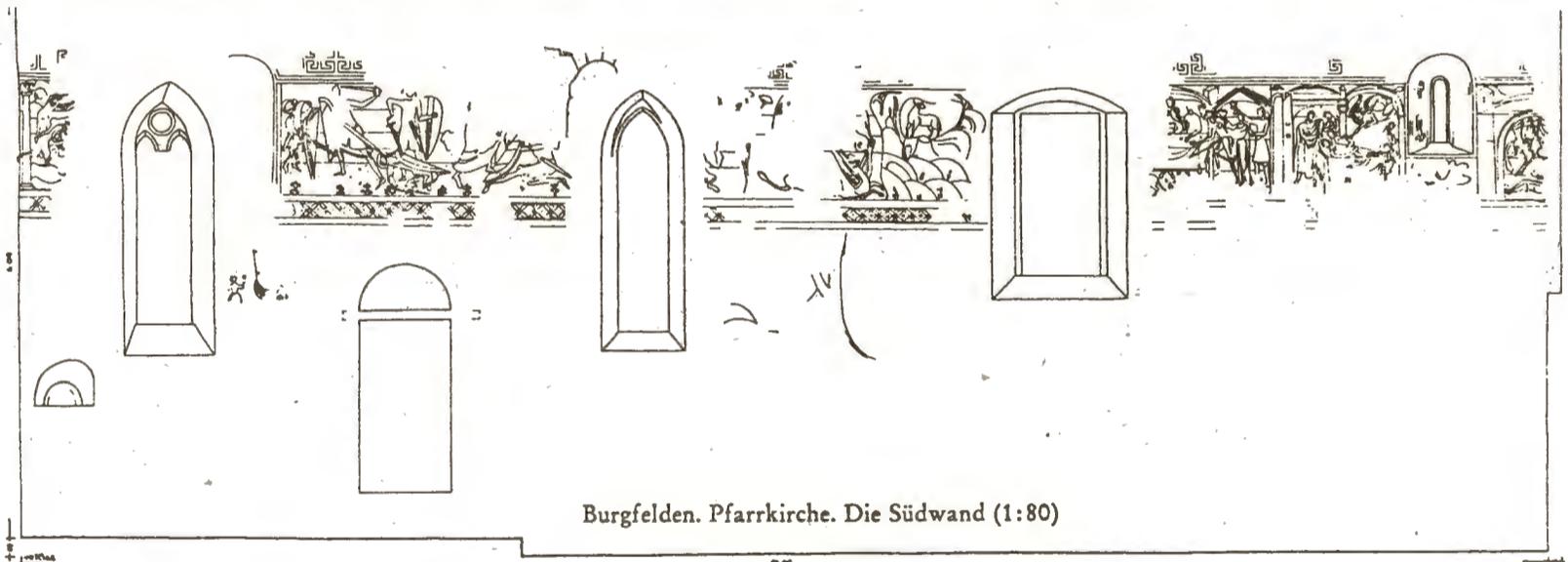
Freskenkonzept integriert waren. Auf der Nordwand wurden vier Fenster rekonstruiert. An der Südwand sind zwei erhalten, und auf der Ostwand ist das nördliche der beiden noch in Originalzustand. Die Fenster sind in unregelmäßigen Abständen eingebaut und trennen die einzelnen Freskenszenen voneinander, die durch das einfallende, spärliche Licht beleuchtet werden. – Dies ist der erste Hinweis, daß Langhaus und Fresken zusammen geplant wurden.

Bereits während den Restaurationsarbeiten 1892 entdeckte man direkt hinter der Putzschicht des Freskenfrieses in die Mauer eingelassene Tongefäße. Es handelt sich um bauchige, vasenähnliche Gefäße, die liegend, mit der Öffnung zum Innenraum eingemauert wurden. Die Öffnungen wurden mit Jurabrocken und Lehm geschlossen. Darüber wurde der Putz

angebracht, so daß eine glatte Oberfläche als Maluntergrund entstand. Nach den neuesten Untersuchungen Josef und Konrad Hechts sind die Gefäße innerhalb der Gemäldezonen in drei horizontalen Reihen ungeordnet eingemauert.

Gebhard vermutete 1893 nach seinen Untersuchungen, daß die eingemauerten Gefäße zur Verankerung und Festigung des Putzes dienten. Neben den Brüdern Hecht schließt sich auch Georg Scheja dieser These an. Es wäre aber auch denkbar, daß diese bautechnische Besonderheit eine andere Funktion hatte: Durch das rauhe Wetter auf der Schwäbischen Alb waren die Mauern stets hoher Feuchtigkeit durch Regen und Schnee ausgesetzt. Mit den Gefäßen wurde Luft in den Mauern miteingeschlossen, die dann einen Ausgleich der Luftfeuchtigkeit zu der von außen eindringenden Nässe bewirkte. Die Fresken sollten so vor Nässe und Pilzen geschützt werden.

Im Innenraum wurden die Fresken auf einen zweischichtigen Kalkputz aufgetragen. Als Farben verwandte man nur die damals übli-



chen Naturmaterialien. Josef und Konrad Hecht unterscheiden neben gelben und roten Ocker, grüne Erde, Bergblau, zudem noch Kalkweiß und Schwarz. Menning diente für eine hellrote Farbgebung, die heute zu schwärzlichen Tönen oxidiert ist.

Die Maltechnik läßt sich an den noch erhaltenen Fresken gut nachvollziehen. Alle Anzeichen weisen auf ein Mischverfahren hin. In ihrer Farbigeit sind die Hintergrundstreifen und die Vorzeichnungen der gesamten Malerei am besten erhalten. Man hatte zunächst in der „fresco buono“-Technik den Hintergrund auf den noch frischen Putz aufgemalt. Putz- und Malschicht verbinden sich so in einem chemischen Prozeß, der die Farben lange Zeit konserviert. Danach malte man die Vorzeichnungen auf, die ebenfalls noch sehr gut zu erkennen sind. Auf den trockenen Putz, in „secco“-Technik, wurden dann abschließend die Farbschichten aufgetragen, die heute zum größten Teil verloren sind.

Leider sind die Fresken noch zusätzlich durch Witterungseinflüsse und unsachgemäße Behandlung bei ihrer Freilegung sehr zerstört worden. Im Laufe der Jahre sind sie zudem mehrmals übermalt worden.

Das Bild des Weltgerichts auf der Ostwand ist am besten erhalten. Dies verdanken wir der Tatsache, daß es als einziges im Jahr 1893 konserviert wurde. Die Szenen auf der Westwand sind ganz verloren und jene auf der Nord- und Südwand sind mit bloßem Auge nur noch an einzelnen Stellen auszumachen.

Paul Weber, dessen Monografie 1896 erschien, konnte in seiner Beschreibung die Fresken noch so wiedergeben, wie er sie mit einfachen Mitteln erkennen und rekonstruieren konnte. Josef und Konrad Hecht mußten dann 1972 bereits mit technischen Hilfsmitteln, zum Beispiel der Fluoreszenzlampe arbeiten, um die Szenen auf der Nord- und Südwand beschreiben zu können.

Die figürlichen Darstellungen

Betritt man die Kirche, so fällt der Blick zuerst auf das große Fresko an der Ostwand mit der Darstellung des Weltgerichts und der Auferstehung der Toten. Das Bild erstreckt sich über die gesamte Ostwand und reicht von der Nord- und Südwand bis jeweils an das erste Fenster. Auf der Nordwand schließt sich zwischen dem 1. und 3. Fenster eine Darstellung der Apostel und der Propheten an, die jedoch kaum mehr zu erkennen ist. Danach folgt die Darstellung der Parabel des barmherzigen Samariters. Von den ursprünglichen fünf Szenen sind noch die beiden Anfangsszenen erhalten.

Auf der Südwand setzt sich der Zyklus mit Szenen aus der Offenbarung fort. Sie zeigen die Niederlage und Auferweckung der Zeugen Gottes. Gegenüber der Parabel des barmherzigen Samariters sind Reste aus der Parabel des reichen Prassers und des armen Lazarus. Von den ebenfalls fünf ursprünglichen Szenen sind noch drei in sehr schlechtem Zustand erhalten.

Die Bildfelder alleine ohne Friese sind 1,20 Meter hoch. Auf eine Kommentierung der Szenen durch sogenannte „Tituli“ oder andere Unterschriften wurde verzichtet. Die Bildfolge, die in ihrer Gesamtheit unter dem Thema des Endgerichts steht, muß von der Ostwand ausgehend auf beiden Längsseiten in Ost-West-Richtung gelesen werden. Josef und Konrad Hecht vermuten, daß die beiden Bildfolgen der Längswände in einer „Majestas Domini“-Szene“ auf der heute verlorenen Westwand gipfelten. Sie führen für diese Vermutung aber keinerlei Beweise auf. Dem Weltenrichter nochmals eine thronende Christusdarstellung gegenüberzustellen würde aber eine

Verdoppelung und eine Abschwächung des Gerichtsthemas bedeuten. Auf jeden Fall kann angenommen werden, daß der Darstellung des Weltgerichts auf der Ostseite ein großes, monumentales Fresko auf der Westseite gegenübergestellt hat.

Auch Webers These, daß sich die Parabel vom barmherzigen Samariter noch mit weiteren Szenen auf der Westwand fortsetzte, ist unwahrscheinlich. Es würde dem Sinn für Symmetrie dieser Zeit widersprechen. Es ist eher anzunehmen, daß die beiden gegenüberliegenden Parabeln dieselben Wandflächen einnahmen. Auf der Rekonstruktionszeichnung der Brüder Hecht kann man gut nachvollziehen, daß die Bildfolge der Parabel auf der ursprünglichen Nordwand genug Platz gefunden hatte.

Der Bildinhalt der Ostwand steht zweifelsfrei fest.

Die Darstellungen auf der Nordwand

Auf der Nordwand befindet sich, in Ost-West-Richtung gesehen, eine Darstellung der zwölf Apostel und ein Bildnis von zehn der ursprünglich zwölf Propheten. Daran schließen sich zwei Szenen aus der Parabel des barmherzigen Samariters an.

Die Gemälde auf der Nordwand in der Michaelskirche sind heute größtenteils nicht mehr zu erkennen. Nur die zwei Szenen aus der Parabel des barmherzigen Samariters, von denen auch Pausen im Heimatmuseum von Balingen erhalten sind, lassen sich noch erahnen. Daher muß bei der Beschreibung auf die genauen Ausführungen Paul Webers sowie Josef und Konrad Hechts und auf die Balingen Kopien zurückgegriffen werden.

Die Szene zwischen dem 1. und 2. Fenster (von Osten ausgehend), die die zwölf Apostel darstellt, hat ihre biblische Grundlage im Neuen Testament, die Szene zwischen den folgenden beiden Fenstern im Alten Testament. Im Neuen Testament (Joh. 1,29;36) werden die Apostel zu den „Aposteln des Lammes“. Sie sind Zeugen des Wirkens Christi, seiner Passion, der Auferstehung und seiner Himmelfahrt. Die zwölf Apostel waren zwischen den beiden östlichsten Fenstern, auf einer langen Bank thronend dargestellt.

Die Apostel gehören zum Thema des Weltgerichts. In Burgfelden wurden sie jedoch nicht als beisitzende Richter an den Seiten von Christus gemalt, wie wir es zum Beispiel aus der St.-Georgs-Kirche zu Oberzell kennen, sondern ihre Figuren wurden auf die Nordwand verlegt. Bei Paul Weber galt ihre Darstellung noch als verloren, da sie durch den zerstörten Putz und die gotischen Übermalreste für ihn nicht mehr erkennbar waren.

Konrad Hecht konnte hingegen mit Hilfe der Fluoreszenzlampe einen großen Teil der ursprünglichen Vorzeichnungen entdecken und rekonstruieren und somit das Thema ikonografisch bestimmen:

„Zwölf nimbierte, barhäuptige, mit Tunika und Mantel bekleidete Gestalten sitzen eng aneinandergereiht auf einer langen Truhbank.“

Die Apostel sind alle mit einer Tunika und einem Mantel bekleidet und in drei Gruppen zu je vier Gesprächspartnern aufgeteilt.

Zwischen dem 2. und dem 3. Fenster folgte eine Darstellung der zwölf Propheten. Paul Weber sowie auch Konrad Hecht und andere Forscher beschrieben diese Szene noch ohne besondere technische Hilfsmittel. Heute kann man aber mit bloßem Auge oder mit dem Fernglas nur mit viel Phantasie ihre Beschreibungen nachvollziehen.

Unter Arkaden sitzen zehn bärtige Gestalten in frontaler Haltung jeder auf einem Thron. Zwei Figuren wurden beim Einbruch des Lichtschachtes zerstört. Sie werden durch den Hut, die Tunika und vor allem durch die vor

der Brust aufgerollten Schriftrolle als die zwölf Propheten charakterisiert. Der spitze Judenhut, den sie tragen, spielt bei der zeitlichen Einordnung eine wichtige Rolle. Dies wird im folgenden Kapitel ausgeführt.

Auch die zwölf Propheten stehen in enger Verbindung mit dem Weltgericht. Sie sind keine beisitzenden Richter, sondern sie bilden den Prolog zu dem Geschehen des Weltgerichts. Sie sind Seher, die die Ereignisse bereits vorausgesehen haben.

Die letzte erhaltene Szene der Nordwand ist eine Doppelszene zwischen dem 3. und dem 4. Fenster, die leider ebenfalls durch den Einbruch des Lichtschachtes sehr beschädigt wurde. Diese Doppelszene ist die einzige der Nordwand, die man noch gut nachvollziehen kann. Die Darstellung zwischen dem vierten Fenster und der Baukehle ist verloren.

Die beiden erhaltenen Szenen beschreiben den Anfang der **Parabel des barmherzigen Samariters** (Lc.10,30-37): Ein Reisender fällt auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber, die ihn ausplündern und verwunden. Der Verletzte liegt an der Straße und es ziehen ein Priester und ein Levit an ihm vorbei, ohne ihm zu helfen. Dann kommt ein Samariter, der ihn versorgt und zu einer Herberge bringt, damit er dort gesundgepflegt werden kann.

Rechts des restaurierten Rundbogenfensters (zuvor ein Lichtschacht) erkennt man noch das Vorderende eines Pferdes, auf dem ein Reiter sitzt. Von dem Reiter ist aber nur noch der linke Fuß erhalten, da hier der Schacht eingebrochen wurde. Der Reiter kommt in einen Wald geritten. Der Wald wird durch verstreute Beerenfrüchte, Grasbüschel, Palmetten und Bäumen mit schlanken Ästen und Blütenkelchen verdeutlicht.

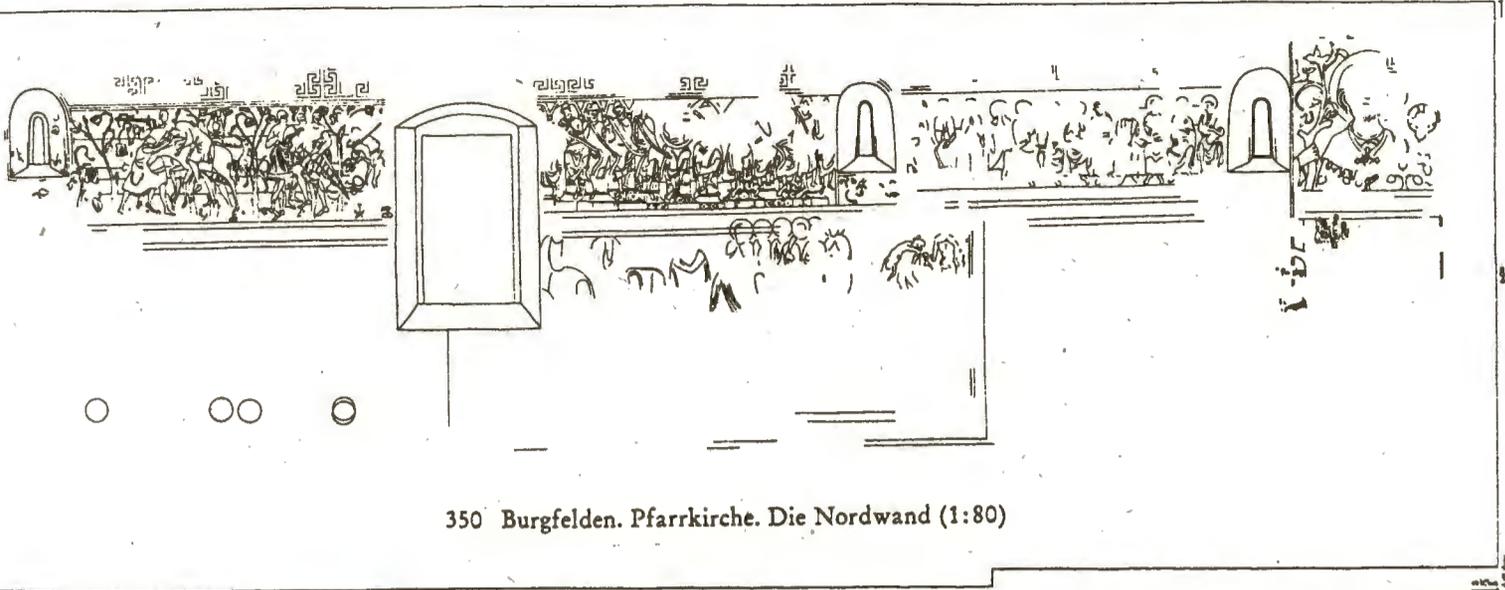
Einige Bäume sitzen mit ihren Stämmchen direkt auf der Abschlußborte auf, andere setzen in höheren Bildebenen an. So soll dem Betrachter ein Vorder- und ein Hintergrund deutlich gemacht werden. Hinter den Bäumen verbergen sich drei Räuber. Sie stehen hintereinander. Der erste steht, mit Schwert und Stock bewaffnet, geduckt da und ist nach links gewandt. Sein Kopf ist im ¾-Profil über die linke Schulter zu dem nahenden Reiter gerichtet. Er trägt wie die anderen einen Knierock mit glockigem Saum.

Hinter ihm verbirgt sich der zweite Räuber in gleicher, nahezu spiegelsymmetrischer Stellung. Er beugt sich zu dem ersten Räuber nach vorne. Der dritte ist fast gänzlich von dem zweiten verdeckt, nur sein zu dem Reiter gedrehter Oberkörper ist sichtbar.

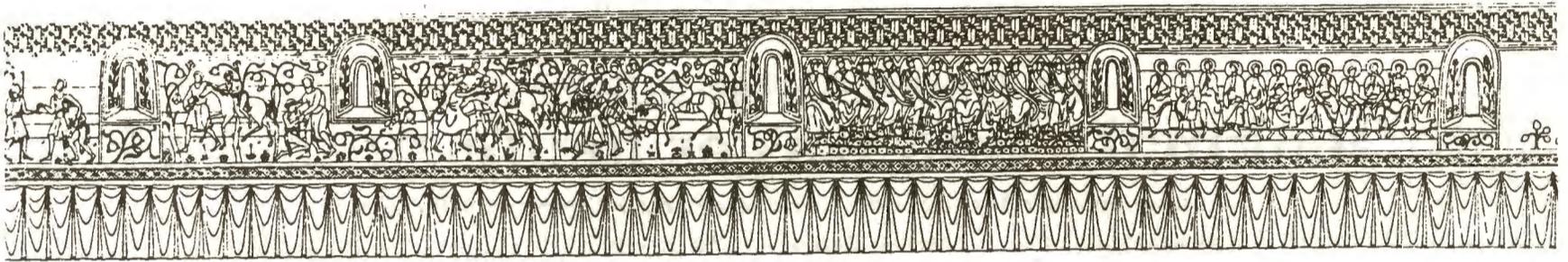
In der Bildmitte knabbert ein kleiner Hirsch an einem Zweig eines in der Mitte der beiden Szenen aufragenden Baumes. Baum und Hirsch unterstützen die Waldatmosphäre und trennen die Szenen voneinander. In der nachfolgenden Szene, rechts des Hirsches, wird der Reiter von den Räufern überfallen. Er streckt ihnen flehend die Arme entgegen. Zwei der Räuber stehen hinter dem Pferd. Der erste holt mit einem Stock aus, der andere mit einem Schwert. Der dritte versucht von vorne den Reiter vom Pferd zu zerren. Die sich anknüpfenden Szenen der Parabel sind verloren.

Die Darstellungen auf der Südwand

Die Südwand beinhaltet zwei Bilder, von denen noch je zwei Szenen erhalten sind. Das erste Bild zeigt Begebenheiten aus der Offenbarung: zwei apokalyptische Szenen, in denen die Niederlage der gottwidrigen Mächte gezeigt werden und der Triumph des Gottesreiches (Offb. 11,3 ff-Offb. 14,1). Die erste Szene befindet sich zwischen den ersten beiden Fenstern, in Ost-West-Richtung gesehen. Sie setzt sich aus drei Kampfszenen zusammen, die jetzt kaum noch zu erkennen sind. - In den ersten beiden Kampfszenen hat der vom Satan gesandte Widersacher in Rüstung die beiden Zeugen Gottes besiegt.



350 Burgfelden. Pfarrkirche. Die Nordwand (1:80)



365 Burgfelden. Pfarrkirche, Nordwand. Die Wiederherstellung (1:80)

In der Mitte des Bildfeldes ist noch eine am Boden liegende Figur in Rüstung, mit Schild und Schwert bewaffnet, zu erkennen. In der dritten Kampfszene ist er jedoch der Unterlegene. Neben dem zweiten gotischen Fenster war die Auferstehung der beiden Zeugen dargestellt. Auch dieses Bild ist nicht mehr erkennbar. Durch Pflanzen abgetrennt schloß sich daran das zweite Bild an: die Darstellung des endgültigen Sturzes Satans durch Sieg des heiligen Michael über den Drachen. Das Ende der gesamten Bildreihe gipfelt im Triumph Gottes, in der Gestalt des Lammes auf dem Hügel.

Nach dem dritten Rundbogenfenster schließt sich das zweite Bild der Südwand an: **Die Parabel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus** (Lc16, 19-31). Auch diese Parabel, als Gegenstück zur Parabel auf der Nordwand gemalt, ist fast nicht mehr erkennbar.

Die Bildfolge erstreckte sich nach Josef und Konrad Hecht vom dritten Rundbogenfenster bis zur Baukehle, war also in drei Abschnitte aufgeteilt, in denen der Inhalt der Parabel in fünf Szenen illustriert war. Erhalten ist sie in Fragmenten von ca. 2½ Szenen.

Die Parabel erzählt vom Leben des reichen Prassers, der in Überfluß lebt, und der arme Lazarus, der um Essen bettelt, doch nichts erhält. Erst nach dem Tode erhält jeder die Entlohnung für seinen Lebenswandel. Der reiche Prasser kommt in die Hölle, Lazarus aber in den Himmel.

Zwischen dem dritten und vierten Fenster befanden sich nach der Rekonstruktion der Brüder Hecht zwei Szenen. In der ersten wurde das Mahl des Prassers dargestellt mit dem bettelnden Lazarus. In der zweiten Szene ist der Tod des Reichen illustriert. Interessant ist, daß jede Szene von Architektur eingerahmt war.

Das Fresko nach dem vierten Fenster zeigt den Tod des Lazarus und den reichen Prasser in der Hölle. Lazarus im Paradies wurde zwischen dem letzten Fenster und der Baukehle

illustriert. - Da die verbliebenen Darstellungen nicht mehr zu erkennen sind, soll auf eine detaillierte Wiedergabe der Beschreibung verzichtet werden.

Das Weltgericht auf der Ostwand

Mit der Gestaltung der Ostwand war dem Maler die Aufgabe einer ungewöhnlichen Komposition gestellt. Die Weltgerichtsszene sollte die gesamte Ostwand bedecken und zugleich Bindeglied und Kernstück eines Bildfriesses sein, der die Seitenwände miteinbezieht.

Der Maler hält noch an dem traditionellen Zentralschema fest. Alles konzentriert sich auf die Symmetrieachse der Ostwand, auf Christus in der Mandorla. Christus bildet somit das Zentrum des Geschehens. Er beherrscht durch die frontale Darstellung und Größe seiner Person die ganze Szene, noch unterstrichen durch die ihn umschließende Mandorla.

Die Mandorla wurde bereits im St. Galler Gerichtstypus verwandt. Hier in Burgfelden ist sie auffallend groß. Ihre Spitzen stoßen sowohl in den Decken- als auch in den Abschlußfries hinein. Ihre geometrischen Ausmaße unterstreichen die Größe Gottes. Christus selbst ist als jugendlicher, bartloser Mann gezeigt wie man ihn auch aus den Codices der Reichenauer Buchmalerei kennt, die nach der Mitte des 10. Jhd. entstanden.

Entgegen den meisten Buchillustrationen thront er aber nicht auf einem antiken Herrscherthron, sondern auf dem apokalyptischen Regenbogen. Christus erhebt beide Hände. Die Füße sind nach vorne gestellt, seine Wundmale zeigend.

Interessant ist, daß hier auch die Seitenwunde gezeigt wird. Christus trägt kein Untergewand. Der locker um den Körper geschlungene Mantel läßt den Blick auf die Wunde frei. Die-

ses kann bei keinem der bisher angeführten Vergleiche beobachtet werden. Vor Christus halten zwei Engel das Parusiekreuz, an dessen Balken Knospen aufbrechen.

Josef und Konrad Hecht vermuten, daß das Kreuz nicht mehr in seiner traditionellen Funktion, sondern vielmehr als Lebensbaum zu sehen ist. Es ist eine symbolische Auffassung des Kreuzes zu verstehen, die im Ideenkreis des mystischen Lebensbaumes der Bibel ihre Wurzeln hat. Das Kreuz als paradiesischer Baum des Lebens. Durch ihn hatten Adam und Eva die Sünde in die Welt gebracht, indem sie von seinen Früchten aßen. Durch den Tod Christi am Kreuz bringt er neues Leben hervor.

In den vorhin genannten Illustrationen der Reichenauer Schule hält Christus das Kreuz selbst mit der rechten Hand fest. Ebenso im St. Galler Typus. Im Fresko zu Burgfelden hingegen tragen zwei schwebende Engel das Kreuz. In dem Fresko des Weltgerichts, das ca. zu Beginn des 12. Jahrhunderts in St. Georg zu Oberzell entstand, ist das Kreuz nicht mehr in die Mandorla integriert, sondern wird außerhalb von einem Engel getragen. Man kann daraus folgern, daß die Auffassung des Lebenskreuzes immer mehr aus dem Mittelpunkt des Bildes und somit auch aus dem Glaubensmittelpunkt rückt.

In der Tradition gehören die Apostel als beisitzende Richter zur Thematik des Weltgerichts. In Burgfelden sind sie aus Platz- und Kompositionsgründen auf die Nordwand verlegt. Bei den Beispielen des Reichenauer und St. Galler Typus kann man diese strenge Geometrie noch sehen.

Hier in Burgfelden wurden die Parusiemotive nicht mehr in eine übergeordnete Zone gesetzt, sondern der Maler hat sie in die Gesamtkomposition integriert. Eine lockere Symmetrie hält das Ganze zusammen. Auf den spiegelsymmetrischen Ausgleich wurde nicht pedantisch geachtet. Zur Rechten Christus sieht man zwei Reihen klein gestalteter Seligen und

auf der anderen Seite die Gruppe der Verdammten in doppelter Größe.

Bei den Weltgerichtsbildern der Reichenauer Buchmalerei, aber auch bei dem ungefähr zur gleichen Zeit entstandenen Weltgericht von St. Angelo in Formis wurde der Moment nach dem Gericht als Bildmotiv gewählt. Engel haben Schriftrollen entfaltet und verkünden den bereits in zwei Gruppen aufgeteilten Seelen das göttliche Urteil.

In der St.-Michaels-Kirche zu Burgfelden ist ein ganz anderer Moment festgehalten: Das Urteil wurde bereits verkündet. Es gibt keine Spruchengel mit Schriftrollen. Die Seelen haben das Urteil bereits vernommen und sind schon auf dem Wege zum Paradies, bzw. zur Hölle.

Zusammenfassung

Die St.-Michaels-Kirche in Burgfelden ge-

hört mit ihren Fresken zu den bedeutendsten Kunstschatzen des Mittelalters. Grabungen zeigten, daß die Geschichte der Kirche bis in das frühe 8. Jahrhundert zurückreicht. Damals war sie als Grabkirche eines unbekanntes Stifterpaares erbaut worden.

Der heutige dritte Bau stammt aus dem letzten Drittel des 11. Jahrhunderts und wurde von dem Kloster Ottmarsheim erbaut. Der Turm als ein Überrest des zweiten Baus ist älter als das heutige Langhaus. Die Kirche auf der schwäbischen Hochebene mit ihrer großen Friedhofsmauer besaß ehemals die Funktion einer Pfarr- und Wehrkirche.

Das Innere der Kirche ist mit Fresken geschmückt, die mit größter Wahrscheinlichkeit kurz nach der Erbauung der Kirche ringsum auf die Wände gemalt wurden. Das beherrschende Thema ist die Darstellung des Weltgerichts auf der Ostwand. Die Seitenwände zeigen ergänzende Szenen aus dem Neuen Testament. Der Meister stammte mit großer Wahr-

scheinlichkeit aus dem Inselkloster Reichenau, da sich Parallelen zur Buchmalerei des Klosters aus früherer Zeit finden.

Der Freskenzyklus mit seinen gelängten, schlanken Figuren, deren Anmut und Lebendigkeit in ihren Bewegungen, ist nach den letzten Forschungsergebnissen früher entstanden als die romanische Weltgerichtsdarstellung der St.-Georgs-Kirche zu Oberzell. Seine Entstehung muß in die Zeit des Übergangs von der ottonischen zur romanischen Kunst gesehen werden, d. h. in das ausgehende 11. Jahrhundert.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Tina Emmer, Bismarckstraße 53
73728 Esslingen a. N.

Zum Hochwasser in Balingen vor 100 Jahren:

Ein Denkmal – und was es heute zu sagen hat

Auszug aus einer Ansprache des Vorsitzenden des Bürgervereins Balingen

Am 2. Juni dieses Jahres, dem Gedenktag an das verheerende Hochwasser der Eyach, ist in Balingen das Hochwasser-Denkmal an seinem neuen Platz in unmittelbarer Nähe des Flusses neu seiner Bestimmung übergeben worden. Neue Aspekte dazu sah der Vorsitzende des Balingener Bürgervereins, Christoph F. Riedl, anlässlich der Kranzniederlegung zum Gedenken an die 41 Menschenleben, die das Hochwasser vor damals genau 100 Jahren gefordert hat. Hier ein Auszug aus seiner Ansprache:

„Flutkatastrophen – Wasserkatastrophen überhaupt – sind eine archaische Angelegenheit: sind sie doch so alt wie die Menschheit. Archaisch: das kann man hier und heute wörtlich nehmen, erinnert doch der Wortstamm an die Arche – die Arche Noah. Und an sie wiederum erinnert ein Detail an diesem Hochwasserdenkmal: die Taube mit dem Ölweig ist es.

Sie, die Taube mit dem Ölweig, hat den Menschen in Noahs Arche seinerzeit die Gewißheit bringen sollen darüber, daß sich das Wasser der Sintflut verlaufen hatte. Symbolhaft will an dem Obelisk hier die Taube mit dem Ölweig nun sagen: Die Gefahr ist vorbei und soll nicht wiederkommen.

Wir aber, wir Menschen an der Schwelle vom zweiten zum dritten Jahrtausend neuer Zeitrechnung – wir haben darüber keine Gewißheit. Im Gegenteil: Was vor nunmehr 100 Jahren hier an der Eyach passiert ist, kann jederzeit in ähnlicher Form hier oder woanders wieder passieren.

Dabei ist zu bedenken: Damals, vor 100 Jahren, war – jedenfalls in unseren Breiten des Erdballs – das ökologische Gleichgewicht noch vollauf in Ordnung. Noch hatte der Mensch nicht damit begonnen, den Lebensraum Erde über Gebühr auszubeuten und damit seinen eigenen Lebensraum früher oder später zu zer-

stören. Das Eyach-Hochwasser des Jahres 1895 war noch von Grund auf naturgegeben, d. h. von der Natur verursacht.

Wie die heute so stark bedrohte, vielleicht schon verletzte, ganz sicher aber gefährdete Natur jetzt oder bald darauf reagieren wird, wissen wir nicht. Aber eines können wir uns leicht ausrechnen: Wenn die vor 100 Jahren noch unverdorben Natur so schlimm hat reagieren können wie es damals geschah, als innerhalb der drei Tage vom 4. bis 7. Juni ein Viertel des Jahres-Solls an Regen niederging hier in der Region, um wieviel schlimmer kann alles kommen, wenn sich die Voraussetzungen entsprechend verschlimmert haben werden.

So soll denn dieses Denkmal hier als Mahnmal eine dreifache Bedeutung für den Betrachter haben: Zum ersten erinnert es an die spontane Hilfsbereitschaft der Menschen damals. Zum zweiten gemahnt es an jene Katastrophe, und zum dritten ermahnt es uns Heutige, daran zu denken, daß die moderne Industrie- und Wohlstandsgesellschaft Raubbau betreibt an der Natur – und daß diese Natur sich irgendwann einmal, vielleicht schon bald, bitter dafür rächen könnte... „Denk mal darüber nach“, will dieses Denkmal also – auch – sagen, „wie deine Zukunft aussehen wird, du fortschrittsgläubiger Mensch!“



Das gesamte Ensemble Hochwasserdenkmal in Balingen an der Klausenbrücke (Eyach), wie es sich heute präsentiert: mit einer Baumhasel (Stiftung des Bürgervereins Balingen) sowie einer Ruhebank. Dem Vorstandsmitglied des Bürgervereins, Waldemar Rehfuß, ist es zu verdanken, daß das Denkmal aus seinem Schattendasein in einer Ecke des Friedhofs an exponierte Stelle zurückgefunden hat.

Foto: cfr

An alle Autoren!

Sie erleichtern der Geschäftsführung der Heimatkundlichen Vereinigung die Arbeit wesentlich, wenn Sie auf allen Einsendungen an die Redaktion der Heimatkundlichen Blätter jeweils ihre Kontonummer und das dazugehörige Geldinstitut samt Bankleitzahl angeben. Herzlichen Dank dafür!

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 42

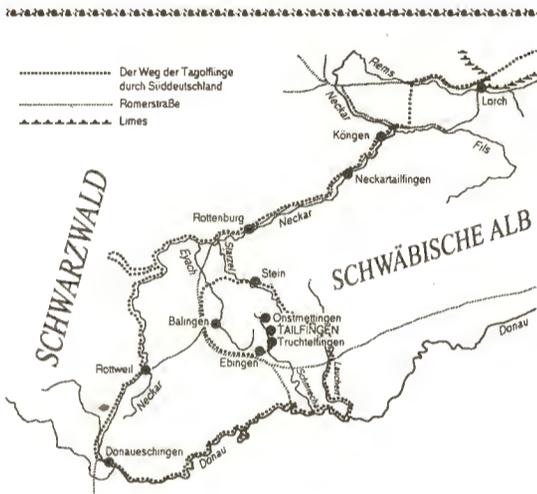
30. November 1995

Nr. 11

Als die Alemannen zu uns ins Land kamen

Auszüge aus Peter Thaddäus Langs „Tagolf der Siedler“

Zurück in die Zeit der Völkerwanderung führt Peter Thaddäus Lang die Leser seines heimat-historischen Romans „Tagolf der Siedler“, erschienen im Silberburg-Verlag Tübingen/Stuttgart (280 Seiten, DM 29,80). Auf der Suche nach einem fruchtbaren Land im Westen kommt eine Alemannengruppe ins heutige Württemberg. Unsere Skizze zeigt den Weg der Tagolfinger, wie sie nach ihrem Anführer heißen.



Der Weg der Tagolfinger durch Süddeutschland

Nach der Anfang des Jahres erfolgten Kurzbeschreibung hier nun ein paar längere Auszüge aus diesem Buch, in dem historisch genaue Milieuschilderungen – zugleich unter genauer Beachtung der geographischen Gegebenheiten – mit einer phantasievollen Handlung vermischt sind. Das Schwergewicht dieser Veröffentlichung hier liegt nun auf jenen Kapiteln, die das Zusammentreffen der Alemannen mit den Römern auf dem römischen Landgut in Stein bei Hechingen schildert. Zuletzt übrigens wird Tagolf der Gründer von Tagolfingen = Tailfingen.

Aus dem 2. Kapitel:

Ferne Gefilde

„Hei-hei-ho!“ rief mein Vater, „hei-hei-ho!“ tönte er kehlig, langgezogen und aus vollem Halse. Nun erhob sich dumpf dröhnendes Getrappel, Rosse und Reiter jagten los, Schweife und Mähnen zauste der Wind, die vielköpfige Horde galoppierte wild und verwegen über die weite, grasbestandene Ebene. Ich saß vor meinem Vater auf dessen bestem Hengst, die Hände festgekrallt im zottigen Strähnenhaar des pfeilschnellen Tieres.

Tja, so war das damals, vor vielen, vielen Jahren, als ich noch ein kleiner Junge war, ich, Tagolf, der Sohn des Häuptlings Tagolf, der

den Beinamen „der Alte“ trug. Solchermaßen verbrachte unsere Sippe Jahr um Jahr auf dem Rücken unserer halbwildern Pferde, in rastloser Eile dahinreitend, über unendliche, staubige Steppen, immer dem Untergang der Sonne entgegen. (Gemeint sind die weiten Ebenen Innerasiens. Hier bestätigt sich also die von vielen Wissenschaftlern vertretene These, die Germanen seien aus den Tiefen des asiatischen Raumes nach Westen gezogen). Dort, so hieß es, liege ein überaus reiches Land, ein Land mit so fruchtbaren Böden, daß dort zweimal im Jahr dicker Weizen wachse, ein Land mit fischreichen Gewässern und ausgedehnten saftigen Viehweiden – diesem Land strebten wir entgegen und wollten es erobern.

Auf dem Wege dorthin ernährten wir uns durch Raubzüge. Wir überfielen Dörfer, an denen wir vorüberkamen, wir erschlugen ihre Bewohner und verbrannten ihre Häuser; Vieh, Schmuck, Waffen, wertvollere Gerätschaften und Lebensmittel nahmen wir mit, sofern unsere Pferde dies alles noch zu tragen vermochten.

Wenn wir längere Zeit durch eine menschenleere Gegend zogen, so schlachteten wir das mitgeführte Vieh. Bisweilen aber gelangten wir auch in die Nähe von Siedlungen, die von dermaßen vielen Menschen bewohnt wurden, daß wir einen Überfall nicht wagen konnten. Dann schickten wir eine kleine Abordnung dorthin, die den erbeuteten Schmuck und anderes kostbares Gut gegen Viehzeug und Getreide eintauschen sollte.

Die Winterzeit hielt unsere Fahrt nicht wesentlich auf. Nur bei ganz tiefem Schnee verweilten wir etwas länger in einem der von uns ausgeplünderten Dörfer. Auf diese Weise lebten wir eigentlich ganz angenehm, und wir würden vielleicht noch heute unsere Zeit mit Plündern und Rauben verbringen, wenn wir nicht eines Tages am Ende der Steppenlandschaft angelangt wären. – Das mag so ungefähr im besten Mannesalter meines Vaters gewesen sein, mir selber stand mittlerweile der Jünglingsbartflaum im Gesicht, und längst hatte ich begonnen, den Frauen unserer Sippe begehrlieh hinterherzuschielen.

Je weiter wir nach Westen kamen, um so hügeliger wurde das Gelände, und unsere Reittiere hatten große Mühe mit den ansteigenden Höhen, denn sie waren ja an das Flachland gewöhnt. Doch nicht genug damit, auch der Pflanzenwuchs machte uns das Fortkommen zusehends beschwerlicher. Zu dem Gras der Steppe traten zunächst vereinzelte Büsche, dann verdichtete sich das Gesträuch, und wir begegneten hin und wieder einem Baum.



Bäume erschienen im Laufe der Zeit häufiger und begannen, Gruppen zu bilden, inselgleich im Gelände. Inzwischen hatten die Berge an Höhe und Steilheit zugenommen, so daß wir uns an die Flußläufe halten mußten, wenn wir überhaupt noch von der Stelle kommen wollten. Die Talauen wiederum erwiesen sich zu meist als feucht und sumpfig, weshalb wir dort ebenfalls unsere liebe Not hatten. Aus den Baumgruppen wurden dichte Wälder, deren stacheliges und vielfach verschlungenes Unterholz unseren Pferden ein rasches Vorrücken gänzlich verwehrte. . .

Aus dem 7. Kapitel:

In der Stadt Sumelocenna (= Rottenburg a. N.)

. . . ich ließ die Brüder Hilgolf und Gangolf zu mir kommen. Diese beiden sollten sich in Sumelocenna umtun und herausfinden, ob es dort Lebensmittel einzutauschen gäbe.

Gangolf wählte ich für diese Aufgabe aus, weil er mir der schlaueste unter den Männern meiner Sippe zu sein schien. Er würde wohl am ehesten in der Lage sein, die hinterhältigen Machenschaften eines betrügerischen Händlers zu durchschauen. Seinen Bruder Hilgolf mußte ich ihm beigesellen, weil zu befürchten stand, daß der wohlbeleibte und lebenslustige Gangolf ohne Begleitung den Versuchungen der Kneipen vielleicht nicht werde widerstehen können. Hilgolf hingegen, in sich gekehrt und mürrisch wirkend, schien mir gegen derlei Genüsse gefeit.

Unter unseren zusammengeraubten Reichtümern befanden sich zahlreiche Kupferstücke, etwas weniger Silberlinge und einige Goldmünzen. Von dem Kupfer und Silber gab ich ihnen einiges mit, auf daß die beiden bei Gelegenheit Getreide und vielleicht auch Schlachttiere erstehen konnten. – Sehr viel hing ab von ihrem Unternehmen, und voller Erwartung sah ich ihrer Rückkehr entgegen. . .

Am sechsten Tag tauchten die beiden ungleichen Brüder endlich wieder auf, zur großen Erleichterung der ganzen Sippe. Die Erleichterung wandelte sich in ausgelassene Festfreude, sobald man die schweren, prall gefüllten Säcke von den Rücken ihrer Pferde heruntergeholt hatte: Brotgetreide, um für mehrere Wochen alle satt zu bekommen. . .

Hilgolf und Gangolf hatten viel zu erzählen (wobei jedoch nur Gangolf redete, während sein Bruder bisweilen zustimmend schniefte): Von der Sprache und den Gebräuchen der Römer, auch von ihrer Kleidung und Haartracht. Letztere vor allem erschien besonders fremdartig – während bei uns die Männer langwallende Rauschebärte tragen, schaben sich die Römer alle Barthaare sorgfältig weg, so daß sie mit nackten Gesichtern herumlaufen wie die Knaben. Außerdem knüpfen sich die Römer das Haupthaar nicht in einen Knoten an der Schläfe, so, wie wir Alemannen es tun, nein, sie stutzen sich die Haare ganz kurz. Ihre Köpfe erhalten dadurch eine seltsam runde Form.

Voller Bewunderung sprachen Hilgolf und Gangolf des weiteren von den Häusern in Sumelocenna. Die meisten der Wohngebäude waren nicht aus Holz errichtet (wie wir es gewohnt sind), sondern aus kunstvoll viereckig gemeißelten Steinen, die alle genau die gleiche Größe hatten. Die Wandöffnungen pflegten sie mit rotgebrannten Ziegelsteinen auszuschnücken, und die Dächer hatten sie nicht mit Stroh oder Riedgras gedeckt, sondern mit wellig geformten Ziegelplatten.

Die Wege zwischen den Häusern waren mit festgefügt, flachen Steinen ausgelegt, weshalb in Sumelocenna Drecklöcher und Morast nahezu unbekannt waren und kein Mensch sich die Füße beschmutzen konnte. . .

So fieberte ich denn dem Zeitpunkt entgegen, an welchem sich der Getreidevorrat seinem Ende zuneigte und unsere Reise nach Sumelocenna vor der Tür stand. – Ich sage „unsere“ Reise, denn dieses Mal wollte ich natürlich selbst mit dabei sein – und stehenden Fußes begann ich, alles gründlich und bedachtsam vorzubereiten. . .

In Sichtweite des Tores von Sumelocenna stiegen wir auf Gangolfs Anraten hin von den Pferden und schritten langsam den römischen Wachsoldaten entgegen. Bei diesen angelangt, wurden wir in gebrochenem Alemannisch ausgefragt, und zwar Wort für Wort so, wie Gangolf es beschrieben hatte:

„Halt! Wer seid ihr?“

„Ich bin Tagolf, und das sind meine Männer.“

„Was wollt ihr hier?“

„Handel treiben.“

„Habt ihr Geld?“

„Selbstverständlich!“ Bei dieser Antwort mußte ich lauthals lachen und schlug dabei fröhlich auf den Beutel an meinem Gürtel, so daß die Münzen deutlich hörbar klapperten. – „Gut, ihr könnt passieren. Aber morgen müßt ihr die Stadt wieder verlassen!“

Sobald wir durch den Torbogen hindurch waren, geleitete uns Gangolf zielstrebig zu der Herberge, in welcher er und sein Bruder genächtigt hatten. Zögerlich folgten Smärregolf und ich, mit weit aufgerissenen Augen und Mäulern bestaunten wir all das Neue um uns herum. . .

Doch nicht alles, was wir erblickten, war uns völlig fremd; manche der Häuser in den Ne-

benstraßen hatten die uns vertrauten Strohdächer und Flechtwände, auch die meisten Menschen, denen wir begegneten, sahen aus wie wir: härtig, die Haupthaare lang und in der Farbe rötlich, blond oder braun. Schwarzhaarige und kurzgeschorene Männer hingegen liefen uns recht selten über den Weg.

Aus dem 16. Kapitel: Das römische Landgut

Nach einer Biegung des Flusses (Starzel) in Richtung Westen sahen wir den Gutshof schließlich vor uns – auf der gegenüberliegenden Seite des Tales, ringsum die Wälder geredet, an einer Stelle, wo das Gelände eine schräge Fläche bildete und sich leicht und anmutig nach Süden hin absenkte. Wie groß, wie unermeßlich groß war jedoch meine Bestürzung! Eine Handvoll mittelgroßer Hütten hatte ich mir vorgestellt, und nun das hier! Vor uns lag ein herrisch über das Tal blickendes, ausge dehntes Anwesen (Villa rustica bei Stein, östlich von Hechingen; teilrestauriert und überaus sehenswert), umgeben von einer mehr als mannshohen Mauer. In der Mitte des umfriedeten Raumes erhob sich ein prächtiger Steinpalast, der mit weißer Tünche und hellrotem Ziegeldach weit über das Land hin erstrahlte. Der zu uns, also nach Süden hin ausgerichtete Haupttrakt war schöner und stattlicher gebaut als die dahinter liegenden Gebäudeteile. An seinen beiden Flanken standen untersetzte, turmartige Klötze, die ein langgezogener, niedriger Bau miteinander verband, in dessen Mitte eine Freitreppe zu einem offenen Torbogen emporführte.

Lange standen wir da und begafften mit offenen Mäulern dieses Prachtwerk römischer Baukunst. Noch immer habe ich jenen Anblick so deutlich und lebensecht vor mir, als hätte sich alles erst gestern zugetragen: Dieser weithin sich ausdehnende, hellglänzende Herrensitz – durch seine berückende Fremdartigkeit zog er mich wie mit Zauberkraft in seinen Bann. So – oder zumindest so ähnlich –, so mußten wohl die Wohnsitze der Götter aussehen! Und auf irgendeine geheimnisvolle Weise spürte ich, daß sich dort, in diesem strahlenden Bauwerk, mein Schicksal erfüllen würde, daß dort mein Leben eine ganz entscheidende Wendung nehmen würde – eine unbestimmte, aber dennoch sehr angenehme Vorahnung durchzog meine Gedanken – zart und leicht wie Schäfchenwolken an einem sonnigen Frühsommermorgen.

Es verstrich geraume Zeit, bis der überwältigende Eindruck so weit nachgelassen hatte, daß ich wieder an unsere eigentliche Absicht denken konnte – das anfängliche Staunen wich einer Bestürzung, die in eine bodenlose Enttäuschung einmündete: Wie sollten wir mit unseren ärmlichen zwei Dutzend Kriegern dieses gut befestigte und so weiträumig angelegte Anwesen erobern? Die Enttäuschung wiederum wich einem Gefühl des Ingrimm: Denn wer hatte uns mit irreführenden Auskünften hierher gelockt? Ich hielt Ausschau nach Truchtolf, meinem neuen Weggenossen, und ging zu ihm hin, sobald ich ihn erspäht hatte. „Ein Gutshof, ja, ein klitzekleines Gutshöflein, das“, bemerkte ich spöttisch, um dann schärfer zu werden: „Du hast doch gewußt, wie groß dieses Ding ist, gib's zu!“ Der Angesprochene tat, als stünde er noch ganz im Banne der eindrucksvollen Baulichkeiten, doch war mir völlig klar, daß er nur kneifen wollte, weil ihn ein schlechtes Gewissen plagte – ein kräftiger Puff auf die Rippen bereitete seiner gespielten Versunkenheit ein plötzliches Ende. . .

Truchtolfs Rede wurde schneller und lebhafter sein Tonfall. Mit ausgestrecktem Arm deutete er auf die Baulichkeiten. „Das ganze Anwesen liegt am Hang, wie du siehst. Aus diesem Grunde sind die Mauern des Herrenhauses zum Tal hin sehr hoch, zum Hang hin jedoch ausnehmend niedrig. Und schau dir mal den Bau rechts hinter dem Haupthaus an.“

Dort befand sich ein etwas niedrigeres und schlichteres Gebäude, das mit dem eigentlichen Herrenhaus durch einen überdachten Säulengang verbunden war.

„Da hinten siehst du das Badehaus. Du glaubst mir nicht? Die feinen Herren Römer, mußt du wissen, lieben es, halbe Tage lang in einem großen Becken warmen Wassers zu planschen. Das finden sie dermaßen wichtig, daß sie dafür besondere Bauwerke errichten. Seit dem Überfall der Alemannen verzichten sie aber auf dieses Vergnügen, denn sie müssen mit ihrem Brennholz äußerst sparsam umgehen. Kaum einer von ihnen traut sich mehr zum Holzsammeln in den Wald – zu groß ist ihre Furcht vor Leuten wie uns.“

Er unterbrach seine eigene Rede mit einem selbstgefälligen, zischelnden Kichern; offenbar fand er Vergnügen an der Vorstellung von furchtsam sich verkriechenden Römern.

Doch kam er gleich wieder zurück zu seinem Thema: „Nachts, wenn es keiner merkt, müssen wir also dort hinten über die Mauer. Dann verschaffen wir uns Zugang zu dem leerstehenden Badehaus und haben anschließend nur noch wenige Schritte bis zu dem großen Steinhäus. Sind wir da erst einmal drin, überrassen wir sie im Schlaf. Wenn sie die Augen öffnen, haben sie eine blinkende Schwertschneidspitze an der Kehle.“ Truchtolf hatte sich in eine überschäumende Begeisterung hineingeredet: bei seinem letzten Satz griff er tatsächlich nach seinem Schwert und hielt es mit blutigerem Blick und bleckenden Zähnen auf einen bestimmten Punkt gerichtet, so als ob sich dort wirklich die Gurgel eines Römers befände. . .

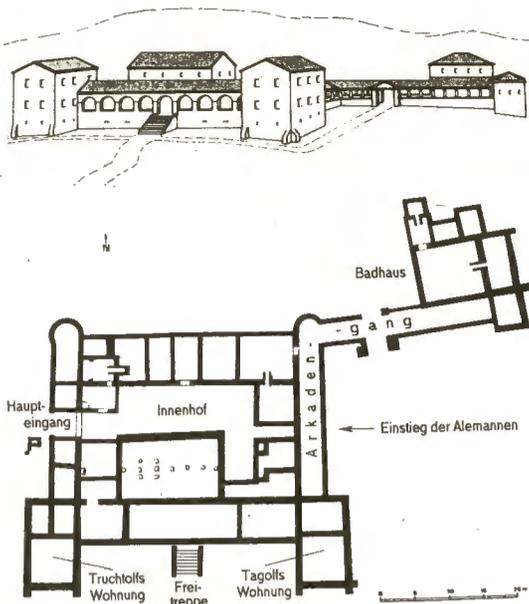
Unsere große Stunde rückte heran, als das Dunkel der Nacht sich über die Landschaft gebreitet hatte und in den Fenstern des Gutshofes matter Kerzenschimmer aufleuchtete. Als dann, später, ein Licht nach dem anderen verlöschte, machten wir uns auf den Weg, ein Stück weit an dem Starzel-Fluß entlang, durch das Wasser, die leichte Steigung hoch, in weitem Bogen seitlich vorbei an den römischen Gebäuden, die sich friedlich in den sanften Hang hineinschmiegen. Von hinten wirkte das Anwesen weit weniger majestätisch als von vorn, und die Umfassungsmauer schien uns kein unüberwindliches Hindernis mehr zu sein.

Mehrere hundert Schritt von der Nordostecke der Anlage entfernt, im dichten Gehölz, jenseits der bebauten Felder, machten wir Halt. Nun kam der große Auftritt unseres jungen römischen Begleiters – er hatte die Hunde mit dem vorbereiteten Fleisch zu füttern.

Noch immer hatte Truchtolf sich einen Rest Mißtrauen gegen ihn in seinem Herzen bewahrt, und in der Tat, der Römer hätte uns jetzt mit Leichtigkeit in eine Falle locken können.

Zur Vorsicht schickte ich Asgolf, den Bogenschützen, hinter ihm her. Bei dem geringsten Anzeichen eines Verrats sollte Asgolf einen seiner tödlichen Pfeile abschießen oder, wenn ihm dies nicht gelänge, viermal den Ruf des Waldkauzes nachahmen – dann wären wir gewarnt und könnten uns wieder zurückziehen.

Der Bogenschütze kam bald wieder zurück. Der Dummling, so berichtete er hastig, sei durch eine winzige Rinne unter der Mauer hindurchgekrochen. (Auf diese Weise wurde der



Gutshof mit Wasser versorgt). Weder Licht noch ein Geräusch seien wahrzunehmen gewesen, und kurz darauf habe er den jungen Mann wieder aus der Rinne zurückschlüpfen sehen.

Kaum hatte Asgolf ausgesprochen, da war auch schon der schwächliche Römer wieder unter uns. Truchtoff, mißtrauischer denn je, band ihm die Hände auf den Rücken, knebelte seinen Mund und hielt ihm ein Messer an den Hals – falls der Überfall in einen Hinterhalt münde, drohte er ihm, dann steche er augenblicklich zu. – Eine solche Gefahr schien aber nicht zu bestehen. Ganz nach unserem Plan schlichen wir aus dem Wald heraus und auf die Mauer zu. Erste Leiter anlehnen, hochsteigen, zweite Leiter hochziehen, auf der Innenseite der Mauer herunterklettern – dies alles geschah flink und geräuschlos; ebenso geräuschlos kam die dritte Leiter an das Dach des Arkadenganges und die letzte Leiter hinunter in den Innenhof. Hurtig bewegte sich ein Krieger nach dem anderen über die Leitern, und alle sammelten sich nach und nach am Ziel.

Als der zehnte Mann das Arkadendach überquerte, war ein ganz schwaches Knarren zu vernehmen – dieses Geräusch rührte daher, daß eine der Dachlatten sich unter dem Gewicht der Männer leicht bog. Von Mann zu Mann, von Mal zu Mal nahm dieses Knarren an Lautstärke zu, bis dann beim zweiundzwanzigsten Krieger ein scharfes Quiacken durch die Nacht schrillte.

Noch fünf Leute mußten hinüber – beim nächsten Quiacken erschrak ich ängstlich, so laut war mittlerweile das Geräusch geworden. Dann, beim drittletzten Krieger, da geschah es – noch heute bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich daran denke. Mit ohrenbetäubendem Krachen und Splittern brach der Mann durch das Dach, die Ziegel fielen laut scheppernd auf den Estrich, und es war Glück, daß sich der Krieger selbst gerade noch an einen anderen Balken klammern und sich so wieder aufs Dach hinaufziehen konnte.

Viel zu früh geschah dies, als daß wir schon mit dem Überfall hätten beginnen können, denn es war immer noch stockdunkel! Die Männer im Innenhof hielten ihre Schilde kampfbereit vor den Körper und zogen gleichzeitig ihre Schwerter, zu allem entschlossen – unter äußerster Anspannung aller Sinne warteten sie darauf, daß die männlichen Bewohner des Gutshofes auf sie zustürzten.

Es folgten bange Augenblicke vollkommener Stille; in den Räumen des nachtschwarzen, riesigen Bauwerks regte sich zunächst – nichts. Nichts! Hätten wir nicht zuvor den Kerzenschimmer gesehen, dann hätte ich geschworen, das ganze weitläufige Gemäuer sei unbesetzt. . .

Doch dann – hier ein schwaches Knirschen – dort ein leichtes Scharren – ein Fenster öffnete sich anderswo und dort eine Tür, um aber sofort wieder zugeschlagen zu werden. Nun ertönte hinter den Mauern erregtes Stimmengewirr, einige schrille Schreie folgten, hierauf ein Fußtrappeln, Rumpeln, Schieben und Türenschlagen, danach – nichts mehr, nichts. Nichts anderes als völlige Lautlosigkeit.

Sämtliche Fasern meines Körpers waren bis zum Zerreißen gespannt, meine Hände fingen an zu zittern, die Schweißtropfen kullerten mir die Schläfen herab in den Bart.

War dies ein Hinterhalt? Oder hatten sich die Römer vor uns versteckt? Das Warten schien mir unerträglicher als die Furcht vor einem Hinterhalt – so schwang ich denn schließlich beherzt die Streitaxt und rief (zunächst mit etwas dünner, dann mit zunehmend fester Stimme): „Auf, ihr Männer, hinein in das Haus! Schlagt die Römer, wo ihr sie trefft! Immer feste drauf! Hurra! Hurra!“

Unversehens wich die angespannte Starre aus den Körpern der Krieger. Mit viehisch lautem „Hurra!“ stürmten die Männer in das Gebäude, wobei ganz nach unserem Plan die einen in den hinteren, die anderen in den vorderen Teil eindrangen.

Von diesem markerschütternden Gedröhn hallten die Mauern wider – über allen anderen Stimmen schwebte wie eine dicke, schwarze Wolke der mächtig rollende Baß aus der Kehle Smärregolfs. Ich selbst blieb noch zögernd stehen, um den Schmerzenslauten der Verwundenen und Sterbenden zu lauschen, aber nichts dergleichen war zu vernehmen – ich hörte lediglich das Gepolter von umgeworfenen Tischen und Stühlen, dazu das Fluchen der Männer, die im Dunkeln dagegengestoßen waren.

Die Römer hatten sich allem Anschein nach versteckt, und nur bei Licht würden sie aufzuspüren sein. „Die Fackeln! Die Fackeln an!“ brüllte ich nun und versuchte meinerseits ebenfalls, mir mit Stahl, Stein und Zunder Helligkeit zu verschaffen.

Aus dem 17. Kapitel:

Schwarze Augen

Eine matt vor sich hinblakende Fackel hochhaltend, begab ich mich nun in die unteren Gemächer des vorderen Gebäudeteils. Im Schimmer der schwankenden Flamme zeigten sich mir im ersten Raum kunstvoll getischlerte Möbel, Stühle mit fein geschwungenen Lehnen und Beinen, auf Tischplatten wunderbare Einlegearbeiten, an den Wänden bunte Malereien von Blumen und Vögeln, die so lebensecht getroffen waren, daß ich fast ihren Duft und ihr Gezwitzcher wahrzunehmen glaubte. – Menschen jedoch bemerkte ich nicht, dafür aber sah ich im hintersten Winkel eine Treppe, die nach unten führte.

Neugierig, wie ich war, wollte ich natürlich wissen, wie es dort unten aussah – in der einen Hand die unruhig flackernde Fackel, in der anderen das im Feuerschein rötlich blitzende Schwert, so tastete ich mich vorsichtig Stufe um Stufe die Treppe hinab.

Das Bild, das sich mir dort unten darbot, hat sich tief in mein Gedächtnis eingegraben: Ich blickte in einen langen, schmalen Raum, an dessen rückwärtiger Wand sie eng zusammengedrängt kauerten: zwei Männer und vier Frauen, aus deren schreckensbleichen Gesichtern weit aufgerissene und furchterfüllte Augen mich anstarrten.

Mit einem urplötzlich losgebrüllten „Ha!“ brachte ich die ohnehin schon zu Tode verängstigten Leute zu entsetztem Zusammenzucken, woran ich eine diebische Freude hatte, ja, ich aalte mich geradezu in dem grausigen Schrecken, den ich diesen bedauernswerten Menschen zufügte. – Was nützt es ihnen ein halbes Menschenleben später, wenn ich mich heute für mein Verhalten schäme?

Lange trieb ich dieses bitterböse Spiel nicht, weil eine der Frauen, kaum älter als ich, mir einen Schritt entgegentrat und mich mit tadelnder Stimme anredete. Ihre Worte konnte ich nicht verstehen, denn sie sprach lateinisch; trotzdem vermochte ich mich dem Banne ihrer Stimme und dem Zauber ihrer Augen nicht zu entziehen – ihrer großen, schwarzen Augen, die mich voll strafender Strenge ansahen.

Ich hörte auf zu knurren, ließ das Schwert sinken und ging einen Schritt zurück. Die Frau redete weiter und nahm ihre Augen nicht von mir; ihre Stimme klang nun sanft und beschwichtigend.

In der Tat stand da eine eindrucksvolle Gestalt vor mir: Das rundliche, hellhäutige Gesicht umrahmt von tiefschwarzem, bläulich schimmerndem Haar, das in der Mitte gescheitelt war und am Hinterkopf durch einen straffen Knoten zusammengehalten wurde, die hohe, leicht gewölbte Stirn, die schmalrückige Nase wie auch die ebenmäßig geschwungenen, vollen Lippen verliehen ihr eine vornehme und hoheitsvolle, aber zugleich auch anziehende und liebevolle Ausstrahlung. Ihren Körper hatte sie in einen faltenreichen, dunkelbraunen Überwurf gehüllt, dessen Enden bis zum Boden reichten. Trotz dieses weiten, grobtuchigen Gewandes konnte ich unschwer erkennen, daß diese Frau mehr dem Fülligen als dem Hageren zuneigte.

Was mich aber vollkommen und allumfassend in ihren Bann schlug, das waren ihre Augen, diese ausdrucksstarken, mitteilbaren Augen, so groß und von einer so abgrundtiefen Tiefe, wie auch der allertiefste Tiefbrunnen tiefer nicht sein kann.

Der Blick aus diesen Augen durchflutete mich mit einer heimeligen Wärme, die bis in die kleinsten und hintersten Fäserchen meines Körpers drang und mich in einem heißglühenden Glücksgefühl erbeben ließ.

Während also besagter Blick mir die Röte in die Wangen trieb und meine Knie fast schon in Butter verwandelt hatte, hörte ich hinter mir vielfache, stampfende Schritte, begleitet von mehreren enttäuscht grummelnden Männerstimmen. Es waren einige unserer Leute, die enttäuscht waren, denn sie hatten niemanden zum Totschlagen finden können. Sobald die Römer uns bemerkt hatten, waren die meisten von ihnen Hals über Kopf zum Haupteingang hinaus geflohen, welcher sich auf der unserem Einstieg gegenüberliegenden Seite des Anwesens befand.

Nur die Herrschaft und ihr Gesinde flüchteten sich in den Keller, weil wir ihnen den Weg vom Herrschaftshaus über den Innenhof zum Ausgang versperrt hatten. – Ebendiese Menschen hatte ich im Keller aufgespürt. . .

Die Frauen und Männer mußten mittlerweile begriffen haben, welcher guter Schutzgeist ich ihnen geworden war (auch wenn ich mich anfänglich ganz anders gebärdet hatte). Durch Zeichen gab ich ihnen zu verstehen, daß sie sich nicht von der Stelle rühren sollten – dann eilte ich die Stufen hoch, durch die Zimmer hindurch zurück zum Innenhof.

In der Zwischenzeit hatte sich die erste fahle Morgendämmerung eingestellt, und die Männer waren damit beschäftigt, überall in den Gebäudeteilen emsig nach Kostbarkeiten zu wühlen. Alle Schätze wanderten auf einen

mannshohen Haufen im Innenhof und warteten dort auf ihre Verteilung durch die beiden Sippenhäuptlinge. Wenig Schmuck befand sich dabei, fast gar keine Münzen waren darunter; dafür aber jede Menge Hausrat aus edlen Metallen, prachtvolle Erzeugnisse der Schmiedekunst und dazu noch eine ganze Reihe weiterer Gegenstände, die zwar wertvoll aussahen, deren Verwendungszweck ich jedoch nicht kannte. Unter wildem Gefuchtel, lautem Krakeelen, langatmigem Feilschen und endlosem Palavern hub nun das Verteilen der angesammelten Kriegsbeute an – natürlich wollte jeder die besten Dinge für sich selbst haben, und jedesmal schwoll der Lärm zu neuer Stärke an, wenn jemand ein besonders schönes Stück an sich gebracht hatte, denn die Krieger mißgönnten einander sogar die kleinste Glasperle. – Habsüchtig und mißgünstig waren die Krieger schon immer, wenn es um das Verteilen der Beute ging.

Als am Ende nur noch ein bißchen unerheblicher Krimskrams herumlag, fielen mir plötzlich wieder die Leute in dem Kellergewölbe ein. Ob sie sich inzwischen aus dem Staube gemacht hatten? – Da sickerte es mir siedend heiß in das Hirn: Unter den Römerinnen in diesem Keller gehörte mindestens eine mir, mir, mir! Eine davon mußte meine standesgemäße Ehefrau werden! Oh die schwarzen Augen – wie konnte ich sie nur neben all dem Edelmetall vergessen! Oh welch aufschäumendes Glücksgefühl durchwallte mich, da ich jetzt wieder an sie dachte! Stracks rannte ich hin, um nachzusehen, atemlos vor Erregung, und siehe da, in ihrer übergroßen Furchtsamkeit hatten sie sich nicht von der Stelle gerührt, sie waren alle noch da, auch die Frau mit den großen schwarzen Augen...

Stumm und steif wie Steinsäulen standen die drei nun vor mir – die Alte, die Schwarzäugige und der Schmächtinge. Streng sah ich ihnen in die fahlen, reglosen Gesichter. „Ich bin Tagolf“, begann ich mit achtungsgebietender Stimme und schlug mir dabei die flache Hand auf die Brust, „und ihr drei, ihr gehört jetzt mir. Habt ihr mich verstanden?“ Der Schmächtinge verneigte sich daraufhin unterwürdig und antwortete: „Gewiß, Herr Tagolf, ich habe verstanden. Wenn du erlaubst, werde ich deine Worte übersetzen.“ Hierauf brabbelte er auf Lateinisch los und schaute mich zwischendurch immer wieder mit kriecherischem Gesichtsausdruck an.

„Wie heißt ihr drei denn überhaupt?“ wollte ich nun wissen.

„Dies ist Vetula, o Herr“, erwiderte der Schmächtinge dienstfertig, auf die Alte deutend, „und hier steht Aurelia, meine Herrin. Und ich, ich bin Sedulius, dein gehorsamer Diener, o Herr.“

„Sedulius. Hm, hm, so, so. Also, Sedulius, sage deiner Herrin, daß sie meine Frau wird.“

Und nun schaute ich wieder in diese tief-schwarzen Augen, die mich so sehr verzauberten, daß ich mich wie in eine andere, bessere, schönere Welt versetzt fühlte – „Aurelia“, wollte ich ihr dahinschmelzend zuraunen, doch das Wort kam mir nicht aus dem Munde heraus.

Es bedurfte eines kräftigen Räusperns und eines tiefen Atemzuges, bis ich endlich herausbrachte, was mir so überaus dringlich auf dem Herzen lag: „Aurelia! Äh – hum – Aurelia! Wenn du meine Frau bist, dann herrscht du über mehr als sechzig Tagolflinge. Du kannst alles haben, was du willst: schöne Kleider und kostbares Geschmeide in Hülle und Fülle. Alles, was du wünschst, wird geschehen. Den Himmel werde ich dir auf die Erde herunterholen, oder auch anders herum, wenn du es willst: Die Erde hebe ich dir hoch bis zum Himmel – alles tu ich für dich, alles auf deinen Befehl!“

Noch bevor Sedulius übersetzte, zuckte kurz ein spöttisches Lächeln um die Mundwinkel der mandeläugigen Frau. „Nichts anderes habe ich mir erwartet, Häuptling Tagolf“, ließ sie mir sagen, „doch darfst du nicht meinen, daß ich mich fortan wie eine Germanin benehmen werde.“ Ein unfassbar weiter, hoher, himmlischer Wonnerausch stieg in mir auf – diese Frau, diese berückende, betörende, hinreißen-de Frau, sie sollte meine Gemahlin werden...

Jetzt endlich hatte ich Augen für die neue Umgebung, für den soeben eroberten Gutshof. Wie ein alter Kater, der in ein fremdes Haus gesetzt wird, schnüffelte und schnoberte ich überall herum, in den Kellergewölben, unter den Dächern, in den Heizöfen, hinter dem Badhaus, zwischen den Dachbalken, hinter den Truhen und Kisten – so lange, bis ich meinte, auch den allerhintersten Winkel kennengelernt zu haben.

Sedulius, mein soeben frisch erworbener Eigenmann, begleitete mich auf meinen Rundgängen und erläuterte mir alles, wobei er sich die allergrößte Mühe gab, seinen neuen Herrn in jeder Beziehung zufriedenzustellen.

In helles Erstaunen versetzten mich die steinernen Menschengestalten, die in einigen Räumen wie auch vor dem Eingangstor auf Sokkeln herumstanden. Sie sahen aus, als habe ein zorniger Zauberer mit einem Bannstrahl einige Frauen und Männer in Stein verwandelt...

Meine bisherige Verachtung der römischen Lebensweise begann sich schließlich in Hochschätzung umzukehren, als der dienstfertige Zwerg mich in einen rußgeschwärzten Kellerraum führte: Dort, so ließ er mich wissen, werde in der kalten Jahreszeit ein großes Feuer entfacht, dessen Wärme durch kleine Pforten in Hohlräume unter dem Estrich der Fußböden gelangte. Dadurch verbreite sich während des Winters in den unteren Räumen des Bauwerks wohlige Wärme, deren Genuß nicht durch Rauch und Ruß beeinträchtigt werde...

Die traumhaft schöne Anlage des Landguts lernte ich bei meinem Herumschnobern kennen und schätzen, denn von innen war es fast noch schöner anzusehen als von außen. Keine Frage, hier würden wir uns niederlassen, und zwar wir alle – ich und Trucholf mitsamt unseren Sippen. Ich bestimmte gleich den östlichen Eckturm für mich und meinen Haushalt. (Den westlichen Eckturm nahm Trucholf dann für sich und die Seinen, ohne daß darüber je ein weiteres Wort gesprochen worden wäre.) In dem östlichen Eckturm hatte zuvor bereits die römische Herrschaft gewohnt – die Räume waren üppig ausgestattet mit kunstvoll geschreinerten Stühlen, Sesseln, Tischchen, Betten, Kästchen und Wandborten, alles aus feinstem Birnbaumholz...

Das Glas der Fenster übte gleichermaßen einen seltsamen Reiz auf mich aus. Je mehr man von der Seite her auf die flachen Scheiben blickte, um so grünlicher schienen sie zu werden. Und wenn das Sonnenlicht hindurchfunkelte, dann konnte es sein, daß an der Kante eines Glasstücks die Farben des Regenbogens aufschimmerten.

Und dann der herrliche Blick aus den Fenstern nach Süden hin! Hoheitsvoll ragte dort der Tolla-Berg in den Himmel, umgeben von weiteren Erhebungen, die sich in seinen Schattenduckten, als wären sie ihm untergeben.

Nicht sattsehen konnte ich mich an dieser großartigen Landschaft. Während meine Augen wieder einmal wie gebannt an dem prächtig erhabenen Bergkegel hafteten, begann mein Begleiter Sedulius zu erzählen: „Die Ureinwohner dieser Gegend – sie selbst nennen sich Walen, wir aber Kelten –, sie verehren diesen Berg als ihr Heiligtum. Zur Sommer-sonnenwende pilgern sie von weit her in hellen

Scharen dort hinauf. Sobald es dunkel geworden ist, sieht man sie von hier fackelschwingend hinanziehen; ihre Priester tragen wallende weiße Gewänder und singen ihre dumpf hallenden Lieder.

Man munkelt, sie würden auf dem Tolla-Berg ihren Göttern Menschenopfer darbringen, aber das halte ich für ein leeres Gerücht. Solches wird über viele andere Religionen ebenfalls verbreitet und ist doch erwiesenermaßen nichts anderes als üble Nachrede.

Nicht mehr viele Kelten wohnten hier – in den letzten paar Jahren sind die meisten von ihnen weggezogen. Man erzählt sich, im Nordwesten Galliens an der Küste zum Atlantik gebe es ein Dorf, das schon seit Jahrhunderten sich den Römern widersetzt. Dort wollen sie wohl hin, die Kelten. Schade nur, daß man sie heutzutage nur noch selten trifft – sympathische Leute, ich hab' sie gern, über Staatsform und Freiheit läßt es sich trefflich mit ihnen diskutieren. Ihr scharfer Intellekt imponiert mir. Hatte auch immer Spaß an ihrem bissigen Humor. Ich vermisse sie sehr, wirklich.“

Von Sedulius vermochte ich viel zu lernen – er kannte sich rundum aus; sein vielseitiges Wissen erstaunte mich immer wieder. Dieser zwergenmäßige Gnom beherrschte unsere Sprache fast genauso gut wie das Lateinische, er wußte auch bestens Bescheid über die Lebensart der Germanen, er kannte ihre Sitten und Gebräuche so gut, als habe er jahrelang unter ihnen gelebt. Seine großen, abstehenden Segelohren hörten auch das leiseste Tönchen, und seinen kleinen, flinken Mäuseaugen entging absolut nichts...

Vor allem aber verfügte Sedulius über eine merkwürdige, an Zauberei grenzende Kunst: Er malte nämlich auf ein weißliches, stoffähnliches Band kleine schwarze Zeichen, mit denen er die gesprochene Sprache festzubannen wußte – eine Fertigkeit, die ich immer wieder aufs neue bestaunen würde; eine Fertigkeit zudem, die ich mir in späteren Jahren auf mancherlei Weise zunutze machen konnte. Auch diese Geschichte hier wurde diesermassen von ihm festgehalten.

Peter Thaddäus Lang

Tagolf der Siedler

Ein Roman aus der Alemannenzeit

Silberburg-Verlag

An alle Autoren!

Sie erleichtern der Geschäftsführung der Heimatkundlichen Vereinigung die Arbeit wesentlich, wenn Sie auf allen Einsendungen an die Redaktion der Heimatkundlichen Blätter jeweils ihre Kontonummer und das dazugehörige Geldinstitut samt Bankleitzahl angeben. Herzlichen Dank dafür!

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

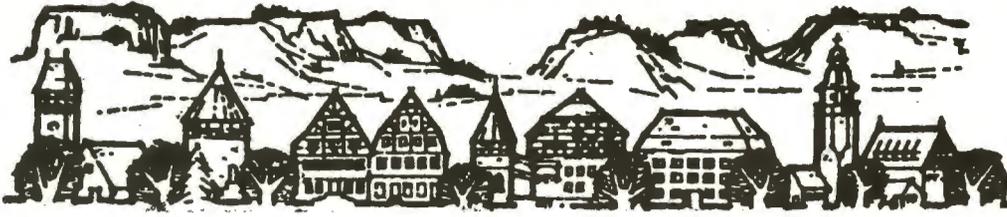
Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 42

31. Dezember 1995

Nr. 12

Albstadt: Das Mühen um die „Neue Stadt“

Ein zusammenfassender Rückblick – Von Karl Raible / Albstadt

Die wirtschaftlich und politisch stürmische Entwicklung nach den ersten Aufbaujahren der Nachkriegszeit brachte es mit sich, daß man überall in großen Einheiten denken, planen und arbeiten mußte. Diese Entwicklung machte vor Verwaltungen und Kommunen nicht halt, und so wurde in Baden-Württemberg wie in den anderen Bundesländern (übrigens auch in Frankreich und weiteren Ländern) die Gemeindereform angepackt und 1968 auf den Weg gebracht.

Auch in den verantwortlichen Gremien in unserem Raum hat man damals erkannt, daß die anstehenden Probleme in unserem dicht besiedelten Raum eine Zusammenarbeit der Gemeinden erforderte. Schon ab 1967 trafen sich zum Beispiel die Gemeinderäte von Ebingen und Tailfingen jährlich zu einem Gespräch. Der „Schmiecha-Zweckverband“ war schon seit Jahren in Sachen Abwasser und gemeinsamer Kläranlage tätig. Aber auch Fragen der Wasser- und Energieversorgung (Ferngas) oder z. B. ein Generalverkehrsplan für beide Städte wurden miteinander besprochen. 1971 bildete sich ein „Nachbarausschuß“, dem neben den beiden Städten auch Onstmettingen, die Eyachtalgemeinden, Bitz, Winterlingen und Straßberg angehörten. Man wollte die Entwicklungen, die sich aus den vom Land angestrebten Plänen abzeichneten, selbst in die Hand nehmen. Als ersten Schritt informierten sich unsere Gemeinden über ihre Pläne und Sorgen, und eine Koordination der Maßnahmen wurde angestrebt. Das war gar nicht so schwer, weil wir ja einen einheitlich geprägten Wirtschaftsraum haben und auch der Menschenschlag durchaus zusammenpaßt.

Zunächst dachte man nicht unbedingt an eine „Neue Stadt“. Man war sich klar, daß man auf nahezu allen Gebieten künftig zusammenarbeiten mußte, dachte aber zunächst an Arbeitsgemeinschaften, an Zweckverbände, an gegenseitige Vereinbarungen. Man merkte indes, daß diese Instrumente in der Praxis schwerfällig, zeitaufwendig und rechtlich unübersichtlich wären. Und so wurde die Begründung des Landes für die vorgesehene Gemeindereform als richtig empfunden, nämlich daß in einem gemeinsamen Lebensraum einheitlich geplant und gehandelt werden sollte und deshalb ein einziger Gemeinderat und eine einheitliche Verwaltung nötig werden würden.

Die Verantwortlichen damals, allen voran die Bürgermeister Dr. Hoss und Kiesecker, wollten das Bewußtsein der Gemeinsamkeiten, das Aufeinanderzugehen und den Gedanken an einen Zusammenschluß jedoch langsam wachsen lassen. Wir wollten unsere Bürger keinesfalls überrumpeln.

Das Land aber ließ uns die notwendige Zeit nicht, was ich zum Beispiel damals in einer Fraktionserklärung der CDU zum Ausdruck brachte und bedauerte. Das Land drängte vielmehr energisch auf eine kurzfristige Verwirklichung der Reformpläne und ließ keinen Zweifel daran, daß notfalls zwangsweise Zusammenschlüsse erfolgen würden.

Das aber wollten wir unter allen Umständen vermeiden und taten alles, um einer Zwangsvereinigung mit einer freiwilligen Vereinba-

rung zuvorzukommen, welche die Möglichkeit gab, partnerschaftlich sowohl Entwicklungen der Gesamtstadt als auch Maßnahmen für die einzelnen Stadtteile als echte Vertragspartner festzuschreiben.

Daraus ergab sich gewiß keine Liebesheirat. Aber die Erkenntnis war klar, daß wir gemeinsam besser leben können – und es war da und dort sogar ein Stück Sympathie vorhanden. Ich würde sagen, wir wurden zur Ehe gedrängt, sahen das aber als einen Weg der Vernunft, weil wir in vielem bereits zusammengewachsen waren. Wir haben und hatten eine ziemlich einheitliche Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur und mußten sinnvollerweise in den großen Fragen Baugebiete, Verkehrsanbindung, Wasser, Abwasser, Umwelt, Energie, Schule und vielem anderen zusammenarbeiten. So gab es zunehmend Kontakte zwischen den Parteien und Fraktionen der benachbarten Städte und Gemeinden.

Anfang 1973 veröffentlichte das Stuttgarter Innenministerium die Grundsätze der Zielplanung für die Gemeindereform. Und da hieß es im Abschnitt der Region Neckar-Alb ganz klar: „Aus den Städten Ebingen und Tailfingen sowie den Gemeinden Onstmettingen und Pfeffingen wird die neue Gemeinde Ebingen gebildet.“

Wenn wir also die harte Regelung „von oben“ vermeiden wollten, waren wir zu schnellerem Handeln und zu konkreten Gesprächen gezwungen. Nachdem sich Margrethausen, 1971, Lautlingen 1972 und Laufen 1973 für ein Zusammengehen mit Ebingen entschieden hatten, bildete jetzt Ebingen mit den genannten Eyachtal-Teilorten einerseits sowie Tailfingen, Onstmettingen und Pfeffingen andererseits einen sogenannten „gemeinsamen Ausschuß“, der konkret einen Eingliederungsvertrag ausarbeiten sollte. Diesem gehörten 36 Vertreter aller Stadtteile an, die in zwei Unterausschüssen intensiv arbeiteten. Die Sitzungen wurden von OB Dr. Hoss (Finanzausschuß) und Bürgermeister Kiesecker (Verwaltungsausschuß) geleitet, „Geschäftsführer“ war Bürgermeister Schmid.

Als Mitglied des Ebinger Gemeinderates gehörte ich selbst diesem Gremium an. Von den heute amtierenden Stadträten waren außer mir noch die Kollegen Daub, Kaiser und Koch sowie der damalige Gemeinderat und heutige Ortsvorsteher Merz dabei.

In vielen Sitzungen wurde die Situation der einzelnen Partner, die geltenden Steuer- und anderen Satzungen, die bestehenden Investitionsvorhaben und Zukunftspläne, die Personalsituation und vieles andere durchgearbeitet

und schließlich die „Vereinbarung über die Vereinigung der Städte Ebingen und Tailfingen sowie der Gemeinden Onstmettingen und Pfeffingen zu einer neuen Stadt“ (Gründungsvertrag) formuliert. Über die Vereinigung und den Vertrag fand im März 1974 eine Bürgeranhörung statt. Das Ergebnis: Ebingen 67,9 Prozent Ja (22,1 Prozent Wahlberechtigte gingen zur Wahl); Tailfingen 36,7 Prozent Ja (40,5 Prozent Wahlbeteiligung); Onstmettingen 13 Prozent Ja (62,9 Prozent Wahlbeteiligung) und Pfeffingen 17 Prozent Ja (58,8 Prozent Wahlbeteiligung).

Enttäuschend wirkten diese Zahlen für die Verantwortlichen nicht. Man konnte einfach nicht erwarten, daß die Bürger sich in so kurzer Zeit von alten Traditionen und von Vorbehalten lösten. Schwierig für eine Beurteilung ist immer auch die Frage, wie die Meinung der Nichtwähler beurteilt werden soll. Klar ist, daß Gegner ganz bewußt immer zur Wahl gehen, Befürworter hingegen möglicherweise nicht, weil sie meinen „es kommt ja sowieso“.

Nachdem aber von Stuttgart aus die klare Aussage für uns wie für andere Räume vorlag, daß eine Vereinigung komme, und solche Anhörungen nach dem Gesetz nur „Anhörungen“ und keine Entscheidungen seien, mußten wir trotzdem handeln. (Diese Art von „Demokratie“ von seiten des Landes fand allerdings viele Kritiker.) Ebingen und Tailfingen haben dann in einer denkwürdigen Sitzung am 22. April 1974 in der Turn- und Festhalle Truchteltingen den Fusionsvertrag abgeschlossen.

Die Gemeinden Onstmettingen und Pfeffingen machten aufgrund des Ergebnisses der Bürgeranhörung nicht mit. Als wenige Wochen später aber das Land die zwangsweise Eingliederung ankündigte, verzichteten die beiden Gemeinden auf eine mögliche Klage dagegen wegen Aussichtslosigkeit, und durch Zusatzverträge wurden die Bestimmungen samt Rechten (beispielsweise die Schaffung eines Ortschaftsrates) und Pflichten der Eingliederungsvereinbarung auch für diese Teilorte gültig. Damit wurden sie ebenfalls gleichberechtigte Partner in der „Neuen Stadt“.

Ein ganz wichtiges Anliegen von Dr. Hoss war, durch den Namen der Stadt den Neuanfang von gleichberechtigten Partnern deutlich zu machen. Das Land hatte „Ebingen“ vorgesehen; möglich wäre aber auch der Doppelname „Ebingen-Tailfingen“ gewesen. Man wollte jedoch dokumentieren, daß keine „Eingliederung nach Ebingen“, sondern eine partnerschaftliche, mehrpolige „Neue Stadt“ gewollt war. Das blieb in Ebingen nicht ohne Proteste mancher Bürger, und ich muß auch heute noch manchmal hören „ob dieses Entgegenkommen der Ebinger auch anerkannt werde“. Jedemfalls entschied man sich nach einer regen Suche nach einem neuen Namen (darüber könnte man einen weiteren Artikel schreiben) für „Albstadt“.

Als Auswanderer ein Aufsteiger Johann Höhn: Von Rosenfeld nach Odessa

Von Hannelore Sommerer/Rosenfeld

In dem Heimatbuch der rußlanddeutschen Landsmannschaft von 1960 habe ich folgende, für Rosenfeld interessante, Geschichte gefunden. Es geht um Johann Georg Höhn, Schlosser; er ist mit Weib und sechs Kindern bei der Auswanderungsurkunde der Familie Dietterle aufgeführt, 1817.

Johann Georg Höhn war der Schwiegersohn des Andreas Dietterle, Ziegler aus Rosenfeld, und der Schwager des Andreas Dieterle jun. Bierbrauer, eine zeitlang Beständer (Pächter) des „Grünen Baum“ in Leidringen. Der „Grüne Baum“ gehörte zu der Zeit Familie Wille aus Leidringen. In der Auswanderungsurkunde schrieb man Dietterle mit zwei t.

Johann Georg Höhn blieb in Carlsthal bei Odessa und betrieb sein Handwerk mit gutem Verdienst bei einem Schmid, aus dem Brief von 1820. Der Urenkel des Johann Georg Höhn, geb. am 29. 5. 1854 (dessen Vater eine Schlosserei in Odessa eröffnete und betrieb), Johann Höhn, übernahm später die Schlosserei und baute hauptsächlich Pflüge. Da er bestrebt war seine Pflüge immer mehr zu vervollkommen, fanden sie auch reißenden Absatz, und die Werkstatt entwickelte sich zu einer Fabrik.

Höhn erwarb etwa 1909 bei Odessa ein Landgut, wo die Neuerungen an den Pflügen stets praktisch ausprobiert wurden. Bei der extensiven Wirtschaftsweise in der Steppe, wo es galt recht große Flächen für die Saat vorzubereiten, baute er mehrscharige Pflüge. Der deutsche Bauer, wie auch der russische Gutsbesitzer im weiten Schwarzmeergebiet, stellten nach und nach den veralteten Einschar auf die Seite, um nach einem Höhn'schen Ein-, Zwei- oder Dreischar zu greifen.

Auf den Ausstellungen in Moskau wurden Höhns Pflüge prämiert und ihr guter Ruf verbreitete sich in ganz Rußland, es war die größte Pflugfabrik zu dieser Zeit in diesem Land.

Im deutschen „Odessaer Kalender“ sind von 1904 an, über die Kapazität des Werkes aufschlußreiche Anzeigen mit folgenden Angaben enthalten:

1904: 70 000 Jahresproduktion,
500 000 St. im Gebrauch
1905: 80 000 Jahresproduktion,
600 000 St. im Gebrauch
1908: 100 000 Jahresproduktion
1909: 120 000 Jahresproduktion

Höhn soll 1300 bis 1500 Arbeiter beschäftigt haben. Obwohl die Eberhard- und Sackpflüge aus Deutschland, aus hervorragendem Stahl gebaut, konkurrenzlos auf den Markt kamen, konnte sich der Höhn'sche Pflug durch seine, dem Steppenunkraut rechnertragende, hohe Bauart immer noch behaupten.

Im Jahr 1918 wurde die Fabrik enteignet und von einer ukrainischen Bauerngemeinschaft übernommen. Danach zog Höhn nach Deutschland, jedoch litt es ihn hier nicht lange, und er kehrte wieder zurück in das Land, das durch seine Arbeit ihm zur Heimat geworden war. Er ließ sich in Kischinev nieder und gedachte unter dem Schutze der rumänischen Regierung sein Werk fortzusetzen.

Mittlerweile ist er ein alter Mann geworden, aber er fühlte sich noch rüstig genug, wieder eine Fabrik für landwirtschaftliche Geräte zu gründen, wo er einen Pflug von besonderer Art bauen wollte. Durch Flugblätter machte er für seine Idee Propaganda und warb um Geschäftsteilhaber.

Wohl seines vorgeschrittenen Alters wegen, und auch wegen der Unsicherheit der Zeit, verhielt man sich in Fach- und Finanzkreisen zu Höhn reserviert.

In Odessa war Johann Höhn seinerzeit Ehrenbürger und wurde als Iwan Iwanowitsch von den Odessiten sehr geachtet. Er starb am 11. September 1938 in Kischinev, im hohen

Alter von 84 Jahren. Er hatte drei Söhne und zwei Töchter, seine erste Frau war Luise Schemp aus Odessa, nach deren Tod heiratete er Mathilde Quast.

Quellen:

Heimatbuch der Rußlanddeutschen von 1960/1961, Dr. Karl Stumpp, „Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland in den Jahren 1763-1862“
Staatsarchiv Sigmaringen



Johann Höhn, Odessa

Heimatkundliche Vereinigung Balingen e. V. Studienfahrten und Vorträge - 1996 -

- | | | |
|-----------|---------|--|
| Mittwoch, | 14. 2. | Künstner: Dia-Tonbildschau: Exkursion Halberstadt 1994, 18.30 Uhr Landratsamt |
| Mittwoch, | 6. 3. | Kratt: Dia-Vortrag: Exkursion Tangermünde 1995, 18.30 Uhr Landratsamt |
| Montag, | 8./13. | Dannenhaus: Exkursion: Burgund (siehe gesonderte Ausschreibung) |
| Mittwoch, | 8. 5. | Klek: Führung durch die Klosteranlage Kirchberg, nachmittags mit Pkw, 14.30 Uhr vor dem Klostertor |
| Sonntag, | 12./16. | Kratt: Exkursion: Trier, Luxemburg und entlang der Mosel (siehe gesonderte Ausschreibung) |
| Samstag, | 1./ 8. | Roller: Exkursion: Lübeck - Hansestädte, Dome, Residenzen an der Ostsee (siehe gesonderte Ausschreibung) |
| Samstag, | 22. 6. | Munz: Litera-Tour |
| Mittwoch, | 10. 7. | Hübner: Ausstellung: „Das ewig Weibliche“, Stadthalle Balingen
Eintritt und Kosten für Sonderführung gemäß Preisliste der Stadthalle |
| Samstag, | 20. 7. | Groh: Exkursion: Rastatt, Schloß Favorite, DM 48.- |
| Sonntag, | 18./25. | Schneider: Exkursion: Oberaula/Hessen, beidseits der deutschen Märchenstraße (siehe gesonderte Ausschreibung) |
| Sonntag, | 1. 9. | Willig: Exkursion: Klostersruinen Frauenalb, Herrenalb, Allerheiligen, Kniebis, DM 48.- |
| Samstag, | 5.10. | Hübner: Exkursion: Winterthur und Museum Reinhardt, DM 48.- |
| Samstag, | 20.10. | Pemsel/Kratt: Exkursion: Pfarrhof Museum Eggmannsried, Wurzach, DM 48.- |
| Samstag, | 9.11. | Hauptversammlung:
Im Schloß Stauffenberg zu Lautlingen, 18 Uhr
Festredner Herr D. Gerhard Raff, Thema: „Hie gut Wir temberg allewege“
Musikalische Begleitung: Trio Köhler, Will-Reber, Reber.
Gäste sind herzlich willkommen |

Die mehrtägigen Exkursionen werden mit Angabe der Teilnehmerbeiträge gesondert ausgeschrieben. Zur Hauptversammlung erfolgt eine besondere Einladung in der Presse (ZOLLERN-ALB-KURIER und Schwarzwälder Bote). Die einzelnen Veranstaltungen werden jeweils ca. 14 Tage vorher in der Presse bekanntgegeben. Änderungen bleiben vorbehalten. Um möglichst frühzeitige Anmeldung zu den Studienfahrten bittet die Geschäftsführerin Frau Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74 oder 84 75, Fax (0 74 27) 84 75. Bei mehrtägigen Exkursionen schriftliche Anmeldung.

Stammtische (siehe dazu auch Hinweise in der Presse)

Balingen: an jedem 2. Mittwoch im Monat im Hotel Thum
Albstadt: an jedem 1. Mittwoch im Monat im Café Wildt-Abt, Ebingen

Maschinenfabrik Esslingen baute Schellenbergbrücke

Da zur Zeit die Schellenbergbrücke in aller Munde ist und diese von der Maschinenfabrik Esslingen gebaut wurde, möchte ich einmal kurz auf die Geschichte dieser Firma eingehen.

Die ersten sechs Lokomotiven der Königlich Württembergischen Eisenbahn kamen aus Amerika (siehe gesondertes Blatt) und sollten von der heimischen Industrie nachgebaut werden. Da es so eine Industrie in Württemberg nicht gab, schrieb man das Projekt 1845 aus. Esslingen erkannte sofort die Lage und stellte sofort Grund und Boden zur Verfügung.

Zum Aufbau dieser Maschinenfabrik gingen 30 Angebote ein (z. B. Maffei aus München). Der Zuschlag ging an den Karlsruher Fabrikanten Emil Kessler, mit der Auflage, in 30 Tagen 30 Aktien zu je 10 000 Gulden in Württemberg zu verkaufen. Die Aktien gingen innerhalb dieser Frist an drei Offiziere und 27 Aktionäre aus dem Bürgertum.



BILDER AUS ALTER ZEIT

Oben: Ratshausen in einer Aufnahme vom April 1952. – Mitte: Blick auf Tieringen im Mai 1952. – Unten: Oberdisgisheim im September 1949.

Fotos: Kreisarchiv



Kessler gründete 1836 mit seinem Partner Matiensen eine Maschinenfabrik in Karlsruhe. 1843 schied Matiensen aus und die Fabrik ging ganz auf Kessler über. 1846 verließ er Karlsruhe, und am 13. März 1846 wurde die Maschinenfabrik Esslingen gegründet.

Die Maschinenfabrik Esslingen war zur damaligen Zeit der größte Arbeitgeber im Land. Sie hatte international einen guten Ruf (es wurden u. a. 6000 Lokomotiven gebaut) und eine breite Produktpalette. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es mit ihr allerdings bergab. 1965 ging die Maschinenfabrik Esslingen an die Daimler Benz AG über, 1968 hörte sie faktisch auf zu existieren. Hannes Schneider

Quellen:

- Frankh Verlag
Wolfgang Messerschmid
Taschenbuch deutscher Lokomotivfabriken
- Merker Verlag
Eisenbahnjournal/Sonderausgabe III/94
Eisenbahnen in Stuttgart

Die ersten Lokomotiven der Württembergischen Eisenbahn

William Norris aus Philadelphia		
	Baujahr	Ausmusterung
1 Donau	1845	1861
2 Fils	1845	1861
3 Jagst	1845	1861

Baldwin & Whitney aus Philadelphia		
	Baujahr	Ausmusterung
4 Neckar	1845	1864
5 Enz	1845	1864
6 Rems	1845	1864

Quelle:

- Alba Verlag
Lohr/Thielmann
Lokomotiven Württembergischer Eisenbahnen

An alle Autoren!

Sie erleichtern der Geschäftsführung der Heimatkundlichen Vereinigung die Arbeit wesentlich, wenn Sie auf allen Einsendungen an die Redaktion der Heimatkundlichen Blätter jeweils ihre Kontonummer und das dazugehörige Geldinstitut samt Bankleitzahl angeben. Herzlichen Dank dafür!

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Karl Raible, Wilhelm-Keller-Straße 26
72458 Albstadt-Ebingen

Hannes Schneider, Auf Schmiden 52
72336 Balingen

Hannelore Sommerer, Schönbühlweg 22
72348 Rosenfeld

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.